Geschichte

der

Girondisten.

Zweiter Band.

Geschichte

der

Girondisten

von

A. de Lamartine.

Aus dem Französischen.

Zweiter Band.

Leipzig,
Brockhaus & Avenarius.

1847.

Inhalt.

Zweiter Band.

Achtes Buch.

Der König sucht sich zu sichern. — Mittel, die er deshalb ergreift. — Erste Einigungen republikanischer Patrioten. — Madame Roland wird Mittelpunkt dieser Vereine. — Charakteristik derselben. — Ihr Leben und ihre Verheirathung. — La Platiere. — Schilderung des Lebens daselbst. — Herr und Madame Roland in Paris. — Ihre Verbindungen mit Männern der Volkspartei . . . . S. 1—29.

Neuntes Buch.

Rückblick auf Männer und Ereignisse. — Robespierre errichtet sich eine Rednerbühne bei den Jacobinern. — Roland gewinnt durch seine Freunde Einfluß. — Narbonne als Kriegsminister. — Der König schwankt zwischen den Parteien. — Allgemeiner Enthusiasmus für den Krieg. — Robespierre allein ist dem Kampfe abgeneigt . . . . . . S. 30—50.

Zehntes Buch.

Der Tod Kaiser Leopolds und die Ungeduld der Girondisten beschleunigen den Gang der Ereignisse. — Entwurf einer von Vergniaud vorgeschlagenen Adresse. — Der König versagt den Beschlüssen gegen die Geistlichen und Ausgewanderten seine Zustimmung. — Der Bürgerkrieg glimmt in der Vendee im Verborgenen. — Er bricht in den südlichen Gegenden aus. — Lescuyer's Ermordung in Avignon. — Jourdan in Avignon. — Mordscenen daselbst. — Die Versammlung befiehlt die Bestrafung der Meuchelmörder. — Die Jacobiner wirken ihnen Amnestie aus. — St. Domingo. — Empörung der Schwarzen gegen die Weißen. — Die Mulatten machen mit den Schwarzen gemeinschaftliche Sache. — Offene Empörung. — Der Mulatte Oge, das Haupt der Insurrection, wird verurtheilt und hingerichtet. — Allgemeiner Aufruhr. — Die Weißen werden ermordet. — In Frankreich vermehren sich die inneren Unordnungen. — Anzeichen eines Religionskrieges. — Unruhen in Caen. — Abbe Fauchet. — Schilderung desselben. — Reaction zu Gunsten des Königs in Mende. — Lajaille's Ermordung zu Brest. — Zerwürfnisse in den Garnisonen. — Ungeahndete Zuchtlosigkeit der Soldaten. — Das Schweizerregiment Chateauvieux . . . . S. 51—98.

Elftes Buch.

Der Triumph der Zuchtlosigkeit und des Mordes bleibt nicht ohne Gegenwirkung. — Schwäche der waffenlosen Regierung. — Strenge des Winters. — Theurung des Getreides. — Die Regierung wird für diese Unfälle verantwortlich gemacht. — Beschuldigung des Aufkaufs gilt als ein Todesurtheil. — Ermordung des Maires Simoneau von Etampes. — Der Herzog von Orleans sucht sich dem König zu nähern. — Schilderung desselben. — Er fällt in Ungnade. — Seine Reisen. — Madame von Genlis leitet die Erziehung seiner Kinder. — Die Partei Orleans'. — Die Versöhnung zwischen dem Herzog von Orleans und dem König scheitert. — Der Herzog geht zu den Jacobinern über. — Rüstungen des Kaisers. — Frankreich entscheidet sich für den Krieg . . . . . . S. 99—131.

Zwölftes Buch.

Kaiser Leopolds Tod. — Absetzung Narbonne's. — Tragisches Ende des Königs von Schweden, Gustav. — Das Ministerium Ludwigs XVI. — Alle Parteien vereinigen sich, ihn zu stürzen. — Brissot, der Staatsmann der Gironde. — Girondistisches Ministerium. — Dumouriez ist für den Krieg. — Roland, Minister des Innern . . . . . . S. 132—155.

Dreizehntes Buch.

Dumouriez. — Charakteristik desselben. — Schwierigkeiten der Stellung Roland's. — Dumouriez, Vermittler zwischen dem König und der Nation. — Er gibt der Königin guten Rath. — Seine Gegenwart bei den Jacobinern. — Er setzt die rothe Mütze auf und umarmt Robespierre. — Schreiben des Königs an die Versammlung. — Er bestätigt die Wahl der neuen Minister. — Im Ministerrath scheint Eintracht zu herrschen. — Vereinigung der Girondisten bei Madame Roland. — Vertraulicher Brief Roland's an den König. — Geheime Verbindungen Vergniaud's, Guadet's und Gensonne's mit dem Hofe. — Mishelligkeiten zwischen Dumouriez und den Girondisten. — Dumouriez nähert sich Danton. — Kampf Brissot's und Robespierre's und ihre Reden . . . . . S. 156—206.

Vierzehntes Buch.

Die Journale nehmen an den Zwistigkeiten der Parteien Theil. — Unterhandlungen Dumouriez' mit Oestreich. — Der Herzog von Braunschweig. — Der König schlägt den Krieg vor. — Allgemeine Begeisterung. — Der Krieg wird beschlossen. — Dumouriez entwirft den Plan. — Lafayette zaudert. — Betrachtungen über Belgien. — Coblenz, die Hauptstadt der Auswanderung. — Der Graf von Provence. — Graf Artois. — Prinz von Conde. — Ludwig XVI., Geisel Frankreichs. — Die Königin wird als Seele des östreichischen Comites betrachtet. — Manifest des Herzogs von Braunschweig. S.207—234.

Funfzehntes Buch.

Zwiespalt im Ministerrath. — Zusammenziehung eines Lagers von 20,000 Mann in der Umgegend von Paris. — Von neuem versagt der König dem Beschlusse gegen die unvereideten Priester seine Zustimmung. — Roland, Claviere und Servan werden entlassen. — Roland liest der Versammlung seinen vertraulichen Brief an den König vor. — Der König erklärt sich bestimmt gegen den Beschluß in Beziehung auf die Priester. — Zusammenrottungen in der Vorstadt Saint-Antoine. — Dumouriez bietet seine Entlassung an. — Neues Ministerium vom 17. Juni. — Dumouriez geht zur Armee ab. — Sein Abschied vom Könige. — Roland's Haus als Mittelpunkt der Girondistenpartei. — Man verschwört sich hier über die Unterdrückung der Monarchie. — Barbaroux. — Buzot, Freund der Madame Roland. — Danton. — Sein Leben und Charakter. — Feindseligkeiten in Belgien. — Unglücksfälle. — Die Generale. — Bestürzung in Paris. — Lage Frankreichs. . . . . S. 235—257.

Sechzehntes Buch.

Die Regierungsgewalt geht auf die Gemeine von Paris über. — Pethion. — Seine Gunst bei der Menge. — Charakter der Parteien. — Die Menschen, welche sie aufstacheln. — Vereinigung zu Charenton. — Ein Sturm gegen das Schloß wird beschlossen. — Der zwanzigste Juni. — Das Volk beginnt vom Bastillenplatz seinen Abmarsch. — Die Führer desselben. Santerre, Saint-Huruge, Theroigne von Mericourt. — Schilderung dieser Volkserhebung. — Die Versammlung läßt die Verschwornen bewaffnet an sich vorüberziehn. — Sie hebt einstweilen die Sitzung auf. — In den Höfen der Tuilerien werden Streitkräfte aufgestellt. — Edelleute eilen nach dem Schlosse. — Der König läßt die Thore öffnen. — Pethion entzieht sich seiner Verantwortlichkeit. — Die Insurgenten in den Tuilerien. — Hingebung der Prinzessin Elisabeth. — Der König muß die rothe Mütze aufsetzen. — Die Königin und ihre Kinder mitten unter den Insurgenten. — Die Versammlung eröffnet ihre Sitzung wieder. — Deputation an den König. — Sie ist außer Stand, die Volksmassen zu zügeln. — Pethion erscheint wieder in den Tuilerien und zerstreut den Aufruhr. — Die Marseiller in Paris. — Ihr Kriegslied. — Das Volk strömt ihnen entgegen. — Ursprung der Marseillaise . . . . S. 258—310.

Achtes Buch.

I.

Während der König die hohe, aber einsame Stellung, welche ihm die Constitution angewiesen hatte, auf verschiedene Weise zu sichern und zu behaupten suchte, indem er theils gefährliche Unterhandlungen mit dem Auslande anknüpfte, theils unvorsichtige Versuche machte, im Innern seines Landes durch Bestechung einzuwirken, traten einige Männer, sowohl Jacobiner als Girondisten, damals noch alle mit der Benennung „Patrioten" bezeichnet, zusammen und fingen an, den Kern einer großen republikanischen Gemeinschaft zu bilden. Diese Männer waren Péthion, Robespierre, Brissot, Buzot, Vergniaud, Guadet, Gensonné, Carra, Louvet, Ducos, Fonfrède, Duperret, Sillery-Genlis und einige andere weniger bedeutende.

Ihr Vereinigungspunkt war das Haus einer jungen Frau, der Tochter eines Graveurs, auf dem Quai des Orfèvres. Dort begegneten sich die beiden größten Partein der Revolution, dort vereinigten, dort trennten sie sich, zerrissen, nachdem sie die Gewalt erlangt und gemeinschaftlich den Umsturz der Monarchie herbeigeführt, durch ihre Spaltungen ihr eignes Vaterland und gaben der Freiheit den Tod, indem sie sich selbst den Untergang bereiteten. Weder Ehrgeiz noch Berühmtheit hatten nach und nach diese Män-

ner zu einer Frau hingezogen, die damals ohne Ansehn, ohne Einfluß, ohne glänzendes Hauswesen war. Was sie hingeführt hatte, war die Uebereinstimmung ihrer Ansichten und die Neigung hochgebildeter Geister, einer neuen Wahrheit, welche das Glück der Menschen in sich zu tragen scheint, öffentlich und im Geheimen Verehrung zu erweisen. Die gemeinschaftliche Ueberzeugung war die unsichtbare anziehende Kraft, welche sie verband. Sie waren alle Neubekehrte zu der Religion der Philosophie und fühlten das Bedürfniß, erst an eine Vereinigung der Geister zu denken, ehe sie zu gemeinschaftlichen Thaten fortschritten. So lange die, politischen Männern gemeinschaftlichen Ideen nicht einen solchen Mittelpunkt gefunden haben, wo sie sich gegenseitig fortbilden und durch die Berührung befestigen, wird nichts ausgeführt. Die Revolutionen sind Ideen, eine solche Vereinigung macht die Parteien.

Das reine für alles Edle erglühende Gemüth einer Frau war würdig, der Sammelpunkt aller Strahlen der neuen Wahrheit zu werden und so die Flamme entstehen zu lassen, welche die alten Institutionen verzehren sollte. Der Mann erkennt das Wesen der Wahrheit und bildet sie aus dem Grunde seiner Seele heraus, die Frau allein erfaßt sie mit Leidenschaft. Liebe ist tief im Innern alles Geschaffenen. Es scheint, als ob die Wahrheit doppeltes Geschlecht habe, wie die Natur. Bei allem Großen, was geschehen, zeigt sich von der Entstehung an die Gestalt einer Frau; so mußte es auch bei der Grundlegung der Revolution sein. Man könnte sagen, daß die Philosophie diese Frau in Madame Roland fand.

Der Geschichtschreiber, der vom schnellen Wechsel der Begebenheiten fortgerissen wird, muß bei dieser Gestalt verweilen, die so mild und zugleich so ernst erscheint, wie auch die Vorübergehenden stehen blieben, um ihre verklärten Züge und ihr weißes Gewand zu betrachten, als sie der Wagen auf dem Wege fortzog, der Tausende von Opfern zum Tode führte. Um sie ganz zu kennen, muß man ihr von der Werkstätte ihres Vaters bis zum Schaffotte folgen. Bei der Frau vor Allem ruht der Keim der Tugend in ihrem Herzen; fast immer gibt das verborgene Leben im Hause Aufschluß über das öffentliche Leben.

II.

Madame Roland, die zur Zeit, wo sie öffentlich auftrat, in der Blüthe der Jugend und Schönheit stand, war an einen Mann von ernstem Charakter verheirathet und seit kurzem Mutter geworden. Sie stammte aus einer Familie, welche durch angestrengte Arbeitsamkeit sich zu dem Mittelzustande zwischen Besitzlosigkeit und sicherer bürgerlichen Stellung erhoben haben, einem Zustande, in welchem noch Tugenden und Einfachheit des Volks bleiben, aber deshalb nicht höhere Bildung ausschließen. Hier erneueren sich die Nationen zu den Zeiten, in welchen die Aristokratien fallen, denn hier ist das Mark des Volkes. Hier war auch Jean Jacques Rousseau das Gegenstück zu Madame Roland geboren. Ein Bild von ihr, welches in ihrer Jugend gemalt wurde, stellt das junge Mädchen dar, wie sie in der einen Hand ein Buch, in der andern den Grabstichel hält. Dieses Bild ist die symbolische Erklärung der gesellschaftlichen Lage, in der Madame Roland geboren war; sie stellt gleichsam den Augenblick dar, wo die Arbeit der Hände nicht mehr in dem Grade vorherrschend ist, um der Ausbildung des Geistes hinderlich zu sein.

Ihr Vater, Gratian Philippon, war Graveur und Emaillemaler. Zu gleicher Zeit gab er sich mit dem Verkauf von Diamanten und Schmucksachen ab. Er gehörte unter die Menschen, die immer höher steigen wollen, als ihre Kräfte es erlauben. Er war ein Abenteurer im Bereiche der Gewerbsthätigkeit, der immer wieder das Erworbene verschleuderte, um zu den großen Erfolgen zu gelangen, die ihm sein Ehrgeiz vorspiegelte. Er liebte seine Tochter ausnehmend und begnügte sich nicht damit, ihre Bildung nur mit den bescheidnen Verhältnissen, in denen sie wahrscheinlich stets leben zu müssen schien, in Einklang zu bringen. Er gab ihr eine Erziehung, die der ersten Familien würdig gewesen wäre, wie er selbst durch sein Herz für eine weit höhere Stufe bestimmt war, als die, auf welcher er stand. Es ist übrigens bekannt, wie solche Charaktere Bedrängniß und Unglück im Innern ihres Hauses entstehen lassen.

So wuchs das junge Mädchen auf, umgeben von geistigem Luxus, während auf der andern Seite Mangel und Sorge fühlbar waren. Zeitig mit klarem Urtheil begabt, erkannte sie bald den Widerspruch und die Unordnung, die in der Lage ihrer Familie herrschte; sie suchte eine Zuflucht bei ihrer Mutter, damit der verständige Sinn derselben sie gegen die Illusionen ihres Vaters schützen und die trüben Aussichten in die Zukunft erhellen möchte.

Margarethe Bimont, ihre Mutter, früher von einnehmender Schönheit, stand ebenfalls durch ihren Geist über den Verhältnissen, in denen sie lebte. Aber ein tiefes, religiöses Gefühl und fromme Ergebung schützten sie ebenso gegen Ehrgeiz, wie gegen Verzweiflung. Von sieben Kindern war ihr nur eine Tochter übrig geblieben und dieser wandte sie die ganze Kraft ihrer Liebe zu. Indeß sicherte sie diese Liebe selbst vor jeder Schwachheit bei der Erziehung derselben. Sie hielt das Herz und den Verstand, die Einbildungskraft und die Vernunft derselben im richtigen Gleichgewichte. Ohne weibliche Zartheit außer Acht zu lassen, bildete sie ihren Geist stark und kräftig aus. Es war, als ob sie das Schicksal dieses Kindes vorausgesehen und deshalb allen Eigenschaften desselben etwas Männliches gegeben hätte, was Helden oder Märtyrer werden läßt.

Die Natur unterstützte sie hierbei, wie es nur zu wünschen war. Die geistigen Fähigkeiten ihrer Tochter übertrafen noch die blendende Schönheit derselben. Diese Schönheit, welche sie in ihrer Jugend zeigte und die sie später selbst mit kindlichem Wohlgefallen in ihren Denkwürdigkeiten beschrieb, trug noch keine Spur von dem kräftigen, ernsten und würdevollen Ausdruck, den ihr später die Beschäftigung mit männlichen Gedanken und das Unglück gaben.

Von hoher und schlanker Gestalt, der Oberkörper kräftig ausgebildet, eine bescheidene und sittsame Haltung, in der Stellung des Halses Etwas, was auf Unerschrockenheit hindeutete, glänzend schwarze Haare, blaue Augen von dunkler Färbung, ernst blickend, wie der Gedanke, der sie belebte, ein Blick, wie ihr Gemüth bald von mildem, bald von ernstem und kräftigem Ausdrucke, die Nase würdig einer griechischen Bildsäule, der Mund etwas groß, bereit zum Lächeln, wie zum Sprechen, das Kinn etwas vorgebeugt

und gerundet, was dem Oval ihres Gesichtes die sinnliche und weibliche Anmuth gab, ohne welche die Schönheit keine Liebe hervorbringt; die Gesichtsfarbe auf Lebensfrische hindeutend und bei dem geringsten Anlasse durch das stärker wallende Blut röther gefärbt; in der Stimme ein Ton, der tief aus dem Innern der Brust hervorklang und sich nach den Bewegungen des Herzens selbst abstufte (eine unschätzbare Gabe, denn der Ton der Stimme, der für die Frau zur Mittheilung ihrer innern Bewegung wird, ist für den Redner Träger seiner überzeugenden Kraft; in beider Beziehung hatte sie Anspruch auf dieses Bezaubernde, das in der Stimme liegen kann, und die Natur hatte ihr es nicht versagt): so war in ihrem achtzehnten Jahre dieses junge Mädchen, das lange in Verborgenheit geblieben war, als ob für das Leben und für den Tod ein stärkerer Geist und ein vollendeteres Schlachtopfer hätte erzogen werden sollen.

III.

Ihre geistigen Fähigkeiten leuchteten so frühzeitig und so plötzlich aus ihr hervor, daß es schien, als ob schon die Inspiration sie leite. Sie lernte die schwierigsten Dinge, indem sie sich nur oberflächlich damit beschäftigte. Die ernstere Erziehung der Männer war für sie ein Bedürfniß und ein Spiel. Ihr kräftiger Geist brauchte, wie zur Uebung alle Werkzeuge des menschlichen Denkens. Religion, Philosophie, Geschichte, Musik, Malerkunst, Tanz, Mathematik, Chemie, fremde und gelehrte Sprachen — Alles erlernte sie und wünschte noch mehr zu lernen. Sie bildete selbst ihren Geist mit den geringen Hilfsmitteln, welche ihr die keineswegs glänzende Lage ihres Vaters darbieten konnte. Sie nahm heimlich die Bücher an sich, welche die Lehrlinge mit in die Werkstätte brachten und dort für sie liegen ließen. So kamen Jean Jacques Rousseau, Voltaire, Montesquien, die englischen Philosophen in ihre Hände. Ihre wahre geistige Nahrung aber war Plutarch.

„Ich werde nie vergessen, sagt sie, wie ich während der Fastenzeit im Jahre 1763 alle Tage dieses Buch mit in die Kirche nahm, als ob es das Gebetbuch wäre. Von

dieser Zeit her stammen die Eindrücke und die Ideen, die mich zur Republikanerin machten, ohne daß ich damals daran dachte, es zu werden." Außer Plutarch sprach sie noch am meisten Fénelon an. Dann kamen Tasso und die Dichter. Alle drei mußten in ihrer Seele den Heldenmuth, die Tugend und die Liebe hervorbringen, von denen ihr späteres Leben so großartiges Zeugniß gab.

Dieses glühende Streben ihres Geistes ließ jedoch ihre Vernunft kalt, und ihr Sinn blieb rein. Sie bekennt, kaum einige leise und schnell vorübergehende Regungen des Herzens und der Sinne empfunden zu haben: „Während ich sie — schreibt sie — hinter der spanischen Wand las, die meine Stube von dem Saale meines Vaters schied, holte ich unruhiger Athem, eine Gluth überzog zuweilen plötzlich mein Gesicht und wenn ich hätte sprechen müssen, würde der Ausdruck meiner Stimme meine innere Bewegung verrathen haben. Ich war Eucharis für Telemach, ich war Herminie für Tancred. Indeß, während ich mich ganz an ihre Stelle versetzte, dachte ich nicht daran, daß ich selbst für irgend Jemand Etwas sein könnte. Doch erinnere ich mich, nie ohne zu zittern, einen jungen Maler, Namens Taboral, gesehen zu haben, der zuweilen zu meinem Vater kam; er war ungefähr zwanzig Jahre alt, hatte eine sanfte Stimme, ein zartes Gesicht und wurde leicht roth, wie ein junges Mädchen. Wenn ich hörte, daß er in der Werkstätte war, wußte ich es immer einzurichten, daß ich dort einen Bleistift oder irgend etwas Anderes zu suchen hatte; aber da mich seine Gegenwart eben so in Verlegenheit setzte, als sie mir Vergnügen machte, so ging ich schneller wieder hinaus, als ich hineingekommen war, und dann klopfte mir das Herz und ich zitterte, daß ich mich in meinem Stübchen verbarg, um es Niemand merken zu lassen."

Obgleich ihre Mutter sehr fromm war, so untersagte sie ihrer Tochter doch nicht, diese Bücher zu lesen. Sie wollte sie religiös machen, aber ohne dabei gebietend aufzutreten; duldsam und von klarem Verstande, überließ sie ihre Tochter vertrauensvoll ihrer Vernunft, und wollte ihre aufstrebende Kraft, die später in diesem Geiste solche Früchte tragen sollte, nicht unterdrücken. Eine knechtische und unfreiwillige Religion schien ihr eine Entwürdigung, eine Skla-

verei, die Gott nicht als ein seiner würdiges Opfer annehmen konnte. Der Hang zum Nachdenken brachte ihre Tochter von selbst dahin, sich mit solchen großen Gegenständen des Glücks und des Unglücks zu beschäftigen, und eher, wie andre drang sie in die Tiefen des Unendlichen ein. Die Herrschaft des Gefühls begann in ihr mit Liebe zu Gott. Das Umherschweifen in erhabnen, frommen Betrachtungen verschönerte und bewahrte die ersten Jahre nach ihrer Kindheit, führte sie dann zur Philosophie und schien sie für immer vor den Stürmen der Leidenschaften sicher zu stellen. Ihre Frömmigkeit wurde tief und stark, wie ihr Gemüth. Das Kloster schwebte ihr vor und sie träumte von Märtyrerthum. Sie ging in ein Kloster und dort fühlte sie sich eine Zeit lang glücklich; ihre Gedanken richteten sich dem Mystizismus zu und ihr Herz fühlte die erste Freundschaft. Die eintönige Regelmäßigkeit dieses Lebens beruhigte nach und nach die Regsamkeit ihres zu tiefen Betrachtungen geneigten Geistes. In freien Stunden spielte sie nicht mit ihren Gefährtinnen; sie zog sich unter einen Baum zurück, um zu lesen und zu träumen. Empfindsam, wie Rousseau, zog die Schönheit der Bäume, das Säuseln der Blätter, der Duft der Pflanzen sie an; sie bewunderte und verehrte Gottes Hand in seinen Werken. Von Dankbarkeit erfüllt und von innerer Freude bewegt, eilte sie zur Kirche, um ihn anzubeten. Dort, wo sich die vollen, großartigen Klänge der Orgel mit dem Gesang der jungen Nonnen vereinten, fühlte sie sich dann ganz in Verzückung versetzt. Die katholische Religion wirkt auf alle Weise mit mystischer Zaubermacht auf die Sinne und auf die Einbildungskraft. Eine junge Nonne, die ihre Probezeit vollendet, wurde während ihres Aufenthaltes im Kloster eingekleidet. Ihre Erscheinung am Gitter, ihr weißer Schleier, die Rosen, mit denen sie bekränzt war, das Leichentuch, welches ihre Schönheit und ihr noch jugendkräftig schlagendes Herz einhüllte, erschütterten ihr gefühlvolles Herz und ließen sie in Thränen ausbrechen. Ihr Schicksal zeigte ihr das Bild großer Opfer. Im voraus fühlte sie in ihrer Seele den Muth dazu, aber auch den Schmerz derselben.

IV.

Der Reiz und die Gewohnheit dieser religiösen Empfindungen verschwand nie aus ihrem Innern. Die Philosophie, der sie bald allein ihre ganze Verehrung zuwandte, verdrängte den Glauben, ließ aber diese Eindrücke bestehen. Sie konnte nicht ohne Wohlgefallen und Ehrfurcht die Gebräuche eines Cultus ansehen, dessen Geheimnisse ihre Vernunft zurückgewiesen hatte. Sie wurde durch den Anblick so vieler schwacher Menschen, die sich vereinigten, um den Vater der Menschen zu verehren und anzuflehen, gerührt. Die Musik brachte sie dem Himmel näher. Glücklicher und besser verließ sie die christlichen Tempel: so stark sind die Eindrücke der Jugend, daß ihr Widerschein sich auch noch später über das bewegteste Leben verbreitet.

Dieser leidenschaftliche Hang zum Unendlichen und dieses fromme Gefühl für die Natur wirkten noch ebenso hinreißend auf sie ein, als sie wieder zu ihrem Vater zurückgekehrt war. „Das väterliche Haus — sagt sie — bot nicht die stille Einsamkeit des Klosters dar. Indeß war oben in unserer Wohnung am Pont-Neuf Luft und Aussicht genug für meine träumerische Einbildungskraft. Wie oft habe ich nicht von meinem an der Nordseite gelegenen Fenster aus mit innerer Bewegung die große Himmelswüste, das herrliche blaue Gewölbe betrachtet, vom leichtgefärbten Osten an weit hinter dem Pont-au-change bis zum Westen, den die letzten Strahlen der Sonne hinter den Elysäischen Feldern und den Häusern von Chaillot in einem goldnen und dunkelrothen Scheine erglänzen ließen! Nie verfehlte ich, am Abend eines schönen Tages einige Augenblicke auf diese Weise zuzubringen, und mit stiller Wonne fühlte ich dann meine Augen sich mit Thränen füllen. Ein unaussprechliches Gefühl der Dankbarkeit, noch so leben und empfinden zu können, durchzog meine Brust und ich brachte dem Wesen der Wesen die reinste, seiner würdige Huldigung dar." Ach! als sie diese Zeilen schrieb, sah sie nur noch im Geiste dieses Stück des in Paris so beschränkten Himmels und die Erinnerung an diese schönen Abende erhellten die Mauern ihres Kerkers nur mit flüchtiger Täuschung.

V.

Aber damals war sie glücklich mit ihrer Tante Angelika und ihrer Mutter in dem nach ihrer Ansicht schönen Stadttheile der Insel St. Louis. Auf den weithin sich erstreckenden Quais, an dem stillen Ufer erging sie sich an Sommerabenden, indem sie den ruhigen Lauf des Stromes verfolgte und die in der Ferne sich zeigende Landschaft betrachtete. In frommen Eifer schritt sie auch morgens über diese Quais, um in die Kirche zu gehen, ohne daß auf diesem verlassenen Wege ihre fromme Stimmung durch Etwas gestört wurde. Ihr Vater, der ihr die ernsteren Beschäftigungen erlaubte und den die Erfolge seiner Tochter glücklich machten, wollte sie auch seine Kunst lehren; sie lernte von ihm den Grabstichel führen, und machte bald auch hierin, wie in jeder Sache, ziemliche Fortschritte. Sie zog noch keinen Gewinn davon; aber wenn der Namenstag ihrer Großältern gefeiert wurde, brachte sie für ihr Theil bald die Zeichnung eines Kopfes, bald eine niedliche Kupferplatte, auf welche sie sinnreiche Zeichen oder Blumen gestochen hatte. Dafür bekam sie Schmuckgegenstände oder Putzsachen, und sie gesteht selbst, daß sie diese stets sehr gern gehabt hat.

Aber diese für ihr Geschlecht und für ihr Alter natürliche Neigung zu solchen Sachen hinderte sie nicht daran, auch die gewöhnlichsten Beschäftigungen im Hause vorzunehmen. Sie schämte sich nicht, in der Woche in einem leinenen Kleide mit ihrer Mutter auf den Markt zu gehen, nachdem sie sich Sonntags in der Kirche oder auf dem Spaziergange in einem Anzuge gezeigt, der gewiß Neid erregt hatte. Sie ging selbst allein aus ihrer Wohnung herunter, um in einiger Entfernung etwa Petersilie oder Salat zu holen, wenn dies vergessen worden war. Wenn sie sich gleich etwas durch diese häuslichen Beschäftigungen gedrückt fühlte, die sie aus dem Himmel ihrer Träume riefen, oder sie von den Höhen herabsteigen ließen, zu denen Plutarch sie geführt hatte, so that sie es doch mit solcher Anmuth und so natürlicher Würde, daß die Gemüsehändlerin sich ein Vergnügen daraus machte, sie stets vor den andern

Kunden zu bedienen, die sich auch über dieses Vorrecht nicht beschwerten. Das junge Mädchen, diese einstige Heloise des 18. Jahrhunderts, die ernste Bücher las, sich mit der höhern Mathematik beschäftigte, die mit Zeichenstift und Grabstichel umzugehen wußte, in deren Seele schon Massen kühner Gedanken und leidenschaftlicher Gefühle regsam waren, wurde oft in die Küche gerufen, um Gemüse zu lesen. Diese Vereinigung ernster Forschung, feinerer Bildung mit häuslichen Geschäften, welche die weise Sorge ihrer Mutter anordnete und nützlich machte, schien sie im voraus auf die Wechselfälle ihres Geschicks vorzubereiten und half ihr später sie ertragen. Es war, wie wenn Rousseau in Les Charmettes mit der Hand, welche den Gesellschaftsvertrag schreiben sollte, den Holzraum der Frau von Warens in Ordnung hielt, oder wie wenn Philopömen sich Holz spaltete.

VI.

In die Abgeschiedenheit ihres stillen Lebens drang zuweilen aus den höhern glänzenden Kreisen, die über ihr waren, ein Strahl bis zu ihr hinein; aber bei jedem Blicke, den sie in die höhere Gesellschaft that, wurde sie nur unangenehm berührt, nicht geblendet. Der Stolz der aristokratischen Welt, die sie wol ansah, aber für nichts rechnete, lag schwer auf ihrer Seele. Eine Gesellschaft, in der sie keinen Rang hatte, schien ihr schlecht beschaffen. Es war hierbei weniger Neid, als vielmehr das Gerechtigkeitsgefühl, welches sich in ihrem Innern auflehnte. Den höher begabten Wesen hat die Natur ihre bestimmte Stelle angewiesen, und Alles, was sie hier verdrängt, erscheint ihnen als Rechtsanmaßung. Oft finden sie die Gesellschaft im Gegensatze mit der Natur und rächen sich dann durch Verachtung. Daher kommt der Haß des Genies gegen die Gewalt. Das Genie träumt von einer Ordnung der Dinge, in der die Plätze von der Natur und der Tugend angewiesen sind; fast immer sind sie es von der Geburt, dieser Gunst des blinden Schicksals. Es gibt wenig große Geister, die nicht vom Entstehen an die Verfolgung des Geschicks fühlen müssen und die sich nicht insgeheim gegen die Gesellschaft auflehnen. Sie finden nicht eher Ruhe, als bis ihr Muth

sinkt. Andere ergeben sich, einem höhern Verständnisse folgend, darein, den ihnen von Gott angewiesenen Platz einzunehmen. Der Welt demüthig Dienste erweisen, ist noch schöner, als über sie herrschen. Das ist der Höhepunkt der Tugend. Die Religion führt dahin in Einem Tage, die Philosophie nur in einem langen Leben, durch das Unglück und durch den Tod. Es gibt Tage, wo die höchste Stelle in der Welt auf dem Schaffotte ist.

VII.

Das junge Mädchen wurde eines Tages von ihrer Großmutter in eine aristokratische Familie geführt, von der ihre Aeltern, so zu sagen, die Freigelassenen waren. Hier fühlte sie sich auf das Unangenehmste durch den Ton einer herablassenden Ueberlegenheit berührt, mit der ihre Großmutter und sie selbst behandelt wurden. „Mein Stolz regte sich, — sagte sie — mein Blut wallte heftiger, und ich fühlte, wie ich erröthete. Ich fragte mich noch nicht, warum eine Frau auf dem Sopha lehnte, während meine Großmutter auf einem kleinen Sessel sitzen mußte; aber das Gefühl überkam mich, welches zu dieser Frage führte und erst als der Besuch zu Ende war, wurde es mir wieder leichter ums Herz."

Ein anderes Mal wurde sie auf acht Tage mit nach Versailles genommen Sie wohnte im Palaste selbst des Königs und der Königin, deren Thron sie einst zum Wanken bringen sollte, in einer Dachwohnung bei einer Frau, die zur Bedienung des Schlosses gehörte. Sie sah das königliche Gepränge in der Nähe, das sie durch Elend des Volks bezahlt glaubte, und diese Größe der Könige, welche durch die knechtische Gesinnung der Höflinge getragen wird. Die großen Gastmähler, die Spaziergänge, das Spiel des Königs, die Vorstellungen zeigten sich ihren Augen in ihrer ganzen Eitelkeit und ihrem ganzen Pompe. Solcher Aberglaube der Gewalt widerstand dieser Seele, die von den Philosophen mit Wahrheit, Freiheit, mit Tugend der Alten genährt war. Die unbedeutenden Namen, der Anzug ihrer Aeltern, die sie zu diesem Schauspiel führten, ließ auf sie nur Blicke ohne Aufmerksamkeit fallen, und die Worte, welche

an sie gerichtet wurden, schienen weniger ein Zeichen der Gunst als des Schutzes zu sein. Es bedrückte sie, ihre Jugend, ihre Schönheit, ihr Verdienst gänzlich unbeachtet von der Menge zu sehen, die nur die Gunst und den Hofzwang verehrte. Die Philosophie, ihr natürlicher Stolz, ihre Einbildungskraft, ihr strenger Sinn fühlten sich ebenfalls während dieses Aufenthalts beleidigt. „Mir waren — sagt sie — die Bildsäulen im Garten lieber als die Leute im Palaste.“ Und als ihre Mutter sie fragte, ob sie mit der Reise zufrieden wäre, antwortete sie: „Ja, wenn es nur bald vorbei ist, denn wenn ich noch einige Tage bleibe, so muß ich so viele Leute, die ich sehe, verabscheuen, und ich weiß dann nicht, was ich mit meinem Hasse machen soll.“ — Was fügen denn dir diese Leute Böses zu, erwiederte ihre Mutter. — „Sie lassen mich Ungerechtigkeit fühlen und Albernheit betrachten.“ Indem sie die glänzenden Zeichen des Despotismus Ludwig's XIV. sah, die in Verderbniß untergingen, dachte sie an Athen; und sie vergaß den Tod des Sokrates, die Verbannung des Aristides, die Verurtheilung Phocion's. „Ich sah nicht voraus,“ sagt sie traurig, indem sie diese Zeilen schreibt, „daß es mir vom Geschick vorbehalten war, die nämlichen Verbrechen mit anzusehen, die sie zu Schlachtopfern machten, und an dem Ruhme ihres Märtyrerthums mit Theil zu nehmen, nachdem ich mich zu ihren Lehren bekannt.“

So bereiteten die Einbildungskraft, der Charakter und die wissenschaftlichen Beschäftigungen dieser Frau sie, ohne daß sie es ahnte, für die Republik vor. Die Religion, welche damals so viel Gewalt über sie hatte, hätte ihr die Ergebung bewahren können, welche die Gedanken Gottes Fügungen unterwirft. Aber die Philosophie wurde ihr Glaube; dieser Glaube gehörte zu ihrer Politik. Freiwerdung der Völker verknüpfte sich bei ihr mit der Freiwerdung der Ideen. Sie glaubte für die Menschen zu wirken, wenn sie die Throne umstürzte, für Gott, wenn sie die Altäre zerbrach. So ist das Bekenntniß, welches sie selbst über ihre Aenderung ablegt.

VIII.

Das junge Mädchen erregte indeß einige Aufmerksamkeit und es fanden sich zahlreiche Freier ein. Ihr Vater wünschte sie am liebsten in dem Kreise verheirathet zu sehen, dem er selbst angehörte. Er liebte und achtete den Handel, weil er ihn als Quelle des Reichthums ansah. Seine Tochter verachtete ihn, weil er in ihren Augen die Quelle des Geizes und der Habgier war. Die Männer, die dem Handelsstande angehörten, waren ihr zuwider. Sie wollte, daß ihr Mann fähig wäre Ideen und Gefühle zu besitzen, die mit den ihrigen übereinstimmten. Ihr Ideal war ein Geist nach ihrem Wunsch und nicht eine glänzende Stellung. „Seit meiner Kindheit sind mir die großen Männer aller Zeiten nahe gewesen, habe ich mich mit erhabenen Ideen und großartigen Beispielen vertraut gemacht; sollte ich deswegen mit Plato, mit allen Philosophen, mit allen Dichtern, mit allen Politikern des Alterthums gelebt haben, um mich mit einem Kaufmann zu verbinden, der nichts beurtheilen, nichts fühlen würde wie ich?"

Während sie dies schrieb, hielt ein reicher Fleischer aus der Nachbarschaft um ihre Hand au. Sie wies Alles zurück. „Ich will nicht aus der edeln Welt meiner Gedankenbilder heruntersteigen," antwortete sie ihrem Vater, der immer wieder aufs neue in sie drang. „Was ich verlange, ist keine Versorgung, sondern ein Mann im wahren Sinne des Wortes. Lieber will ich verlassen sterben, als meine Seele in einer Verbindung mit einem Wesen wegwerfen, das sie nicht verstehen würde."

Durch den Tod wurde sie zeitig ihrer Mutter beraubt und stand allein im Hause ihres Vaters, in welches ein Liebesverhältniß desselben Unordnung brachte. Ihre Seele wurde von Traurigkeit erfaßt, aber nicht überwältigt. Sie führte immer mehr ein inneres Leben, um ihre Kräfte gegen der Verlassenheit und gegen das Unglück zu sammeln. Heloise von Rousseau, welche sie damals las, machte auf ihr Herz den nämlichen Eindruck, den Plutarch auf ihren Geist gemacht hatte. Plutarch hatte ihr die Freiheit gezeigt, Rousseau ließ sie vom Glück träumen. Der eine hatte sie stärker gemacht, der andere rührte sie. Sie fühlte das

Bedürfniß mitzutheilen, was sie fühlte, und ihre Traurigkeit ward für sie zur Muse. Sie fing an zu schreiben, um sich zu trösten. Obgleich sie dabei nicht die Absicht hatte, Schriftstellerin zu werden, so erlangte sie doch durch diese einsamen Uebungen jene Beredtsamkeit, mit welcher sie später ihre Freunde belebte.

IX.

So reifte diese Frau, welche zugleich mit Geduld und Entschlossenheit gegen ihr Schicksal ankämpfte, als sie den Mann des Alterthums zu finden glaubte, der ihrer Einbildung schon seit langer Zeit vorgeschwebt hatte. Dieser Mann war Roland de la Platière.

Er wurde ihr von einer Jugendfreundin vorgestellt, die in Amiens, wo Roland das Amt eines Inspektors der Manufakturen verwaltete, verheirathet war. „Du erhältst diesen Brief," schrieb ihr ihre Freundin, „durch den Philosophen, von dem ich mit dir zuweilen gesprochen habe, Hrn. Roland, einen gebildeten Mann, dem man nichts vorwerfen kann, als seine Verehrung der Alten, die Verachtung seines Jahrhunderts und eine zu große Meinung von seiner eigenen Tugend"...... „Dieses Bild, sagte sie, war richtig und gut gezeichnet. Ich sah einen Mann von ungefähr funfzig Jahren, von großer Gestalt, etwas nachlässiger Haltung, und der die Steifheit zeigte, welche denen eigen ist, die gern in der Einsamkeit leben; sein Betragen zeigte Einfachheit, und ohne gerade die Gewandtheit eines Weltmannes zu besitzen, vereinigte er die Höflichkeit eines Gebildeten mit dem Ernst eines Philosophen. Er war sehr mager und seine Farbe etwas gelblich; seine Stirn erschien ausnehmend groß, da die Haare sie nur noch spärlich begrenzten. Dies alles that jedoch seinen regelmäßigen obgleich wenig verführerischen Zügen keinen Eintrag, die übrigens durch ein feines Lächeln und einen lebhaften Ausdruck oft so gewannen, daß er ein anderes Gesicht zu haben schien, wenn er beim Sprechen oder beim Hören belebter wurde. Seine Stimme war männlich und er sprach etwas abgebrochen, wie ein Mann, dessen Brust nicht stark ist. Seine Rede war gehaltvoll, weil sein Geist an Ideen reich war,

und sie beschäftigte mehr den Geist, als sie für das Ohr angenehm war. Seine Ausdrucksweise war zuweilen pikant, behielt aber immer etwas Herbes und war ohne Wohlklang. Der Zauber, der in der Stimme liegen kann, setzt sie hinzu, ist eine seltne Gabe, die große Gewalt über die Sinne hat. Er wird nicht allein von der Beschaffenheit des Klanges bestimmt, sondern geht auch aus dem feinen Empfindungsgefühl hervor, welches den Ausdruck verändert, indem es den Tonfall verschiedenartig gestaltet." Das hieß so viel, daß er Roland mangelte.

X.

Roland stammte aus einer Familie des wohlhabenden Mittelstandes, die Aemter bei den Behörden bekleidete und Ansprüche auf Adel machte. Er war der jüngste von fünf Brüdern und sollte sich dem geistlichen Stande widmen. Er hatte wenig Lust dazu, und um ihm zu entgehen, verließ er im neunzehnten Jahre das väterliche Haus und flüchtete sich nach Nantes. Dort kam er zu einem Schiffsrheder und beabsichtigte schon nach Indien zu gehen, um den Handel zu ergreifen, als ihn im Augenblick, wo er sich einschiffen wollte, eine Krankheit überfiel. Ein Verwandter, der Inspektor der Manufakturen war, nahm ihn bei sich auf und gab ihm einen Platz in seinen Bureaus. Dieser Verwaltungszweig, durch Turgot's Geist belebt, zog durch das in den Gewerken angewandte Verfahren alle Wissenschaften in seinen Kreis und führte durch politische Oekonomie zu den höchsten Problemen der Regierung. Er war ganz mit Philosophen besetzt. Roland zeichnete sich hier aus. Die Regierung schickte ihn nach Italien, um dort den Gang des Handels zu untersuchen.

Ungern entfernte er sich von seiner jungen Freundin und schrieb ihr regelmäßig wissenschaftliche Briefe, die dazu bestimmt waren, als Erklärungen zu einem Werk über Italien zu dienen, welches er herausgeben wollte. In diesen Briefen zeigte sich das Gefühl unter der Hülle der Wissenschaften und sie glichen mehr den Forschungen eines Philosophen als den Mittheilungen eines Liebenden.

Als er zurückkehrte, erblickte sie in ihm einen Freund.

Sein Alter, sein Ernst, seine Sitten, seine Arbeitsamkeit ließen ihr Roland wie einen Weisen erscheinen, der nur durch die Vernunft lebte. In der Verbindung, an welche sie dachten und die weniger einem auf Liebe begründeten Verhältniß, als den Verhältnissen des Alterthums zur Zeit des Sokrates und Plato glich, suchte der eine Theil mehr einen Schüler, als eine Gattin, der andere mehr einen Lehrer, als einen Gatten. Roland kehrte nach Amiens zurück und von dort aus hielt er bei ihrem Vater um ihre Hand an. Dieser wies ihn kurz zurück. Er kannte Rolands Sittenstrenge und fürchtete in ihm für sich einen Richter und für seine Tochter einen Tyrannen zu bekommen. Sobald die letztere die Antwort erfuhr, welche ihr Vater gegeben, ging sie aufgebracht in ein Kloster. Ohne die geringsten Hilfsmittel zu besitzen, lebte sie hier von schlechter Nahrung, die sie sich mit eigenen Händen zubereitete. Sie ergab sich ganz dem Studium und machte ihr Herz stark gegen Misgeschick. Sie rächte sich dadurch, vom Geschicke das Glück zu verdienen, welches es ihr versagte. Abends der Besuch eines Freundes, am Tage eine Stunde Spaziergang in einem mit hohen Mauern umgebenen Garten; das Gefühl der Stärke, welches gegen das Geschick auflehnen, die traurige Stimmung, welche das Gemüth über sich selbst gerührt werden und es mit den eigenen Empfindungen genugsam beschäftigt sein läßt, halfen ihr die langen Wintermonate ihrer freiwilligen Gefangenschaft zubringen.

Ein schmerzliches Gefühl verbitterte ihr indeß dieses Opfer. Sie mußte sich sagen, daß es nicht belohnt wurde. Sie hatte geglaubt, Roland würde, sobald er ihren Entschluß und ihre jetzige Lage erfahren, sogleich herbeieilen, um sie aus dem Kloster zu holen und sich mit ihr zu verbinden. Die Zeit verstrich, ohne daß Roland kam, der ihr außerdem auch nur selten schrieb. Endlich nach einem halben Jahre kam er. Als er seine Freundin hinter dem Gitter sah, wurde er von neuem wieder stärker für sie eingenommen und er entschloß sich, ihr seine Hand anzubieten. Sie nahm sie an, aber das kalte Benehmen, das Zaudern Roland's hatten ihr die wenigen noch übrigen Illusionen geraubt und alle ihre Gefühle hatten sich in ernste Achtung verwandelt. Statt sich ihm hinzugeben, opferte sie sich

vielmehr auf. Es erschien ihr als eine schöne That, sich für das Glück eines rechtlichen ehrenwerthen Mannes aufzuopfern; aber sie brachte dies Opfer mit dem Ernste der Vernunft, ohne heftigere Bewegung ihres Herzens. Ihre Heirath war für sie eine tugendhafte That, die ihr nur aus dem Grunde innere Befriedigung zu Theil werden ließ, weil sie dieselbe als etwas Erhabenes ansah.

Auch in diesem entscheidenden Abschnitte ihres Lebens zeigte es sich, wie sie Rousseau's leidenschaftliche Schülerin war. Bei ihrer Heirath ahmte Madame Roland augenscheinlich Heloise nach, die sich mit Herrn v. Volmar verbindet. Aber die bittere Wirklichkeit zeigte sich selbst bei ihrer heldenmüthigen Aufopferung. „Während ich mich," sagt sie selbst, „bemühte das Glück des Mannes zu gründen, mit dem ich mich verbunden hatte, merkte ich, daß an dem meinigen Etwas fehlte. Nicht einen einzigen Augenblick habe ich vergessen, in meinem Gatten einen der achtbarsten Männer zu erblicken, dem ich nur angehören konnte, aber oft habe ich Mangel an Gleichheit zwischen uns beiden gefühlt, und mußte mir gestehen, wie der überwiegende Einfluß seines herrschsüchtigen Charakters und sein Alter, welches das meinige um zwanzig Jahre überstieg, ihm eine doppelte und deshalb zu große Ueberlegenheit gab. Wenn wir uns in die Einsamkeit zurückzogen, verlebte ich bisweilen peinliche Stunden. Wenn wir in Gesellschaften gingen, kamen mir dort Leute zuvorkommend entgegen, von denen einige, wie ich bemerkte, leicht hätten einen tiefern Eindruck auf mich machen können. Ich nahm mit Eifer an den Arbeiten meines Mannes Theil, ich schrieb für ihn ab, übernahm für ihn die Correctur von Druckbogen; ich unterzog mich mit Demuth ohne zu murren solchen Geschäften, die gewiß nicht mit meinem freien und gebildeten Geiste in Einklang standen. Aber diese Demuth kam aus dem Innern meines Herzens. Ich achtete meinen Mann so sehr, daß ich gern voraussetzte, er wäre mir überlegen; ich hatte solche Angst, auf seinem Gesichte Unmuth zu sehen, und er hielt so fest an seinen Ansichten, daß ich erst ziemlich spät die Kraft erlangte, ihm zu widersprechen. Mit diesen Beschäftigungen verband ich die, welche die Sorge um das Hauswesen erforderte; ich hatte bemerkt, daß er bei seiner nicht sehr starken Gesund-

heit nicht alle Nahrungsmittel gleich gut vertragen konnte, und ich übernahm es, ihm stets selbst das Essen zu bereiten. Ich blieb mit ihm vier Jahr in Amiens. Ich ward Mutter und stillte selbst mein Kind. Wir arbeiteten zusammen an der „Neuen Encyklopädie," zu welcher er die auf den Handel bezüglichen Artikel zu liefern hatte, und verließen diese Beschäftigungen nur, um außerhalb der Stadt auf den Feldern spazieren zu gehen."

Roland hatte gleich zu Anfang ihrer Verheirathung aus Herrschsucht und Selbstsucht von ihr verlangt, sie solle nicht mehr mit ihren jungen Freundinnen zusammenkommen, die sie im Kloster gekannt und die zu Amiens wohnten. Er fürchtete sich davor, daß Jemand auf ihre Zuneigung Ansprüche machen könnte. Seine Klugheit ging weiter, als es die Vernunft erlaubte. Bei einer so ernsten Verbindung, wie die Ehe, muß die Freundschaft Zerstreuung verschaffen. Diese Tyrannei eines einseitigen Gefühls wurde nicht durch die Liebe wieder gut gemacht. Roland verlangte, daß ihm seine Frau in Allem willfahren sollte. Wenn in ihrer Seele auch keine Veränderung vorging, so fühlte sie doch die Opfer, die sie brachte, und die Erfüllung ihrer Pflichten war für sie, was dem Stoiker das Ertragen des Schmerzes war.

XI.

Nachdem sie einige Jahre in Amiens verlebt hatten, brachte es Roland dahin, unter denselben Verhältnissen, in welchen er bis jetzt angestellt gewesen war, nach Lyon versetzt zu werden, wo er herstammte. Den Winter über wohnte er in der Stadt und die übrige Zeit des Jahres auf dem Lande, in dem Hause seines Vaters. Dort lebte noch seine Mutter, eine durch ihr Alter ehrenwerthe Frau, aber unstät in ihrem Wesen und voll Ansprüche im häuslichen Leben. Madame Roland, die so in der Blüthe ihrer Jugend, ihrer Schönheit und ihrer geistigen Kraft zwischen einer eigensinnigen Schwiegermutter, einem trotzigen Schwager und einem herrschsüchtigen Gatten stand, mußte sich nothwendiger Weise beengt und verletzt fühlen. Selbst die leidenschaftlichste Liebe wäre nicht im Stande gewesen, das Harte und Peinigende einer solchen Lage wieder auszuglei-

chen. Um sie erträglicher zu machen, hatte sie nur das Gefühl ihrer Pflichten, ihre Beschäftigungen, die Philosophie und ihr Kind. Ihre Bemühungen hatten glücklichen Erfolg und es gelang ihr, den abgeschiednen strengen Ort in eine Wohnung des Friedens umzugestalten. Gern folgt man ihr in diese Einsamkeit, wo ihre Seele sich für den Kampf stählte, wie man auch mit Vergnügen in Les Charmettes, der Quelle nachgeht, an welcher Jean Jacques Rousseau Leben und Genie schöpfte.

XII.

Am Fuße der Berge des Beaujolais, den Alpen gegenüber, im breiten Becken der Saône gibt es eine Reihe kleiner Hügel, die man Sandwellen nennen möchte und welche der fleißige Winzer dieser Gegenden mit Weinstöcken bepflanzt hat. Sie ziehen sich so neben einander hin, daß sie schräg laufende Thäler, lange und ausgebuchtete Schluchten bilden, denen entlang sich kleine grüne Wiesen erstrecken. Auf jeder dieser Wiesen ist ein schmaler Bach, dessen Wasser von den Bergen heruntersickert; Weiden, Birken, Pappeln bezeichnen seinen Lauf und verbergen sein Bett mit ihren Zweigen. Auf dem Abhange eines dieser sandigen Hügel war la Platière, Roland's Familienwohnung, gelegen, ein niedriges, ziemlich schmales Haus mit regelmäßigen Fenstern und mit einem fast platten, rothen Ziegeldache. Die Mauern waren, ohne irgend eine architektonische Verzierung nur mit weißem Kalkmörtel beworfen, den die Zeit angegriffen und dem sie eine schmuzige Farbe gegeben hatte. Das Dach ragte etwas über die Mauer hinaus, um die Fenster vor Winterregen und Sommerhitze zu schützen. Fünf steinerne Stufen mit einem Geländer von rostigem Eisen führten zur Hausflur. Vor dem Hause befindet sich ein von Scheunen umgebener Hof, Keltern, Behälter für den Wein und ein Taubenschlag; hinter demselben ein kleiner Gemüsegarten, dessen Beete mit Buchsbaum, Nelken und Zwergobstbäumen besetzt sind. Eine bewachsene Laube steht am Ende jedes Ganges. Etwas weiter ist ein Obstgarten, dessen Bäume, in den verschiedenartigsten Gestalten sich neigend, etwas Schatten auf einen Acker Grasland werfen; dann kommt ein eingehegtes Stück

Land, das mit niedrigen Weinstöcken besetzt ist, zwischen denen schmale Fußsteige in geraden Linien auf einander hinlaufen. Die Aussicht geht auf der einen Seite auf die nahen Berge von Beaujeu, die einen ernsten Charakter tragen. Sie sind mit dunkeln Tannen besetzt und auf den Abhängen erstrecken sich große Wiesen, auf denen die Rinder des Charolais weiden. Auf der andern Seite umfaßt das Auge das Saônethal, das wie ein unermeßliches grünes Meer erscheint, aus dem hier und da Thürme hervortauchen. Die schneeigen Hochalpen und der Alles überragende breite Gipfel des Montblanc rahmen diese weite Landschaft ein. Es ist etwas von der Unendlichkeit des Meeres darin und wenn die mehr geschlossene Seite zu stiller Ruhe und zu Ergebung auffordert, so scheint der Blick auf die offene Seite den Beschauer anzuregen, mit seinen Gedanken in lichten Fernen zu schweifen und seine Seele sich weit im Reiche der Hoffnung und auf den Höhen der Einbildungskraft ergehen zu lassen.

Eine solche Aussicht bot sich fünf Jahre lang den Blicken dieser jungen Frau dar. Hier versenkte sie sich in die Fülle der Natur, wovon sie so oft in ihrer Kindheit geträumt hatte, während sie nur einen Streifen des Himmels und einige unbestimmte Umrisse der königlichen Forsten von ihren Fenstern aus über die Dächer der Stadt Paris weg hatte entdecken können. Hier fand sie Befriedigung für ihr liebendes Gemüth und für ihren einfachen, gefühlvollen Sinn.

Ihr Leben widmete sie jetzt häuslichen Geschäften, der Bildung ihres Geistes und der Wohlthätigkeit, dieser Bildung des Herzens. Sie wurde von den Landleuten verehrt, für die sie wie eine Vorsehung erschien; sie verwandte das Wenige, was ihr eine genaue Sparsamkeit zur freien Verwendung übrig ließ, um ihnen in ihrem Elende zu helfen, und die Kenntnisse, welche sie in der Heilkunde erlangt hatte, dienten ihr dazu, ihnen in den Krankheiten beizustehen. Sonntags waren die Stufen im Hofe mit Kranken bedeckt, die von ihr Heilung verlangten, oder von bereits Genesenen, die ihr als Beweis ihrer Erkenntlichkeit bald Körbe voll Kastanien, bald Erzeugnisse ihrer Heerden, bald Obst aus ihren Gärten brachten. Sie war erfreut darüber, die Leute auf dem Lande so gerecht, gefühlvoll und dankbar zu finden.

Nach ihrem Bilde formte sie sich das seinem wirklichen Boden entrissene Volk in den Hauptstädten. Die Einäscherung der Schlösser, während der Raub- und Mordtage im September, belehrte sie eines andern. Sie sah später ein, daß diese Menschenmasse, die sich ihren Blicken, wie die weite, von keinem Winde gefurchte Fläche eines Meeres darbot, von furchtbareren Stürmen bewegt werden kann, als die sind, welche auf dem Ocean wüthen, daß die Gesellschaften ihre Institutionen, wie die Fluthen ihr Bett haben müssen, und daß den Regierungen der Völker Stärke ebenso unentbehrlich ist, wie Gerechtigkeit.)

XIII.

Während dieser Zeit schlug die Stunde der Revolution im Jahre 1789 und überraschte sie mitten in ihrer stillen Abgeschiedenheit. In die Philosophie versenkt, leidenschaftlich eingenommen für das Ideal der Menschheit, Verehrerin der Freiheit des Alterthums, loderte in ihrem Busen gleichsam eine mächtige Flamme auf, sobald nur die ersten Funken von diesem Herde neuer Ideen sprühten. Es war ihre aufrichtige, tiefe Ueberzeugung, daß diese Revolution, wie ein Gebären ohne Wehen, das Menschengeschlecht umwandeln, das Elend der Unglücklichen, denen sie ihr Mitleid zuwandte, seinem Ende zuführen und die Gestalt der Welt erneuen würde. Das Wirken der Einbildungskraft bleibt selbst in der Frömmigkeit großer Geister thätig. Die edle Täuschung, welche die französische Nation zu dieser Zeit beherrschte, war dem Werke gleich, das sie zu vollenden hatte. Wenn sie nicht so viel gehofft hätte, würde sie nichts gewagt haben. Ihre Zuversicht machte ihre Stärke aus.

Von diesem Tage an erglühte Madame Roland für die neuen Ideen der Nation, und erst mit ihrem Blute sollte dieses edle Feuer gelöscht werden. Alle Liebe, deren sie fähig war und die sie bis jetzt in ihrem Innern verschlossen hielt, verkehrte sich in Begeisterung, in leidenschaftliches Mitgefühl für die Menschheit. Die ganzen Schätze ihres fühlenden Herzens, das, ohne Zweifel zu reich für einen einzigen Mann, bis jetzt manche Täuschung erfahren hatte, wandte sie ihrem

Volke zu. Sie liebte die Revolution, wie eine Geliebte. Ihre Begeisterung theilte sie ihrem Manne, ihren Freunden mit. Ihre niedergehaltene Leidenschaftlichkeit tauchte auf und ging auf ihre Ansichten und Ueberzeugungen über. Sie wäre nur eine Frau gewesen, wenn sie Glück und Liebe gekannt hätte; das Unglück und die Verlassenheit machten sie zum Haupte einer Partei.

XIV.

In Lyon regten anfangs die Ansichten Roland's und seiner Gattin die ganze vornehme Handelswelt gegen sie auf. In einer Geldstadt wird Alles berechnet und die Ideen sind schwerfällig und bewegungslos wie die Interessen. Aber die Ideen ziehen mit unwiderstehlicher Gewalt auch die ruhigsten Bevölkerungen in ihrem Strome mit sich fort. Die herrschenden Meinungen der Zeit wurden auch in Lyon mächtig und rissen diese Stadt mit sich fort. Roland gelangte bei den nächsten Wahlen in die Municipalität. Er sprach dort mit der unbeugsamen Strenge, die ihm seine Grundsätze gaben, und mit der Energie, welche ihm seine Frau einflößte. Von den Zaghaften ward er gefürchtet, von den Ungeduldigen verehrt; sein Name wurde zur Beleidigung; dann eine Fahne, um die man sich sammelte. Die Gunst der Menge rächte ihn für die gehässigen Angriffe der Reichen. Er wurde vom Municipalrathe nach Paris abgeordnet, um dort bei den Comités der constituirenden Versammlung Lyons Handelsinteressen zu vertheidigen.

Roland's Bekanntschaft mit den Philosophen und mit den Oekonomisten, welche die praktische Partei der erstern bildeten, die Verbindung, in welche er mit den einflußreichen Mitgliedern der Versammlung zu treten genöthigt war, seine literarischen Neigungen, vor Allem aber das Anziehende und so Verführerische, welches für hochbegabte Geister in dem Wesen einer jungen, beredten und leidenschaftlichen Frau liegt, welches sie zu ihr hinzieht und an sie kettet, machten bald das Haus der Madame Roland zu einem zwar noch nicht sehr bekannten, aber doch wirksamen Herde der Revolution. Die Namen derer, die es besuchten, zeigen an, daß

hier vom ersten Tage an die äußersten Ansichten vertreten wurden. Für diese war die Constitution von 1791 nur ein Ruhepunkt.

Am 20. Februar 1791 kehrte Madame Roland nach Paris zurück, das sie fünf Jahre vorher als unbemerktes, unbedeutendes junges Mädchen verlassen, und wo sie jetzt wieder hinkam, um eine ganze Partei zu beleben, um die Republik zu stiften, um einen Augenblick zu herrschen und dann zu sterben. In ihrem Innern regte sich eine dunkle Ahnung ihres Schicksals. Das mit starkem Willen begabte Genie kennt seine Kraft; eher als andre fühlt es seine Sendung und sagt sie voraus. Es schien, als ob Madame Roland durch dieses Gefühl, schon ehe sie selbst auftrat, mitten in die Handlung fortgerissen würde. Am Tage nach ihrer Ankunft eilte sie in die Versammlung. Sie sah den gewaltigen Mirabeau, den erstaunenswürdigen Cazalès, den kühnen Maury, den hinterlistigen Lameth, den kalten Barnave. Sie bemerkte mit dem Unwillen des Hasses in der Haltung und der Sprachweise der rechten Seite diese Ueberlegenheit, welche aus der Gewohnheit des Herrschens und aus der Zuversicht, bei den Massen auf Ehrfurcht Anspruch machen zu können, hervorgehen. Bei der linken Seite fiel ihr dagegen das weniger feine Benehmen und die mit Untergebenheit verbundene Unverschämtheit auf. So blieb die alte Aristokratie doch noch am Leben und rächte sich selbst noch nach ihrer Niederlage an der Demokratie, von der sie zwar unterworfen, aber zugleich auch beneidet wurde. Die Gleichheit ist lange Zeit vorher, ehe sie unter den einzelnen Classen des Volks stattfindet, in den Gesetzen verzeichnet. Die Natur ist aristokratisch; es gehört eine lange Bekanntschaft und lange Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit dazu, ehe die republikanischen Völker die sichere Haltung und die edle Würde des Bürgers erlangen. Selbst in Revolutionszeiten merkt man noch lange an dem Sieger den Emporkömmling der Freiheit. Die Frauen haben ein feineres Gefühl, hier die geringen Verschiedenheiten zu erkennen. Madame Roland bemerkte sie; aber weit davon entfernt, sich von dieser Ueberlegenheit der Aristokratie verführen zu lassen, fühlte sie ihren Unwillen und ihren Haß gegen eine

Partei, die wol besiegt, aber nicht gedemüthigt werden konnte, nur destomehr zunehmen.

XV.

Um diese Zeit traten Roland und seine Frau mit einigen Männern in Verbindung, welche die begeistertsten Verbreiter der volksthümlichen Ideen waren. Es waren weniger Männer, die sich durch die bei dem Volke erlangte Gunst oder durch glänzendes Talent auszeichneten, als vielmehr solche, welche die Revolution um der Revolution selbst willen zu lieben und sich mit hochherziger Uneigennützigkeit, nicht um zu persönlichen Erfolgen zu gelangen, sondern um die Menschheit fortschreiten zu lassen, aufzuopfern schienen. Brissot war einer der ersten, der zu ihnen kam. Schon seit langer Zeit hatten sie mit ihm in Briefwechsel über Gegenstände der Nationalökonomie und über die großen schwebenden Fragen der Freiheit gestanden. Ihre Ideen hatten Gemeinschaft mit einander gemacht und hatten zusammen an Umfang gewonnen. Sie waren schon lange durch Alles, was revolutionaire Herzen näher bringen kann vereinigt, aber sie kannten sich noch nicht persönlich. Brissot, dessen abenteuerliches Leben und unermüdliche Streitkraft einige Aehnlichkeit mit Mirabeau's Jugend hatte, hatte sich schon als Journalist einen Namen erworben und war in den Clubs nicht ohne Ansehn. Madame Roland erwartete ihn mit Ehrerbietung; sie war neugierig darauf, ob seine Gesichtszüge auch seinem Geiste entsprächen. Sie glaubte, daß die Natur sich in allen ihren Formen offenbare und daß das Wissen und die Tugend die äußern Sinne des Menschen gestalte, wie der Bildhauer dem Thone in sichtbaren Formen aufdrückt, was er in seinem eignen Innern erdacht hat. Beim ersten Blick, den sie auf ihn warf, sah sie sich enttäuscht, ohne daß dadurch jedoch der Achtung, die sie für ihn hatte, Eintrag gethan wurde. Es fehlte ihm die würdige Haltung und der Ernst des Charakters, die ein Widerschein der Würde, des Lebens und des Ernstes der Lehren zu sein scheinen. Bei dem Manne, der Politiker war, erinnerte noch etwas an den Pamphletschreiber. Sein Leichtsinn berührte sie unangenehm und selbst seine Lustigkeit

schien ihr eine Entweihung der ernsten Ideen zu sein, deren Verkündiger er war. Die Revolution belebte seinen Styl, nicht aber sein Gesicht. Sie fand bei ihm nicht Haß genug gegen die Feinde des Volks. Brissot schien ihr zu veränderlich, um für ein Gefühl der Aufopferung Bestand zu haben. Seine auf alle Gegenstände sich erstreckende Thätigkeit gab ihm eher den Anschein eines Ideenkünstlers, als den eines Apostels. Man nannte ihn einen Ränkeschmidt.

Brissot brachte Péthion, seinen Mitschüler und seinen Freund, mit. Péthion war schon Mitglied der constituirenden Versammlung und seine Worte hatten bereits zwei oder dreimal Aufsehen erregt. Es hieß, Brissot habe ihm diese Reden eingegeben. Buzot und Robespierre, beide Mitglieder derselben Versammlung, wurden ebenfalls eingeführt. Buzot's männliche ernste Schönheit, Unerschrockenheit und Beredsamkeit sollten später Madame Roland tiefer ergreifen und zur Bewunderung rühren; Robespierre's unruhiger Geist und fanatischer Haß brachte Gährungsstoff in alle traulichen Versammlungen, wo darüber verhandelt wurde, im Namen des Volks etwas zu unternehmen. Einige Andere, deren Namen in dem spätern Berichte über das Wirken dieser jetzt im Entstehen begriffenen Partei ihre Stelle finden werden, erschienen ebenfalls. Brissot, Péthion, Buzot, Robespierre kamen unter einander überein, sich viermal in der Woche im Salon der Madame Roland zu vereinigen.

XVI.

Der Zweck dieser Vereinigungen war, sich im Geheimen über die schwachen Seiten der constituirenden Versammlung auszusprechen, über die Fallen, welche die Aristokratie der Revolution stellte, und über den Weg, auf welchen die lauer gewordnen Ansichten zu lenken wären, um zum Sieg zu gelangen. Sie wählten das Haus der Madame Roland, weil es in einem Theile der Stadt lag, der von den Wohnungen aller Mitglieder, die sich dort einfanden, gleich weit entfernt war. Wie bei der Verschwörung des Harmodius war es eine Frau, die die Fackel hielt, um den Verschwornen zu leuchten.

So sah sich Madame Roland vom ersten Tage an

mitten in die Bewegung versetzt. Unsichtbar berührte ihre Hand die ersten Fäden des noch ungeordneten Gewebes der größten Begebenheiten. Diese Rolle, die einzige, welche ihr als Frau erlaubt war, schmeichelte ebenso ihrem Stolze, wie sie mit ihrer leidenschaftlichen Neigung zu Politik übereinstimmte. Sie führte sie mit einer Bescheidenheit durch, die von ihrer Seite ein Meisterstück von Gewandtheit genannt werden müßte, wenn sie nicht Naturgabe gewesen wäre. Wenn ihre Freunde bei ihr versammelt waren, so setzte sie sich nicht mit zu ihnen, sondern nahm ihren Platz bei Seite an ihrem Tische ein, indem sie sich mit einer weiblichen Arbeit beschäftigte oder Briefe schrieb. Mit scheinbarer Gleichgültigkeit hörte sie ihren lebhaften Gesprächen zu; oft war sie in der größten Versuchung, daran mit Theil zu nehmen und mußte sich Gewalt anthun, um das Wort zu unterdrücken, das ihr entschlüpfen wollte. Ihr thätiger Geist ertrug oft nur mit Widerwillen diese langen, weitschweifigen Unterredungen, die zu keinem Ergebnisse führten. Wo gehandelt werden mußte, wurde nur gesprochen, und mit der Zeit entschwand die günstige Gelegenheit, die nie wiederkommt.

Bald entzogen die Siege der constituirenden Versammlung den Siegern ihre frühere Thatkraft. Die Häupter dieser Versammlung wichen vor ihrem eignen Werke zurück und unterhandelten mit der Aristokratie und mit der Krone, um dem König die Durchsicht der Constitution in einem mehr monarchischen Sinne zuzugestehen. Die Abgeordneten, welche sich bei Madame Roland versammelt hatten, zerstreuten sich und verloren den Muth. Zuletzt blieb nur noch eine kleine Anzahl solcher unerschütterlicher Männer übrig, die an den Principien halten, ohne auf den Erfolg Rücksicht zu nehmen, und die an den verzweifelten Unternehmungen mit desto größerer Kraft festhängen, jemehr das Schicksal ihnen Hindernisse in den Weg zu legen scheint. Unter diese Männer gehörten Buzot, Péthion und Robespierre.

XVII.

Es liegt etwas Unheimliches darin, darüber nachzuforschen, welches der erste Eindruck war, den auf Madame

Roland der Mann machte, der bei ihr aufgenommen, mit ihr Pläne über die Zukunft ersann und der später die Macht ihrer Freunde vernichten, diese sämmtlich opfern und sie selbst auf das Blutgerüst schicken sollte. Kein Gefühl des Widerwillens scheint ihr um diese Zeit gesagt zu haben, daß sie ihren eignen Tod vorbereite, wenn sie für Robespierre's Glück thätig sei. Wenn sie auch zuweilen eine Anwandlung von Furcht hatte, so wurde diese bald von Mitleiden verdrängt, das beinahe an Verachtung streifte. Sie hielt Robespierre für einen rechtlichen Mann. Aus Rücksicht auf seine Grundsätze, verzieh sie ihm seine unangenehme Redeweise und seinen ertödtenden Vortrag. Robespierre, wie Jeder, der einen einzigen Gedanken einseitig verfolgt, verbreitete Langeweile um sich herum. Indessen hatte sie bemerkt, daß er in ihren kleinen Versammlungen immer in sich gekehrt und zurückhaltend war, daß er alle Ansichten mit anhörte, ehe er die seinige gab, und daß er sich nicht die Mühe nahm, sie zu begründen. Wie alle Leute, die gern befehlen, schien ihm seine Ueberzeugung ein hinreichender Grund zu sein. Am andern Tage stieg er auf die Rednerbühne und benutzte zu seinem Besten, was er am Abend vorher im vertraulichen Kreise gehört hatte; er wartete nicht erst die Zeit ab, welche für das Handeln bestimmt worden war, und verrieth so den Plan, der zur Ausführung hatte kommen sollen. Er wurde deshalb bei Madame Roland getadelt. Er entschuldigte sich nur obenhin und es wurde auf seine Jugend und auf seine ungeduldige Eigenliebe geschoben. Madame Roland, die überzeugt war, daß der junge Mann die Freiheit leidenschaftlich liebte, nahm seine Zurückhaltung für Schüchternheit und den Verrath, den er beging, für Unabhängigkeit. Alles wurde entschuldigt, weil er den nämlichen Ideen huldigte. Die Parteilichkeit legt auch die bedeutungsvollsten Anzeichen zum Besten aus. „Er vertheidigt die Grundsätze mit Wärme und Hartnäckigkeit, sagt sie; es gehört Muth dazu, sie allein zu einer Zeit zu vertheidigen, in der die Zahl der Vertheidiger des Volks sich auf unerhörte Weise vermindert hat. Der Hof haßt ihn; wir daher müssen ihn lieben. In dieser Beziehung achte ich Robespierre und ich beweise es ihm; wenn er auch bei unsern Abendversammlungen nicht sehr eifrig ist, so

kommt er doch von Zeit zu Zeit, um sich zum Essen einzuladen. Ich war über den Schreck erstaunt gewesen, der ihn am Tage der Flucht des Königs nach Varennes befallen zu haben schien. Er sagte des Abends bei Péthion, daß der König dieses Mittel nicht ergriffen hätte, ohne in Paris eine Bartholomäusnacht der Patrioten vorbereitet zu haben, und daß er darauf gefaßt wäre, in den nächsten vier und zwanzig Stunden zu sterben. Péthion, Buzot, Roland sagten im Gegentheil, daß diese Flucht des Königs seine Entsagung wäre, daß man sie benutzen müsse, um die Gemüther auf die Republik vorzubereiten. Robespierre, der halblaut lachte und seiner Gewohnheit nach an den Nägeln kauete, fragte, was denn eine Republik wäre."

An diesem Tage wurde auch von Brissot, Condorcet, Dumont von Genf und Duchâtelet der Plan zu einem Journal: der Republikaner entworfen. Hieraus läßt sich ersehen, daß die Idee der Republik unter den Girondisten ihre Entstehung fand, ehe sie in Robespierre's Seele drang, und daß der 10. August kein zufälliges Ereigniß, sondern eine Verschwörung war.

Um dieselbe Zeit war Madame Roland, als Robespierre in Gefahr schwebte, ohne Zaudern dem ersten Antriebe, seine Rettung zu unternehmen, gefolgt und hatte dadurch Beweise einer muthigen Freundschaft gegeben, die selbst auch im Gedächtnisse der Undankbaren Spuren zurücklassen. Nach den Mordscenen auf dem Marsfelde wurde Robespierre beschuldigt, sich mit den Verfassern der Petition um Absetzung vereint zu haben, und als aufrührerischer Parteimann von der Rache der Nationalgarde bedroht. Er sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sich zu verbergen, und Madame Roland mit ihrem Manne ließ sich, um elf Uhr Abends in sein Versteck im Marais führen, um ihm einen sichereren Zufluchtsort in ihrem eignen Hause anzubieten. Robespierre war nicht mehr zu finden, und hierauf begab sich Madame Roland zu Buzot, ihrem gemeinschaftlichen Freund, und beschwor ihn, in den Club der Feuillants zu gehen, wo er damals in Ansehen stand, und sich zu beeilen, Robespierre von der Beschuldigung zu befreien, ehe der Anklagebeschluß gegen ihn erlassen würde.

Buzot zögerte einen Augenblick, dann sagte er: „Ich

werde Alles thun, um diesen unglücklichen jungen Mann zu retten, obgleich ich eine ganz andre Meinung von ihm habe, wie gewisse Leute. Er denkt zu sehr an sich selbst, um die Freiheit lieben zu können; aber er dient ihrer Sache, und das reicht mir hin. Ich werde auf dem Platze sein, wenn es gilt ihn zu vertheidigen.“ So waren insgeheim in nächtlicher Stunde drei Personen um die Rettung Robespierre's besorgt — um die Rettung des Mannes, dessen Opfer sie selbst später werden sollten. Die geheimnißvolle Macht des Schicksals läßt oft das sonderbarste Zusammentreffen entstehen und führt die Menschen ebenso durch ihre Tugenden, wie durch ihre Verbrechen an gefährliche Klippen. Der Tod ist überall; aber wie sich auch Alles fügen mag, die Tugend allein hat keine Reue in ihrem Gefolge. Im Kerker der Conciergerie erinnerte sich Madame Roland gern an diese Nacht. Wenn Robespierre zur Zeit seiner Erhebung sich daran erinnerte, so mußte das Andenken auf seinem Herzen kälter lasten, als das Beil des Henkers.

Neuntes Buch.

1.

Nach der Auflösung der constituirenden Versammlung verließ Roland mit seiner Frau Paris, da seine Sendung beendet war. Madame Roland, die in Paris im Mittelpunkte der Parteien sich befunden und mit glühendem Eifer an allem, was begonnen wurde, Antheil genommen hatte, kehrte nach la Platière zurück, um ihrem Hauswesen vorzustehn und die Weinlese zu überwachen. Aber die Revolution hatte, wie auf so manches Gemüth, auch auf das ihrige gleichsam berauschend eingewirkt. Die Bewegung, an der sie eine Zeit lang Theil genommen, riß sie noch von weitem mit sich fort; sie war mit Robespierre und Buzot in Briefwechsel geblieben, der trocken und politisch mit dem Erstern, pathetisch und hingebend mit dem Letztern war. Ihr Geist, ihr Gemüth, ihr Herz rief sie wieder zurück. Es fand zwischen ihr und ihrem Manne eine dem Anscheine nach unparteiische Berathung statt, ob sie sich ganz auf das Land zurückziehen, oder nach Paris zurückkehren sollten. Aber der Ehrgeiz des einen und das Gemüth des andern Theils hatten schon vorher unwillkürlich entschieden. Ihrer Ungeduld gnügte die geringfügigste Veranlassung und im December waren sie wieder in Paris.

Es war die Zeit, wo ihre Freunde anfingen sich zu erheben und durch ihre Stellungen mehr Bedeutung zu erlangen. Péthion war zum Maire ernannt worden und schuf sich eine Republik in der Gemeine. Robespierre, der nach dem Gesetze, welches die Wiedererwählung der Mitglieder der constituirenden Versammlung untersagte, von der gesetzgebenden Versammlung ausgeschlossen war, errichtete sich eine Rednerbühne bei den Jacobinern. Brissot kam an Buzot's Stelle in die neue Versammlung und sein Ruf als Publicist und als Staatsmann vereinte um ihn die jungen Girondisten. Mit jugendlichen Ungestüm kamen sie aus ihrem Departement und es war, als ob eine zweite revolutionaire Fluth daherbrauste. Bei ihrer Ankunft reihten sie sich nach der Ordnung, welche von Robespierre, Buzot, Laclos, Danton und Brissot vorbereitet worden war.

Roland, mit allen befreundet, hatte einen Ruf, der kein Aufsehn erregte, der ihn aber um so mehr in den Augen Andrer erhob, je weniger er sich lärmend nach Außen erstreckte. Man verglich seine Tugend mit der von der Einfachheit eines Landbewohners getragenen Tugend des Alterthums; er war der Sieyès seiner Partei. Sein Schweigen ließ Tiefe der Gedanken vermuthen, sein geheimnißvolles Wesen schien Orakelsprüche erwarten zu lassen. Die glänzende Erscheinung und das Genie seiner Frau zogen die Augen auf ihn; selbst seine Mittelmäßigkeit, die einzige Eigenschaft, welche den Neid entwaffnen kann, war ihm nützlich. Da ihn Niemand fürchtete, so stellte ihn jeder vor sich, in die erste Reihe: Péthion, um ihn zu decken; Robespierre, um den Boden unter seinen Füßen zu untergraben; Brissot, um seinen schlechten Ruf durch seine sprichwörtlich gewordne Rechtlichkeit zu schützen; Buzot, Vergniaud, Louvet, Gensonné und die Girondisten aus Achtung vor seinem Wissen und weil sie sich zu seiner Frau hingezogen fühlten; selbst der Hof aus Vertrauen auf seine Rechtschaffenheit und aus Verachtung seines Einflusses. Die Gunst einer Partei, der Einfluß, den das Unbekannte auf die Meinungen ausübt, die verächtliche Gleichgültigkeit seiner Feinde, das Genie seiner Frau ließen diesen Mann immer mehr zu einem mächtigen Einfluß gelangen, ohne daß er sich darum bemühte.

II.

Der König hatte eine Zeit lang gehofft, daß der Triumph der Revolution die Leidenschaften abkühlen würde. Das ungestüme Verfahren, die stürmischen Schwankungen zwischen Uebermuth und zwischen Reue, welche während der Zeit, wo diese Versammlung sich mächtig erhob, bemerkbar wurden, hatten ihn auf schmerzliche Weise enttäuscht. Seine erstaunten Minister wurden von solcher Kühnheit eingeschüchtert und bekannten im Rathe ihre Unzulänglichkeit, ihr zu steuern. Dem Könige lag daran, Männer sich in seiner Nähe zu erhalten, die ihm alle möglichen Beweise von Ergebenheit gegeben hatten. Einige waren selbst dem Könige und der Königin als Vertraute oder als Mitschuldige bei ihren Verbindungen mit den Emigrirten, oder bei ihren geheimen Umtrieben im Innern des Reichs behülflich.

Herr von Montmorin, ein fähiger Kopf, aber den damaligen schwierigen Verwicklungen nicht gewachsen, hatte sich zurückgezogen. Die beiden bedeutendsten Mitglieder waren Herr von Lessart für die auswärtigen Angelegenheiten und Bertrand von Molleville für das Seewesen. Lessart, in der Mitte stehend zwischen der bewaffneten Emigration, der ungeduldigen Versammlung, den unentschlossenen Mächten Europas und dem Könige seinem Mitschuldigen, mußte bald trotz seiner guten Absichten unterliegen. Sein Plan war, durch geschicktes Aufschieben und durch Unterhandlungen den Krieg von Frankreich abzuwenden, die übrigen Mächte zu bewegen, die feindlichen Drohbewegungen einzustellen, der eingeschüchterten Versammlung den König als einzigen Schiedsrichter und Vermittler des Friedens zwischen seinem Volke und dem Auslande darzustellen: so hoffte er den letzten Zusammenstoß der Versammlung und des Königthums bis auf weiteres zu verschieben, vielleicht ganz zu umgehen und das regelmäßige Ansehn des Königs durch Aufrechthaltung des Friedens wieder herzustellen. Die persönlichen Ansichten des Kaisers Leopold unterstützten ihn hierbei; er hatte nur das Verhängniß gegen sich, welches Sachen und Menschen einer entscheidenden Entwickelung entgegentreibt. Die Giron-

disten und namentlich Brissot häuften Beschuldigungen über Beschuldigungen auf ihn; er war es, der ihren Sieg am längsten verzögern konnte. Mit ihm opferten sie ein ganzes System; ihre Schriften und ihre Reden gaben ihn der Volkswuth preis. Auch die, welche für den Krieg stimmten, hatten ihn zum Opfer ersehen. Er war kein Verräther, aber für sie war unterhandeln mit verrathen gleichbedeutend. Der König, der wußte, daß ihn kein Vorwurf treffen konnte, und der seinen Plänen beistimmte, weigerte sich, ihn seinen Gegnern aufzuopfern und vermehrte auf diese Weise noch die gegen den Minister herrschende feindliche Stimmung.

Was Molleville betrifft, so war er ein geheimer Gegner der Constitution. Er rieth dem Könige zu heucheln, sich hinter dem Buchstaben des Gesetzes zu verschanzen, um den Geist derselben zu tödten, durch geheime Wege und Mittel eine gewaltsame, heftige Erschütterung herbeizuführen, aus welcher nach seiner Ansicht die Sache der Monarchie siegreich hervorgehen mußte; da er mehr an die Macht der Ränke als an die Macht der Meinung glaubte, suchte er der Sache des Volks überall Verräther in den Weg zu stellen. Er besoldete Kundschafter, setzte für jedes Gewissen einen Preis, hielt Niemand für unbestechlich, stand stets in geheimer Verbindung mit den schlimmsten Volksmännern, brachte es durch Geld dahin, daß die aufrührerischsten Anträge gemacht wurden, um die Revolution durch solche Uebertreibung bei dem Volke herabzusetzen. Er füllte die Galerien der Versammlung mit seinen Sendlingen an, die durch ihr Gezisch oder ihr Beifallklatschen die Redner unterbrachen, und suchte so auf diesen Galerien das Volk und die öffentliche Meinung auf eine Weise vertreten zu lassen, die nicht mit der Wahrheit übereinstimmte. Er glaubte eine Nation hintergehen zu können, wie ein Einzelner betrogen werden kann. Der König, dem er ergeben war, liebte ihn, weil er ihm seinen Kummer klagen konnte, weil er um seine Verbindungen mit dem Auslande wußte und ihm als gewandte Mittelsperson bei seinem Unterhandlungen mit den Parteien diente. Molleville erhielt sich so im Gleichgewichte, indem er sich auf die Gunst des Königs und auf seine geheimen Verbindungen mit den Revolutionsmännern stützte.

Er sprach ganz gut die Sprache der Constitution und wußte um das Geheimniß so manches verkauften Gewissens.

Zu diesen beiden Männern berief der König der öffentlichen Meinung zu Gefallen Narbonne als Kriegsminister. Frau von Staël und die constitutionelle Partei näherten sich den Girondisten, um ihn bei diesen zu unterstützen. Condorcet wurde der Vermittler zwischen beiden Parteien. Frau von Condorcet, eine Frau von blendender Schönheit, eben so für den jungen Minister eingenommen, wie Frau von Staël, verband sich mit dieser zu seinen Gunsten. Die eine unterstützte ihn durch ihr hervorragendes Genie, die andere durch den Einfluß ihrer Reize. Beide Frauen schienen ihre Gefühle in der Ergebenheit zu vereinigen, welche sie dem Manne bewiesen, für den sie eingenommen waren. Ihre Eifersucht wich ihrem Ehrgeize.

III.

Die vermittelnde Ursache dieses nähern Zusammentretens der Girondisten und der Constitutionellen, welches durch Narbonne's Erhebung zum Kriegsminister verbürgt wurde, war der ungestüme Eifer, mit dem beide für den Krieg stimmten. Die constitutionelle Partei wollte Krieg, um der im Reiche herrschenden Anarchie einen ablenkenden Ausweg zu verschaffen und den Gährungsstoff, der die Sicherheit des Thrones bedrohte, nach Außen zu werfen. Die girondistische Partei wollte Krieg, um die Gemüther bis zum Aeußersten schreiten zu lassen. Sie hoffte, daß die das Vaterland bedrohenden Gefahren ihr die Kraft geben würden, den Thron zu erschüttern und die republikanische Verfassung entstehen zu lassen.

Unter solchen Anzeichen übernahm Narbonne die Leitung der Angelegenheiten. Auch er wollte Krieg, aber nicht um den Thron zu stürzen, in dessen Nähe er geboren war, sondern um die Nation aufzurütteln und zu blenden, um das Glück mit einem verzweifelten Schlage zu versuchen und um die hohe Militäraristokratie, La Fayette, Rochambeau, die Lameths, Dillon, Custine und sich selbst an die Spitze des bewaffneten Volks zu stellen. Wenn Frankreich die Oberhand behielt, so sollte die unter constitutionellen Befehls-

habern stehende siegreiche Armee die Jacobiner im Zaum halten, die verbesserte Monarchie befestigen und die Einführung zweier Kammern unterstützen. Wenn sich dagegen das Glück gegen Frankreich erklärte, so würden wahrscheinlich Thron und Aristokratie unterliegen; allein in einem volksthümlichen Kampfe Frankreichs gegen seine Feinde untergehn, war dann immer eben so viel werth, als in beständiger Furcht zu schweben und doch zuletzt in einem Aufruhre durch die Piken der Jacobiner zu fallen. Diese ritterliche und abenteuerliche Politik gefiel den jüngern Leuten ihres Heldenmuthes wegen und blendete die Frauen. Man fühlte darin den Hauch des französischen Muthes. Narbonne vertrat und stellte sie im Ministerrathe dar. Lessart und Bertrand von Molleville sahen ihren Collegen als einen Gegner an, der alle ihre Pläne vereitelte. Der König, wie immer, schwankte unentschlossen. Bald that er einen Schritt vorwärts, bald einen Schritt zurück. Die Ereignisse überraschten ihn, während er noch zögerte, und er befand sich so in der Lage, die am wenigsten dazu geeignet war, entweder einem Angriffe zu widerstehen, oder selbst einen Anstoß zu geben.

Außer mit diesen bestellten Räthen berieth sich der König auch mit entlassenen Mitgliedern der Versammlung, mit Lameth, Dupont und vorzüglich mit Barnave. Barnave blieb nach Auflösung der constituirenden Versammlung noch einige Monate in Paris und glich durch die aufrichtige Ergebenheit, die er der Monarchie bewies, den Schaden wieder aus, den er ihr zugefügt. Er sah ein, wie ihn das Streben nach der Gunst des Volks auf einen Weg geführt hatte, auf dem er unaufhaltsam fortgerissen wurde. Wie Mirabeau wollte er erst, als es zu spät war, in seinem Laufe einhalten. Er blieb von nun an außerhalb der Begebenheiten und Angst und Reue überkamen ihn. Seine Unerschrockenheit ließ ihn nicht für sich selbst zittern, aber vom Schicksale des Königs und der Königin gerührt, gab er dem Könige Rathschläge, an denen nur das Einzige auszusetzen war, daß sie nicht mehr befolgt werden konnten.

Geheime Versammlungen, die bei Adrian Duqont, Barnave's Freund und dem Orakel dieser Partei, gehalten wurden, dienten nur dazu, den König noch mehr in Verwirrung zu

bringen und noch mehr zögern zu lassen. Dazu kamen noch die gebieterischen Mahnungen La Fayette's und seiner Freunde. La Fayette konnte sich nicht überzeugen, daß er überholt worden war. Die Nationalgarde, die ihm zugethan blieb, glaubte immer noch an seine Allmacht. Alle diese Parteien und alle diese Männer unterstützten heimlich Narbonne. Höfling für den Hof, Aristokrat für den Adel, Soldat für die Armee, volksthümlich für das Volk, verführerisch für die Frauen, war er der Minister, auf den alle ohne Ausnahme ihre Hoffnung setzten. Die Girondisten allein hatten eine versteckte Absicht dabei, wenn sie ihm dem Anscheine nach ihre Gunst zuwandten. Sie erhoben ihn, um ihn zu stürzen. Narbonne war für sie das Werkzeug, welches ihre eigene Erhebung und ihre eigene Macht vorbereiten sollte.

IV.

Kaum war der junge Minister in den Rath getreten, so ließ sich in der Berathung der Angelegenheiten und in den Beziehungen des Ministeriums zu der Versammlung der Einfluß seines thätigen, freimüthigen und einnehmenden Gemüthswesens bemerken. Kühn versuchte er in Bezug auf die Versammlung ein System anzuwenden, das darin bestand, ihr Vertrauen zu beweisen. Er überraschte sie durch sein einfaches zuversichtliches Wesen, mit dem er sich ohne Verstecktheit an sie wandte. Die mistrauischen und strengen Männer, die bis jetzt in allen Worten der Minister nur Hinterlist gesucht hatten, überließen sich dem Eindrucke, welchen seine Reden bei ihnen hervorbrachten. Er sprach zu ihnen nicht in offiziellen und kalten Ausdrücken wie ein Diplomat, sondern frei und offen wie ein Patriot. Er brachte das Portefeuille mit auf die Rednerbühne, trotzte hochherzig jeder Verantwortlichkeit, bekannte sich zu den Lehren, die dem Volke am theuersten waren, und zwar mit einer Aufrichtigkeit, die keinen Verdacht aufkommen ließ. Er gab sich ganz offen, wie er war. Der Aufschwung seines Geistes riß die Männer mit fort, die der Verführung am wenigsten zugänglich waren. Das Volk sah mit Wohlgefallen einen Aristokraten, der so gut sein Aeußeres, seine Grundsätze und seine Leidenschaften angenommen hatte. Seine glühende

Vaterlandsliebe trug dazu bei, diese Regung, welche in ihm den König und das Volk verschmolz, nicht schwächer werden zu lassen. Während der kurzen Dauer seiner Verwaltung entwickelte er eine an das Wunderbare grenzende Thätigkeit. Er besuchte und bewaffnete die befestigten Plätze, schuf Heere, hielt Anreden an die Soldaten, verhinderte im Namen der allgemeinen Gefahr die Auswanderung des Adels, ernannte Generale, berief La Fayette, Rochambeau, Luckner. Eine patriotische Begeisterung, von ihm geleitet, ergriff ganz Frankreich. Indem er den Thron zum nationalen Mittelpunkt der Vertheidigung des Gebietes machte, brachte er es dahin, daß eine Zeit lang dem Könige selbst Liebe zugewendet wurde. Die Begeisterung für das Vaterland versöhnte die Parteien. Seine Beredsamkeit erinnerte an das Feldlager. Sie war schnell, glänzend, vollklingend, wie die Bewegung der Waffen. Ihr Hauptmerkmal war herzliche Offenheit. Er ließ seine Gegner ohne Rückhalt in seinem Innern lesen und dieses Vertrauen rührte sie.

Statt am Tage seiner Einführung in das Ministerium seine Ernennung wie die andern Minister in einem Briefe an den Präsidenten anzuzeigen, ging er selbst in die Versammlung und verlangte das Wort. „Ich bringe Ihnen, sagte er, eine tiefe Ehrfurcht vor der volksthümlichen Gewalt, mit der Sie bekleidet sind, eine treue Anhänglichkeit an die Constitution, die ich beschwöre, eine muthvolle Liebe für die Freiheit und die Gleichheit; ja! für die Gleichheit, die zwar keine Gegner mehr findet, die aber deshalb nicht etwa weniger ergebne Vertheidiger haben muß.“ Zwei Tage später nahm er die ganze Versammlung für sich ein, als er über die Verantwortlichkeit der Minister sprach. „Ich nehme die Erklärung an, rief er aus, welche so eben über die Lage der Minister gegeben worden ist, und welche sagt, daß die Verantwortlichkeit der Tod sei. Erspart uns keine Drohung, keine Gefahr. Legt uns persönlich die größten Hindernisse in den Weg, aber gebt uns nur die Mittel, die Constitution im Gange zu erhalten. Was mich betrifft, so ergreife ich diese Gelegenheit, die Mitglieder dieser Versammlung zu beschwören, mich von Allem in Kenntniß zu setzen, was sie in meiner Verwaltung für nützlich für das allgemeine Beste halten würden. Unsere

Interessen, unsere Feinde sind die nämlichen. Nicht der Buchstabe allein, auch der Geist der Constitution muß zur Ausübung gebracht werden. Nicht blos darum handelt es sich die Pflicht zu erfüllen, sondern zu einem glücklichen Erfolg zu gelangen..... Das Ministerium, wie Sie sehen werden, ist überzeugt, daß es kein Heil für die Freiheit gibt, wenn das Gute nicht mit Ihnen und durch Sie gethan wird. Hören Sie daher einen Augenblick auf, Mistrauen gegen uns zu hegen. Sie werden uns später verdammen, wenn wir es verdient haben; aber vorher werden Sie uns mit Vertrauen die Mittel geben, Ihnen Dienste zu erweisen."

Solche Worte machten auch auf die Mistrauischsten einen tiefen Eindruck. Durch Abstimmung wurde beschlossen, daß die Rede gedruckt und in die Departements geschickt werden sollte. Um die Versöhnung zwischen dem König und der Nation noch mehr zu befestigen, begab sich Narbonne in die Comités der Versammlung, theilte dort seine Pläne mit, besprach seine Maßregeln und machte im voraus die Gemüther seinen Entschlüssen günstig. Eine solche gemeinschaftliche Regierung war im Geiste der Constitution. Die andern Minister sahen darin nur eine Demüthigung der ausübenden Gewalt und eine Entsagung des Königthums. Narbonne sah darin das einzige Mittel, dem Könige die Zuneigung und Beistimmung der Nation wieder zuzuwenden. Die öffentliche Meinung hatte den Thron erschüttert und von ihr allein konnte nur verlangt werden ihn wieder zu befestigen. Narbonne machte sich zu ihrem Minister.

Als der Kaiser dem König eine die Sicherheit der Grenzen bedrohende Note übersandte, setzte der König persönlich die Versammlung von seiner Bereitwilligkeit, kräftige Maßregeln zu ergreifen, in Kenntniß. Narbonne kam, nachdem der König sich entfernt hatte, wieder in die Versammlung und stieg auf die Rednerbühne. „Ich werde mich fortbegeben, sagte er, um unsere Grenzen zu bereisen, nicht etwa als ob ich das Mistrauen der Soldaten gegen ihre Offiziere für gegründet hielte, aber ich hoffe es zu zerstreuen, indem ich zu beiden vom Vaterlande und vom Könige spreche. Zu den Offizieren werde ich sagen, daß alte Vorurtheile, daß eine nicht genug verständige Liebe

zum König eine Zeit lang ihr Betragen haben entschuldigen können, daß aber das Wort Verrath nicht in der Sprache irgend einer Nation, welche die Ehre kennt, bestehen kann. Zu den Soldaten werde ich sagen: Eure Offiziere, die an der Spitze des Heeres bleiben, sind an die Revolution durch ihren Schwur und ihre Ehre gebunden. Das Heil des Staates hängt von der Kriegszucht seines Heeres ab. Ich werde dem Minister der auswärtigeu Angelegenheiten mein Portefeuille übergeben, und so groß ist mein Vertrauen, muß das Vertrauen der ganzen Nation auf seine Vaterlandsliebe sein, daß ich mich für alle Verordnungen, die er in meinem Namen erlassen wird, verantwortlich mache." Narbonne zeigte bei diesen Worten eben so viel Geschicklichkeit als Seelengröße. Er fühlte, daß er bei der Nation so viel Geltung hatte, um seinen unbeliebten Collegen, der schon von den Girondisten angeklagt worden war, unter seinen Schutz nehmen zu können, und stellte sich auf diese Weise zwischen die Girondisten und ihr Opfer. Die Versammlung wurde fortgerissen. Er erhielt zwanzig Millionen, um Vorbereitungen zu treffen, und des alten Luckner's Ernennung zum Marschall von Frankreich zugestanden. Die Presse und die Clubs selbst versagten ihm ihren Beifall nicht. Alles wurde von der allgemein herrschenden aufgeregten Stimmung für den Krieg überwältigt, selbst lang genährte Abneigung.

Ein einziger Mann unter den Jacobinern widerstand dem Alles mit sich fort ziehenden Strome; dieser Mann war Robespierre. Bis jetzt war Robespierre nur ein Ideenverfechter, ein untergeordneter, unermüdlicher und unerschrockner Agitator gewesen, der durch größere Persönlichkeiten in den Schatten gestellt worden war. Von diesem Tage an wurde er ein Staatsmann. Er wurde sich der in ihm wohnenden Kraft bewußt; er stützte diese Kraft auf ein Princip; er wagte allein mit der Wahrheit zu kämpfen. Er gab sich hin, ohne die Zahl seiner Gegner in Betracht zu ziehen, und verdoppelte seine Kraft, indem er Gebrauch davon machte.

Krieg oder Frieden? war die Frage, welche die Cabinete der durch die Revolution bedrohten Fürsten, die Räthe Ludwigs XVI., die engern Versammlungen der Parteien, die Versammlung der Jacobiner, die Journale beschäftigte

und beunruhigte. Der entscheidende Augenblick nahte heran. Es war augenscheinlich, daß die Unterhandlungen zwischen dem Kaiser Leopold und Frankreich in Bezug auf die Emigrantenversammlungen in den vom Kaiserreiche abhängigen Staaten ihrem Wendepunkt nahe waren, und daß in kurzer Zeit entweder der Kaiser Frankreich durch Zerstreuung dieser Versammlungen Genugthuung verschaffen, oder daß Frankreich ihm den Krieg erklären und durch diese Erklärung den Feindseligkeiten aller seiner Feinde auf einmal ausgesetzt sein würde. Es war eine Herausforderung, die von Seiten Frankreichs geschah.

Wie wir gesehen, waren Staatsmänner und Revolutionaire, Constitutionelle und Girondisten, Aristokraten und Jacobiner über den Krieg einverstanden. Alle sahen den Krieg wie eine Berufung an das Schicksal an. Frankreich war ungeduldig und wollte, daß dieses durch den Sieg oder die Niederlage seinen Ausspruch thäte. Der Sieg schien dem Lande der einzige Ausweg für die innern Verwickelungen zu sein; selbst vor der Niederlage erschrak es nicht. Es glaubte an sich selbst und trotzte dem Tode. Robespierre dachte anders; dafür war er Robespierre.

Er sah zwei Sachen ein: erstens daß der Krieg ein unnützes Verbrechen gegen das Volk war, und zweitens, daß selbst der mit glücklichem Erfolge geführte Krieg der Demokratie den Untergang bringen würde. Robespierre betrachtete die Revolution wie eine strenge Anwendung der Principien der Philosophie auf die Gesellschaften. Ergebener und leidenschaftlicher Schüler Jean Jacques Rousseau's war der Gesellschaftsvertrag sein Evangelium. Der mit dem Blute der Völker geführte Krieg war für diese Philosophie, was er immer für den Weisen bleiben wird, ein großer für den Ehrgeiz Einiger geschehner Mord, der nur dann ruhmvoll ist, wenn er Vertheidigungskrieg ist. Robespierre glaubte Frankreich nicht in die Nothwendigkeit versetzt, seines Heiles wegen zu solchen äußersten Mitteln greifen zu müssen, welche der Menschheit Ströme von Blut vergießen lassen würden. Er war von der Allmacht der Ideen überzeugt, an die er glaubte und an denen sein den Ränken unzugänglicher Geist mit Fanatismus hing, und er fürchtete nicht, daß einige flüchtige Prinzen, die ohne Ansehen waren, und einige Tau-

send ausgewanderter Aristokraten einer Nation Gesetze aufzwingen würden, deren erster Freiheitsseufzer die Wucht des Thrones, des Adels und der Geistlichkeit emporgehoben hatte. Er war der Meinung, daß die europäischen Mächte, uneinig und unentschlossen, nicht wagen würden einer Nation, die von Frieden sprach, den Krieg zu erklären, ehe diese nicht zuerst zum Angriff vorgeschritten wäre. Im Falle sie aber so schlecht und so widersinnig sein sollten, einen solchen Kreuzzug gegen die menschliche Vernunft zu unternehmen, würde dieser ganz bestimmt mit ihrer Niederlage endigen, denn er glaubte, daß in der Gerechtigkeit einer Sache eine unbezwingbare Gewalt läge, daß das Recht die Thatkraft eines Volkes verdopple, daß die Verzweiflung selbst so viel gälte wie Heere, und daß Gott und die Menschen für das Volk wären.

Außerdem dachte er, daß, wenn auch Frankreich die Pflicht hätte, bei den andern Völkern die Vernunft und die Freiheit mit ihren erleuchtenden und belebenden Folgen zur Herrschaft zu bringen, eine natürliche und friedliche Verbreitung ein weit unfehlbareres Mittel dazu wäre, als die Gewalt der Waffen; daß die Revolution eine Lehre und nicht eine durch das Schwert in's Leben gerufne allgemeine Monarchie sein, daß man nicht die Vaterlandsliebe der Nationen gegen ihre Dogmen sich verbünden lassen müsse. Ihr Reich war geistiger Natur. Die Stärke der revolutionairen Ideen bestand nach seiner Ansicht in dem Lichte, das sie verbreiteten.

Aber er sah noch mehr ein: er sah ein, daß ein Angriffskrieg der Revolution ohne Rettung den Untergang bringen und die vorzeitige Republik, von der ihm die Girondisten sprachen, die er sich selbst aber noch nicht bestimmt erklären konnte, vernichten würde. Ist der Krieg unglücklich, dachte er, so erstickt Europa mit leichter Mühe unter den Tritten seiner Heere die ersten Keime dieser neuen Regierungsform, die wol einige Märtyrer haben, der aber der Boden fehlen würde, um wieder neu zu erstehen. Wird der Krieg glücklich geführt, so nimmt der militairische Geist, der immer mit dem der Aristokratie im Bunde steht, die Ehre, diese Religion, welche den Soldaten an den Thron bindet, die Kriegszucht, dieser Despotismus des Ruhms,

die Stelle der männlich kräftigen Tugenden ein, an welche die Ausübung der Constitution gewöhnt haben würde. Das Volk wird denen, die es gerettet haben, Alles, selbst seine Knechtschaft, verzeihen. Die Dankbarkeit einer Nation gegen die Anführer, die ihre Kinder zum Siege geführt haben, ist eine Falle, in der sich die Völker immer werden fangen lassen. Sie werden sich von selbst dem Joche anbieten, das ihnen auferlegt werden soll. Die bürgerlichen Tugenden werden vom Glanze kriegerischer Heldenthaten überstrahlt werden. Entweder wird das zurückkehrende Heer das alte Königthum mit seinem Schutze umgeben, und es wird für Frankreich ein Monk erstehen, oder das Heer wird seinem glücklichsten Führer die Krone aufsetzen, und die Freiheit wird einen Cromwell finden. In beiden möglichen Fällen entgeht die Revolution dem Volke und fällt der Willkür eines Soldaten anheim. Sie vor dem Kriege retten heißt also, sie vor einer ihr drohenden Gefahr retten. Diese Betrachtungen brachten ihn zur Entscheidung. Es war noch nichts Heftiges in seinen Gedanken. Er sah weit und er sah richtig.

So entstand sein Bruch mit den Girondisten. Die Politik war für sie Gerechtigkeit. Der Krieg schien ihnen politisch. Gerecht oder nicht, sie wollten ihn als ein Mittel, um den Thron umzustürzen und sich selbst zu erheben. Man kann beurtheilen, ob bei diesem bedeutungsvollen Streite das größte Unrecht auf der Seite des Demokraten, oder auf der Seite der Ehrgeizigen war. Dieser erbitterte Kampf, der mit dem Tode beider Parteien enden sollte, begann am 12. Dezember in einer Abendsitzung des Jacobinerclubs.

V.

„Ich habe seit einem halben Jahre, ja seit dem ersten Tage der Revolution über die Ansicht nachgedacht, welche ich jetzt vertheidigen will, sagte Brissot, der Erste der Girondisten. Die überzeugende Gewalt der Gründe und Thatsachen hat mich zu der Ansicht gebracht, daß für ein Volk, welches nach zehn in Sklaverei zugebrachten Jahrhunderten die Freiheit erlangt hat, der Krieg ein Bedürfniß ist. Der

Krieg ist nöthig, um die Freiheit zu befestigen und um die Constitution von den Ueberresten des Despotismus zu reinigen; der Krieg ist nöthig, um aus unsrer Mitte die Männer verschwinden zu lassen, die ihr schaden könnten. Ihr seid stark genug, die Aufrührer zu bestrafen und die Welt in Furcht zu setzen; seid auch kühn genug dazu. Die Emigranten bleiben in ihrer aufrührerischen Stellung; die fremden Fürsten beharren darauf sie zu unterstützen. Ist da noch lange abzuwägen, ob sie angegriffen werden sollen oder nicht? Unsre Ehre, unser öffentlicher Credit, die Nothwendigkeit, unsrer Revolution einen moralischen Stützpunkt zu geben, machen uns ein Gesetz daraus, es zu thun. Frankreich wäre entehrt, wenn es die freche Empörung einiger Aufrührer, wenn es Kränkungen duldete, die ein Despot nicht vierzehn Tage lang ungeahndet ertrüge. Was wollt ihr, daß man von uns denke? Nein, rächen müssen wir uns, oder uns dazu entschließen, in den Augen der Nationen eine schimpfliche Stelle einzunehmen. Rächen müssen wir uns, indem wir diese Räuberhorden vernichten, oder darin einwilligen, die aufrührerischen Parteien, die Verschwörungen, die Mordbrennereien fortdauern und den Uebermuth unsrer Aristokraten kühner wie je werden zu sehen! Sie glauben an die Coblenzer Armee. Von dort aus kommt ihnen ihre Zuversicht. Wollt ihr mit einem einzigen Streiche die Aristokratie zerstören, so zerstört Coblenz. Das Haupt der Nation wird sich genöthigt sehn, durch die Constitution mit uns und durch uns zu regieren."

Diese vom Staatsmann der Gironde ausgesprochenen Worte fanden in allen Herzen Anklang und hallten vom Jacobinerclub bis in die äußersten Enden des Reiches wider. Das rasende Beifallklatschen der Galerien konnte als Ausdruck der Wirkung gelten, den Brissot's Rede auf alle Parteien ohne Ausnahme machte, die mit Ungeduld der letzten Entwicklung entgegensahen. Es gehörte ein Geist dazu, unerschütterlich und fest wie Eisen, um wie Robespierre seinen Freunden, seinen Feinden und dem Nationalgefühle entgegenzutreten. Dieser Kampf einer Idee gegen alle Leidenschaften dauerte ganze Wochen, ohne ihn wanken zu lassen. Die starken Ueberzeugungen sind unermüdlich. Robespierre hielt während eines Monats ganz Frankreich

das Gegengewicht. Selbst seine Feinde sprachen mit Achtung von seinem Widerstande. Niemand hatte den Muth, ihm zu folgen, aber jeder würde sich geschämt haben, ihn nicht zu achten. Seine Beredsamkeit, erst trocken, weitschweifig, spitzfindig, wurde großartiger und klarer. Die Journale druckten seine Reden ab. „Du Volk, dem die Mittel nicht zu Gebote stehen, dir Robespierre's Reden zu verschaffen, ich verspreche dir sie zu geben, wie sie sind,“ sagte der „Volksredner,“ ein Journal der Jacobiner. „Hebe sorgfältig die Blätter auf, die folgen werden. Sie sollen diese Reden enthalten. Es sind Meisterwerke der Beredsamkeit, die bei den Familien verbleiben müssen, um denen, die nach uns kommen, zu sagen, daß Robespierre zum Glücke der Nation und zum Heile der Freiheit gelebt hat.“

Nachdem er alle Gründe der Philosophie, der Politik und der Vaterlandsliebe gegen einen Angriffskrieg erschöpft hatte, der unter überwiegender Mitwirkung der Girondisten begonnen, von den Ministern geräuschlos gehegt und von Generalen aus der dem Volke verdächtigen Aristokratie begünstigt wurde, stieg er noch ein letztes Mal auf die Rednerbühne, um gegen Brissot zu sprechen. Es war in der Nacht des 13. Januar, und in den eben so geschickt als pathetisch gehaltnen Schlußsätzen faßte er seine verzweifelte Ansicht zusammen.

VI.

„Nun denn, ich bin besiegt; ich gehe zu euch über;“ rief er mit angegriffener Stimme aus; „auch ich, ich verlange den Krieg; was sage ich, schrecklicher und unversöhnlicher verlange ich ihn, wie ihr. Ich verlange ihn nicht wie eine weise, wie eine vernünftige, nicht wie eine politische Maßregel, sondern wie ein letztes Mittel der Verzweiflung. Ich verlange ihn unter einer Bedingung, über die wir ohne Zweifel untereinander einig sind, denn ich glaube nicht, daß die Vertheidiger des Krieges uns haben täuschen wollen, ich verlange einen Krieg auf Tod und Leben, einen heldenmüthigen Krieg, ich verlange endlich einen solchen Krieg, wie ihn die Freiheit selbst jedem Despotismus erklären,

wie ihn das Volk der Revolution selbst unter seinen eignen Führern bestehen würde, nicht einen Krieg, wie ihn vielleicht ränkesüchtige Feiglinge sich wünschen, nicht einen Krieg, wie ihn Minister und Generale führen würden, die obgleich Patrioten, doch ehrgeizig und verdächtig sind.

„Nun wohl, Franzosen! Kommt, ihr Männer des 14. Juli, die ihr ohne Führer und Gebieter die Freiheit erobern konntet, laßt uns das Heer bilden, das nach eurer Ansicht die Welt erobern soll. Aber wo ist der General, der, unerschütterlicher Vertheidiger der Volksrechte, geborner Feind der Tyrannen, nie die vergiftete Luft der Höfe einathmet, für dessen Tugend der Haß und die Ungunst des Hofes Zeugniß geben, der General, dessen Hände, nicht befleckt mit unserm Blute, würdig sind, vor uns die Fahne der Freiheit herzutragen? Wo ist er, dieser neue Cato, dieser dritte Brutus, dieser noch unbekannte Held? Er möge es wagen, sich an diesen Zügen wieder zu erkennen, er möge kommen, und wir wollen ihn an unsre Spitze stellen .... Aber wo ist er? Wo sind die Soldaten, die am 14. Juli die Waffen vor dem Volke streckten, die ihnen der Despotismus anvertraut hatte? Soldaten von Chateau-Vieux, wo seid ihr? Leitet uns bei unserm Vorhaben. Aber eher könnte man dem Tode seine Beute, als dem Despotismus seine Opfer entreißen. Kommt, Bürger, die ihr die Bastille eingenommen habt, kommt! Die Freiheit ruft euch; euch gebührt die Ehre, in den ersten Reihen zu fechten! ..... Aber, sie antworten nicht. Die Noth, die Undankbarkeit und der Haß der Aristokraten hat sie zerstreut. Und ihr auf dem Marsfelde bei der Errichtung eines patriotischen Bundes hingeopferte Bürger, ihr werdet auch nicht mit uns sein! Ach! was hatten die gemordeten Frauen, die gemordeten Kinder gethan? Gott! wie viel Opfer! und immer im Volke, immer unter den Patrioten! während die mächtigen Verschwörer athmen und triumphiren! So kommt ihr wenigstens, Nationalgardisten, ihr, denen ganz besonders die Vertheidigung der Grenzen in diesem Kriege obliegt, mit dem uns ein treuloser Hof bedroht! Kommt! Aber was! Ihr seid noch nicht einmal bewaffnet? Was! seit zwei Jahren verlangt ihr Waffen, und habt keine? Was sage ich! Man hat euch Kleider verweigert und euch dazu gebracht, von Departement zu

Departement zu irren, ein Gegenstand der Verachtung für die Minister, ein Gegenstand des Spottes für die Patrizier, die Musterung über euch halten, um sich über eure elende Lage zu freuen! Doch, was thut es. Kommt, wir wollen nackt den Kampf bestehen, wie die Amerikaner.

„Aber sollen wir, um die Throne umzustürzen, auf Befehle vom Kriegsministerium warten? Sollen wir warten, bis der Hof das Zeichen gibt? Sollen uns die nämlichen Patrizier, diese ewigen Günstlinge des Despotismus, in diesem Kriege gegen die Aristokraten und gegen die Könige anführen! Nein. Ganz allein wollen wir in den Streit ziehen. Wir selbst wollen uns führen. Aber was! Da sind die Redner des Krieges, die mich aufhalten: Da ist Herr Brissot, der mir sagt, daß der Herr Graf von Narbonne die ganze Angelegenheit leiten muß, daß unter dem Befehl des Herrn Marquis von La Fayette der Feldzug unternommen werden muß; daß es der ausübenden Gewalt allein zukommt, die Nation zum Siege und zur Freiheit zu führen! Ach! Bürger, dieses Wort hat den ganzen Zauber zerstört! Verschwunden ist alle Hoffnung auf Sieg und auf Unabhängigkeit der Nationen! Sollen je die Scepter Europa's gebrochen werden, durch solche Hände wird es nicht geschehen. Spanien wird noch einige Zeit sklavisch unter dem Drucke des Aberglaubens und des Königthums bleiben, Leopold wird noch ferner der Tyrann Deutschlands und Italiens sein, und es wird sich nicht so bald ereignen, daß die Cato und die Cicero die Stelle des Papstes und seiner Kardinäle im Conclave einnehmen. Ich sage freimüthig, der Krieg, wie ich ihn im Sinne habe, der Krieg, so wie ich ihn eben vorgeschlagen habe, ist unausführbar. Und sollen wir einen Krieg des Hofes, der Minister, der sogenannten patriotischen Patrizier, der Ränkesüchtigen haben, ach! dann bin ich weit entfernt an eine Befreiung der Welt zu glauben, dann glaube ich selbst nicht mehr an eure eigne Freiheit. Das Weiseste, was wir dann thun können, ist, sie gegen die Hinterlist innerer Feinde zu vertheidigen, die euch solche Trugbilder des Heldenmuthes vorspiegeln.

„Kalt und traurig fasse ich nochmals zusammen, was ich gewollt. Ich habe bewiesen, daß die Freiheit keinen ärgern Feind hat, als den Krieg; ich habe bewiesen, daß

der Krieg, von verdächtigen Männern angerathen, in den Händen der ausübenden Gewalt nur ein Mittel ist, um die Constitution zu vernichten, daß er nichts ist, als die Entwicklungsscene einer gegen die Revolution angesponnenen Verrätherei. Diese Kriegspläne begünstigen, unter welchem Vorwande es auch sei, ist daher so viel, als an dem Verrath gegen die Revolution Theil nehmen. Alle Vaterlandsliebe, alle vermeintlich politischen Gemeinplätze ändern nichts an der Natur der Dinge. So wie Herr Brissot und seine Freunde Vertrauen zu der ausübenden Gewalt anpreisen, die öffentliche Gunst für die Generale in Anspruch nehmen, heißt die Revolution ihrer letzten Sicherheit, der Wachsamkeit und der Thatkräftigkeit der Nation berauben. In der schrecklichen Lage, in die uns der Despotismus, der Leichtsinn, die Ränkesucht, der Verrath, die allgemeine Verblendung gebracht haben, höre ich nur allein auf die Stimme meines Herzens, achte ich nichts, als die Wahrheit, bin ich gegen nichts nachgiebig, als gegen mein Vaterland. Ich weiß, daß die Patrioten den Freimuth tadeln, mit dem ich das entmuthigende Bild unsrer Lage vor die Augen bringe. Ich verhehle mir nicht meinen Fehler. Ist die Wahrheit nicht schon deswegen schuldig, weil sie die Wahrheit ist? Ach! wenn nur der Schlummer sanft ist, was macht es dann aus, wenn man vom Lärm der Ketten aufwacht, mit denen das Vaterland gefesselt, und dann die Ruhe der Knechtschaft folgt? Wir wollen also die Seelenruhe dieser glücklichen Patrioten nicht mehr stören. Nein, aber mögen sie wissen, daß wir, ohne zu schwindeln, ohne von Furcht erfaßt zu werden, die ganze Tiefe des Abgrundes zu ermessen im Stande sind. Wir wollen den Wahlspruch des Palatins von Posen zu dem unsrigen machen: „Die Stürme der Freiheit ziehe ich der Sicherheit der Sklaverei vor.“ Wenn der Augenblick der Befreiung noch nicht gekommen wäre, würden wir die Geduld haben, ihn zu erwarten. Wenn dieses Geschlecht nur dazu bestimmt wäre, sich in dem Schmuze der Laster herumzutreiben, in den es der Despotismus getaucht hat; wenn der Schauplatz unsrer Revolution den Augen der Welt nur den Kampf zwischen der Treulosikeit und der Schwäche, zwischen Selbstsucht und Ehrgeiz zu zeigen hätte, so wird

das kommende Geschlecht anfangen diese von Lastern befleckte Erde zu reinigen. Es wird nicht den Frieden des Despotismus oder die unfruchtbaren Aufregungen der Ränkesucht bringen, sondern das Feuer und das Schwert, um die Throne anzuzünden und die Unterdrücker auszurotten. Glücklichere Nachkommenschaft, du bist uns nicht fremd! Für dich trotzen wir allen diesen Stürmen und den Fallstricken der Tyrannen. Oft entmuthigt durch die Hindernisse, auf die wir überall stoßen, fühlen wir uns gedrängt, dir zuzueilen! Du wirst unser Werk vollenden; behalte nur in deinem Gedächtnisse die Namen derer, die Märtyrer der Freiheit waren.“ In diesen Worten schien Rousseau's Geist zu wehen.

VII.

Louvet, einer von Brissot's Freunden, fühlte die Gewalt derselben und stieg auf die Rednerbühne, um den Mann, der allein die Gironde aufhielt, durch Bitten zu bewegen. „Robespierre,“ sagte er zu ihm, indem er ihn persönlich anredete, „Robespierre, Sie allein sind die Ursache, daß die öffentliche Meinung unentschieden schwankt. Dieses Uebermaß des Ruhms war Ihnen ohne Zweifel vorbehalten. Ihre Reden gehören der Nachwelt an. Die Nachwelt wird zwischen Sie und mich treten. Aber ziehen Sie sich nicht die größte Verantwortlichkeit zu, wenn Sie auf Ihrer Ansicht bestehen? Sie müssen Ihren Zeitgenossen und selbst den künftigen Geschlechtern Rechenschaft ablegen. Ja, die Nachwelt wird zwischen Sie und mich treten, so unwürdig ich dessen auch sein mag. Sie wird sagen: In der constituirenden Versammlung erschien ein Mann, unzugänglich allen Leidenschaften, einer der treusten Vertheidiger des Volkes. Man mußte seine Tugenden lieben und werthschätzen, seinen Muth bewundern; er wurde vom Volke, dessen Sache er stets unterstützt hatte, angebetet, und was noch besser ist, er war dessen würdig. Ein Abgrund öffnete sich. Durch zu vielerlei Sorge zerstreut, glaubte dieser Mann, da die Gefahr zu erblicken, wo sie nicht war, und sah sie nicht, wo sie war. Ein unbedeutender Mann, nur allein dem gegenwärtigen Augenblick seinen Sinn zuwendend,

war da; von andern Bürgern berathen, entdeckte er die Gefahr, und konnte sich nicht dazu entschließen, das Stillschweigen zu beobachten; er ging zu Robespierre und wollte ihn die Gefahr mit Händen greifen lassen. Robespierre wandte die Augen weg und zog seine Hand zurück; der Unbekannte besteht darauf und rettet sein Land ...."

Robespierre lächelt bei diesen Worten mit ungläubiger Geringschätzung. Die bittenden Geberden Louvet's und die Mahnungen der Galerien ließen ihn in der Sitzung des folgenden Tages kalt und unerschütterlich. Brissot nahm die Kriegsfrage wieder auf. „Ich bitte Herrn Robespierre" sagte er zum Schluß, „einen so schmählichen Streit zu enden, der nur allein den Feinden des öffentlichen Wohles Vortheil bringt." „Ich habe mit dem größten Erstaunen heute Morgen gesehen," rief Robespierre, „wie das von Herrn Brissot herausgegebene Journal einen Brief enthält, in dem Herr von La Fayette auf das Ueberspannteste gelobt wird." — „Ich erkläre," antwortete Brissot, „daß ich keine Kenntniß von dem im «Französischen Patrioten» eingerückten Briefe gehabt habe." — „Desto besser," erwiderte Robespierre, „ich bin sehr erfreut darüber, daß Herr Brissot nicht mit an solchen Schutzschriften Schuld ist." Die Worte wurden bittrer, wie die Gefühle. Der greise Dusaulx warf sich zwischen beide Gegner. Er erinnerte sie auf rührende Weise an die Eintracht, die unter Vaterlandsfreunden herrschen müsse, und beschwor sie, sich zu umarmen. Sie umarmten sich. „Ich habe eine Pflicht der Brüderlichkeit erfüllt und mein Herz befriedigt," rief Robespierre. „Es bleibt mir noch übrig meinem Vaterlande eine heiligere Schuld zu zahlen. Jede persönliche Zuneigung muß hier dem geheiligten Interesse der Freiheit und der Menschheit nachstehen. Ich könnte sie leicht hier mit der Achtung in Einklang bringen, die ich Allen versprochen, welche ihnen nützen. Ich habe Herrn Brissot umarmt, aber ich bleibe dabei, ihn zu bekämpfen; möge unser Friede nur auf der Grundlage der Vaterlandsliebe und der Tugend beruhen." Robespierre bewies durch seine einsame Stellung selbst seine Stärke, und sein Einfluß auf die Unentschlossenen wuchs immer mehr. Die Journale fingen an sich zu seinen Gunsten zu regen. Marat

zog Brissot mit seinen schmähenden Worten in den Staub. Camille Desmoulins deckte in erdachten Anschlägen die schmachvolle Verbindung Brissot's zu London mit Morande, dem ehrlosen Schmähschriftschreiber, auf. Danton selbst, dieser Verehrer des Erfolgs, schwankte zwischen den Girondisten und Robespierre, weil er fürchtete, seinem Glücke hinderlich sein zu können. Er schwieg lange; endlich hielt er eine Rede voll schönklingender Worte, der man aber unter den schwülstigen Ausdrücken die Unbestimmtheit der Ueberzeugungen und die Verwirrung des Geistes anmerkte.

Zehntes Buch.

I.

Während dies bei den Jacobinern vorging und während die Journale, das Echo der Clubs im Volke, überall dieselbe ängstliche und unentschlossene Stimmung verbreiteten, mußte die lichtscheue Diplomatie des Cabinets der Tuilerien und des Kaisers Leopold, die umsonst das Eintreten einer entscheidenden Wendung zu verschieben suchte, durch die Ungeduld der Girondisten und durch den Tod des Kaisers Leopold ihre Hoffnungen vereitelt sehen. Dieser philosophische Fürst nahm alle Wünsche der Aussöhnung und alle Hoffnung auf Frieden mit sich in das Grab. Er allein hielt Deutschland zurück. Narbonne machte durch öffentliche Demonstrationen die geheimen Unterhandlungen seines Collegen, Hrn. v. Lessart, zu nichte, die zum Zwecke hatten, Zeit zu gewinnen und einen Congreß zur Schlichtung der zwischen Europa und Frankreich schwebenden Streitfragen herbeizuführen.

Der aus Girondisten zusammengesetzte diplomatische Comité der Versammlung schlug auf Narbonne's Anstiften entscheidende Maßregeln vor. Dieser von der constituirenden Versammlung errichtete und von Mirabeau's Geiste beseelte Comité interpellirte die Minister über die auswärtigen Angelegenheiten. So wurde die Diplomatie ans Ta-

geslicht gezogen, die Unterhandlungen wurden abgebrochen, die Vergleiche und Vereinigungen unmöglich gemacht; die europäischen Cabinete wurden unaufhörlich auf der Rednerbühne zu Paris besprochen. Die Girondisten, für den Augenblick in Besitz der Leitung dieses Comité, hatten weder Einsicht noch Zurückhaltung genug, um mit den Fäden einer verwickelten Diplomatie umgehen zu können, ohne sie zu zerreißen. Eine Rede galt ihnen mehr als eine Unterhandlung. Es war ihnen gleichgültig, welchen Klang ihre Worte für die europäischen Cabinete hatten, wenn sie nur im Saale und auf den Galerien den richtigen Eindruck machten. Außerdem waren sie für den Krieg; wenn sie mit einem Schlage Europa's Frieden vernichteten, wurden sie zu Staatsmännern. Der Politik fremd, hielten sie sich für gewandt, weil sie ohne Bedenklichkeiten waren. Indem sie Machiavell's Gleichgültigkeit zur Schau trugen, glaubten sie seine Tiefe zu besitzen.

Eine Note des Kaisers Leopold diente der Versammlung zum Vorwand, ihre Ansichten plötzlich hervortreten zu lassen. Der Kaiser sagte: „Die Souveraine haben sich vereinigt in gemeinschaftlicher Uebereinkunft, um die öffentliche Ruhe, die Ehre und die Sicherheit der Kronen aufrecht zu erhalten....." diese Worte brachten die Gemüther in Aufregung; man sann darüber nach, was sie zu bedeuten hätten; man frug sich, wie es käme, daß der Kaiser, der Schwager und der Verbündete Ludwig's XVI. mit ihm zum ersten Male von der zwischen den Souverainen getroffenen gemeinschaftlichen Uebereinkunft spreche? Gegen wen, außer gegen die Revolution dieser Bund gerichtet sein könne? Wie die Minister und die Gesandten der Revolution von demselben, wenn er wirklich bestehe, keine Kenntniß haben, und im Falle sie darum wüßten, es der Nation hätten verbergen können? Gab es denn eine doppelte Diplomatie, deren eine ihre Streiche insgeheim gegen die andere richtete? Das Bestehen des östreichischen Comité's war also kein bloßer Traum der Aufruhrmänner? Es herrschte also in der eigentlichen Diplomatie Unerfahrenheit oder Verrath, oder vielleicht beides zugleich? Man sprach vom Plane einer Fürstenzusammenkunft; man legte sich die Frage vor, ob diese wol einen andern Zweck haben könnte, als den,

Frankreichs Constitution Abänderungen aufzuzwingen? Man war empört bei dem Gedanken, den Forderungen des monarchischen Europas auch nur einen einzigen Buchstaben der Verfassung aufzuopfern.

II.

Mitten unter dieser Aufregung brachte der diplomatische Comité, von dem Girondisten Gensonné vertreten, seinen Bericht über den Stand der Beziehungeu Frankreichs zu dem Kaiser. Gensonné, Advokat aus Bordeaux, war am nämlichen Tage mit Guadet und Vergniaud, seinen Landsleuten und seinen Freunden, zum Mitglied der gesetzgebenden Versammlung gewählt worden und bildete mit diesen Abgeordneten die dreifache Verbindung des Talents, der Meinung und der Beredsamkeit, welche später die Gironde genannt wurde. Hartnäckige Dialektik, schneidende Ironie bildeten die beiden Merkmale von Gensonné's Talente. Er riß nicht mit fort, aber er überwältigte. Seine revolutionairen Leidenschaften waren heftig, aber von der Vernunft gezügelt.

Vor seinem Eintritte in die gesetzgebende Versammlung war er als Commissär mit dem später so berühmten Dumouriez in die westlichen Departements gesandt worden, um die Stimmung der Bevölkerung zu untersuchen und um Maßregeln in Vorschlag zu bringen, die zur Beruhigung dieser durch religiöse Streitigkeiten bewegten Gegenden geeignet sein könnten. Sein lichtvoller und ruhig gehaltener Bericht hatte für Duldsamkeit und für Freiheit, diese beiden Beruhigungsmittel der Gewissen, gestimmt. Er war, wie damals alle Girondisten, dazu entschlossen, die Revolution bis zu den äußersten Folgen und bis zu ihrer bestimmtesten Form — der Republik — zu treiben, ohne deshalb ungeduldig den constitutionellen Thron umstürzen zu wollen, da es ihm einstweilen genügte, wenn nur die Verfassung in den Händen seiner Partei war.

Er stand mit Narbonne in näherer Verbindung und seine Verleumder beschuldigten ihn, sich ihm verkauft zu haben. Dieser Verdacht wird durch nichts gerechtfertigt. Wenn die Girondisten auch nicht von Ehrgeiz und Ränke-

sucht frei waren, so blieben sie doch stets für jede Art von Bestechung unzugänglich. Gensonné stellte sich in seinem Berichte, den er im Namen des politischen Comités gab, zwei Fragen, erstens, welches ist die politische Lage Frankreichs in Bezug auf den Kaiser? zweitens, ist seine letzte Note als eine Feindseligkeit anzusehen; und muß nicht in diesem Falle der Augenblick eines unvermeidlichen Bruchs durch den Angriff auf ihn schneller herbeigeführt werden?

Unsere Lage in Bezug auf den Kaiser, antwortete er sich, zeigt, daß das Interesse Frankreichs für das östreichische Haus geopfert, daß die Geldmittel unsers Landes und unsere Heere für dasselbe verschwendet und unsere Bündnisse aufgelöst werden. Und wodurch wird dies von seiner Seite erwiedert? Die Revolution wird geschmäht, unsere Nationalzeichen entweiht, die Emigrantenversammlungen werden in den unter ihm stehenden Ländern beschützt, und endlich kommt das Geständniß, es bestehe ein gemeinsames Bündniß der Mächte gegen uns und die Erklärung, sich demselben anzuschließen. Wenn unsere Prinzen uns von Luxemburg aus mit einem Einfalle in unser Land drohen und sich rühmen, von den Mächten unterstützt zu werden, so bleibt Oestreich ruhig und gibt den Drohungen unserer Feinde Gewicht durch sein Stillschweigen. Zwar stellt es sich wirklich von Zeit zu Zeit, als ob es die Frankreich feindlichen Regungen verdamme; aber dieser, nach einer im voraus getroffenen Uebereinkunft geäußerte Tadel ist nur ein erheucheltes Friedenszeichen. Die weiße Kokarde und die Uniform der Gegenrevolution werden in seinen Staaten unbehindert getragen; unsere volksthümlichen Farben sind aus denselben verbannt. Als der König dem Kurfürsten von Trier gedroht hat, die bei ihm stattfindenden, uns bedrohenden Zusammenziehungen zu zerstreuen, hat der Kaiser dem General Bender befohlen, dem Kurfürsten von Trier Hülfe zu bringen. Noch nicht genug: in dem zu Pillnitz abgefaßten Berichte erklärt der Kaiser im Verein mit dem Könige von Preußen, daß beide Mächte sich mit den übrigen europäischen Höfen über die Angelegenheiten Frankreichs gemeinsam berathen, und daß sie sich im Falle des Kriegs gegenseitig Schutz und Hülfe leisten würden. So

bleibt erwiesen, daß der Kaiser den Vertrag von 1756 gebrochen, indem er ohne Kenntniß Frankreichs Bündnisse mit andern Mächten geschlossen hat; erwiesen, daß er sich selbst zum Mittelpunkt und Verbreiter eines den französischen Interessen feindlichen Systems gemacht hat. Welchen Zweck kann er anders haben, als den, uns einzuschüchtern, uns Befehle vorzuschreiben, und uns nach und nach dahin zu bringen, daß wir einen Congreß anerkennen und uns schmachvolle Abänderungen an unsern neuen Institutionen gefallen lassen?

Vielleicht, fügte Gensonné hinzu, hat diese Idee mitten in Frankreich selbst ihre Entstehung gefunden, vielleicht lassen den Kaiser geheime Verbindungen im Innern die Hoffnung fassen, den Frieden unter solchen Bedingungen aufrecht halten zu können. Aber er täuscht sich: vierundzwanzig Millionen Menschen würden nicht im Augenblick, wo die Gluth der Freiheit sie erfaßt hat, einer Uebereinkunft ihre Beistimmung geben, die ihnen schlimmer als der Tod erscheinen würde. Unsere Lage ist so, daß der Krieg, der in gewöhnlichen Zeiten eine Geißel der Menschheit wäre, jetzt für das öffentliche Wohl nützlich erscheinen muß. Diese heilsame Krisis wird das Volk zu der Höhe seiner Bestimmung erheben und ihm seine frühere Thatkraft wiedergeben, sie wird unsere Finanzen wiederherstellen und jeden Keim innerer Zwistigkeiten ersticken. In einer ähnlichen Lage zerstörte Friedrich der Große den gegen ihn vom wiener Hofe mit andern Mächten geschlossenen Bund nur dadurch, daß er ihm zuvorkam. Ihr Comité schlägt ihnen vor, die Vorbereitungen zum Kriege beschleunigen zu lassen; ein Congreß würde eine Schande sein, der Krieg ist nothwendig, die öffentliche Meinung ruft ihn hervor, das öffentliche Wohl verlangt ihn.

Der Berichterstatter trug in seinem Schlusse darauf an, von dem Kaiser bestimmte Erklärungen zu fordern, und im Fall diese Erklärungen nicht vor dem 10. Febuar gegeben sein sollten, die Verweigerung einer Antwort als Feindseligkeit zu betrachten.

III.

Kaum war dieser Bericht in der Versammlung verlesen, so verließ Guadet, der an diesem Tage die Stelle des Präsidenten einnahm, seinen Sitz, stieg auf die Rednerbühne und nahm das Wort, um den Bericht seines Freundes weiter auszuführen. Guadet, geboren zu Saint-Emilion in der Umgegend von Bordeaux, bereits berühmter Advokat, ehe er das Alter erreicht, welches den Menschen Zeit gibt, sich einen Namen zu erwerben, Schüler Brissot's, weniger tief, gleich muthig, mehr beredt wie dieser, innig verbunden mit Gensonné und Vergniaud, welche gleiches Alter, gleiche Leidenschaften, gleiches Vaterland ihm näher brachten, begabt mit einem starken Geist und hinreißender Rede, ebenso geeignet den Bewegungen einer volksthümlichen Versammlung zu widerstehen, als sie auch einem entscheidenden Schlage zuzuführen, gab allen geistigen Eigenschaften noch mehr Geltung durch eine jener südlichen Physiognomien, auf denen die Leidenschaft von demselben Feuer belebt wird, welches die Rede durchglüht.

„Es ist von einem Congresse gesprochen worden," sagte er; „was für eine Verschwörung ist denn gegen uns im Werke und wie lange werden wir uns mit diesen Winkelzügen ermüden und durch diese Hoffnungen beleidigen lassen? Haben die, welche sie anspinnen, wol daran gedacht! Der bloße Gedanke der Möglichkeit, daß die Freiheit unterhandeln müsse, könnte die Unzufriedenen, welche dies hoffen, zu Verbrechen treiben, und den Verbrechen muß vorgebeugt werden. Laßt uns diesen Fürsten zeigen, daß die Nation entschlossen ist, ihre Verfassung ganz aufrecht zu erhalten, oder ganz mit ihr unterzugehen! Mit einem Worte, weisen wir im voraus den Verräthern ihre Stelle an, und diese Stelle soll das Schaffot sein! Ich trage darauf an, jetzt gleich folgenden Beschluß zu fassen: Die Nation betrachtet als ehrlos, als Verräther, als des Hochverraths gegen die Nation schuldig jeden Beamten der ausübenden Gewalt, jeden Franzosen (mehre Stimmen: jeden Gesetzgeber), der entweder mittelbar oder unmittelbar an einem Congresse Theil nimmt, welcher zum Zwecke hat, eine Ab-

änderung der Verfassung oder eine Vermittelung zwischen Frankreich und den Empörern herbeizuführen."

Bei diesen Worten erhebt sich die Versammlung wie von Einem Geiste beseelt. Jeder streckt den Arm aus und macht die Hand auf, als ob er bereit wäre, einen Eid zu schwören. Die Galerien brechen in ebenso laute Beifallsbezeigungen aus, wie die, welche unten im Saale erklingen. Der Beschluß wird angenommen.

Hr. v. Lessart, den Guadet's Geberden und halbe Worte schon dem Volke als einen Gegenstand des Verdachtes hingestellt zu haben schienen, will nicht unter dem Gewicht dieser schrecklichen Anspielungen bleiben. „Es ist," sagte er, „die Rede von Beamten der ausübenden Gewalt gewesen; ich muß erklären, daß mir nichts bekannt ist, was dazu berechtigen könnte, ihre Treue in Zweifel zu ziehen. Was mich betrifft, ich wiederhole den Ausspruch meiner Collegen, und lasse ihn auch für mich gelten: die Verfassung oder der Tod."

Während Gensonné und Guadet in diesem im voraus angelegten Auftritte die Versammlung in Bewegung brachten, regte Vergniaud durch eine seit einigen Tagen überall verbreitete Zuschrift an das französische Volk die Massen auf. Die Girondisten ahmten Mirabeau nach..... Sie erinnerten sich daran, welche Wirkung zwei Jahre vorher die Zuschrift an den König wegen Entfernung der Truppen hervorgebracht hatte.

„Franzosen!" sagte Vergniaud, „an euern Grenzen werden Rüstungen zum Kriege betrieben; es ist die Rede von Verschwörungen gegen die Freiheit. Eure Heere versammeln sich; große Regungen bewegen das Reich. Aufrührerische Priester bereiten durch geheimes Wirken auf die Gemüther und selbst auf den Kanzeln eine Auflehnung gegen die Verfassung vor. Martialgesetze waren nothwendig. Seitdem sind sie uns gerecht erschienen..... Aber nur einen Augenblick war es uns gelungen, die drohenden Blitzesstrahlen vor den Augen der Empörer leuchten zu lassen. Der König hat unsern Beschlüssen seine Zustimmung verweigert. Deutschlands Fürsten machen ihr Gebiet zu einem Zufluchtsort für die, welche gegen uns Verschwörungen anstiften. Sie unterstützen die Umtriebe der Emigranten. Sie

lassen ihnen Schutz angedeihen. Sie liefern ihnen Geld, Waffen, Pferde, Kriegsbedürfnisse aller Art. Soll eine selbstmörderische Geduld Alles ertragen! Ach! Eroberungen habt ihr gewiß entsagt, aber ihr habt nicht versprochen, freche Herausforderung zu erdulden. Ihr habt das Joch eurer Tyrannen abgeschüttelt, aber nicht um vor fremden Despoten das Knie zu beugen. Seht euch vor, überall drohen euch Fallstricke: Ekel oder Ermattung sollen euch in einen Zustand von Kraftlosigkeit versetzen, der euern Muth schwächt. Bald vielleicht wird versucht werden, euch irre zu leiten. Man sucht euch von uns zu trennen und die Versammlung planmäßig zu verleumden; man verdächtigt in euern Augen eure Revolution. Hütet euch vor plötzlich hereinbrechendem Schrecken. Weist mit Unwillen die Betrüger zurück, die Eifer für die Verfassung heucheln und euch unaufhörlich von Monarchie vorsprechen. Die Monarchie ist für sie die Gegenrevolution. Die Monarchie ist der Adel. Die Gegenrevolution, was ist sie? Der Zehnten, der Feudalismus, die Bastille, Ketten, Henker, um den erhabenen Aufschwung der Freiheit zu bestrafen! fremde Söldlinge mitten im Staate; der Banquerott, der mit euern Assignaten euer eignes Vermögen und den Nationalreichthum in den Abgrund zieht; die Wuth des Fanatismus und der Rache, Mord, Raub, Brand, endlich der Despotismus und der Tod, die sich in Blutströmen und auf Leichenhaufen um die Herrschaft eures unglücklichen Vaterlandes streiten! Der Adel, das heißt die Menschen sollen aus zwei Classen bestehen, die eine für die Größe, die andere für die Niedrigkeit; die eine für die Tyrannei, die andere für die Knechtschaft! Der Adel, ach! dieses Wort allein ist eine Beleidigung für das Menschengeschlecht.

„Und um solchen Verschwörungen einen glücklichen Erfolg zu sichern, wird Europa gegen uns in Bewegung gesetzt! Nun, dann müssen diese verbrecherischen Hoffnungen durch eine feierliche Erklärung vereitelt werden. Ja, Frankreichs freie, der Verfassung unerschütterlich ergebene Vertreter werden sich eher unter den Trümmern ihres Landes begraben, als sich einen ihrer selbst und eurer unwürdigen Vergleich abzwingen lassen. Haltet fest zusammen! Beruhigt euch. Man sucht die Völker gegen euch zu erheben und wird nur

die Fürsten gegen euch erheben. Die Herzen der Völker schlagen für euch. Ihre Sache vertretet ihr, wenn ihr die eurige vertheidigt. Verabscheut den Krieg, er ist das größte Verbrechen der Menschen, die größte Geißel der Menschheit; aber, weil ihr einmal dazu gezwungen werdet, so verfolgt den Lauf eures Geschickes. Wer kann voraus sehen, welchen Grad die Strafe der Tyrannen erreicht, die euch dazu zwingen, die Waffen zu ergreifen." So rissen diese drei verbündeten Stimmen im Vereine die Nation mit zum Kriege fort.

IV.

Vergniaud's letzte Worte zeigten dem Volke ziemlich deutlich die Aussicht auf die allgemeine Republik. Die Constitutionellen waren nicht weniger eifrig, die Ideen der Nation dem Kriege zuzulenken. Narbonne, von seiner eiligen Reise zurückgekehrt, brachte vor die Versammlung einen Bericht, der sie über den Zustand des Heeres und der festen Plätze beruhigte. Er war mit Jedem zufriedem. Er stellte der Versammlung den jungen Mathieu v. Montmorency, der den schönsten Namen Frankreichs trug, dessen Charakter aber noch edler als sein Name war, als Sinnbild der Aristokratie, die sich der Sache der Freiheit weiht, vor. Er bezeugte, daß das Heer Treue gegen das Vaterland bewähre und hierbei den König nicht als von der Versammlung getrennt ansehe. Er gab im voraus den Führern der Truppen das größte Lob. Er nannte Rochambeau bei der Nordarmee; Berthier in Metz; Biron in Lille; Luckner und La Fayette am Rhein. Er sprach von Feldzügen, deren Pläne nach des Königs Befehlen von den Generalen im Verein vorbereitet wären. Er zählte die Nationalgarden auf, die bereit waren, die zweite Reihe des kämpfenden Heeres zu bilden. Er forderte, ihre Bewaffnung solle so schleunig wie möglich zu Stande gebracht werden. Er beschrieb die Freiwilligen als Soldaten, welche dem Heere den großartigsten Charakter, den Charakter volksthümlicher Stärke und volksthümlichen Willens mittheilten. Er verbürgte sich für die Offiziere, welche der Verfassung den Eid geleistet, er entschuldigte die, welche ihn verweigerten, als solche, die

keine Verräther sein wollten. Er rieth der Versammlung, den Zweifelnden Vertrauen zu beweisen. „Das Mistrauen," sagte er, „ist in diesen stürmischen Zeiten das natürlichste, aber auch das gefährlichste Gefühl. Das Vertrauen gewinnt. Es liegt dem Volke daran zu beweisen, daß es nur Freunde besitzen kann." Als wirklichen Bestand des Heeres gab er hundert und zehntausend Mann Infanterie und zwanzig tausend Mann Reiterei an.

Dieser Bericht, der von Brissot in seinen Blättern gelobt und von den Girondisten in der Versammlung mit Beifall aufgenommen wurde, machte es denen, die noch Aufschub des Kampfes wünschten, unmöglich, einen Vorwand dazu zu finden. Frankreichs Kraft entsprach dem allgemein herrschenden Gefühle des Unwillens. Die Nation konnte durch nichts mehr zurückgehalten werden. Die immer wachsende Unbeliebtheit des Königs ließ die Aufregung der Gemüther immer mehr zunehmen. Zweimal hatte er schon durch sein Veto den Erfolg der von der Versammlung beschlossenen kräftigen Maßregeln aufgehalten: bei dem Beschlusse gegen die Emigranten und bei dem gegen die unvereideten Priester. Das eine Mal hatte ihn seine Ehre, das andere Mal sein Gewissen dazu getrieben, dieses Veto abzugeben, das eine furchtbare, ihm von der Verfassung verliehene Waffe war, von der er, ohne sich selbst zu verwunden, nicht Gebrauch machen konnte. Die Girondisten rächten sich dafür, indem sie ihn zum Kriege gegen die Prinzen, die seine Brüder waren, und gegen den Kaiser, den sie für seinen Mitschuldigen hielten, nöthigten.

Die Pamphletschreiber und die Journalisten behandelten unaufhörlich vor dem Volke dieses zweimalige Veto wie verrätherische Thaten. Die Unruhen in der Vendée wurden auf geheime Uebereinstimmung des Königs mit den aufrührerischen Priestern geschoben. Umsonst übergab das Departement von Paris, das aus Achtung einflößenden Männern, wie Talleyrand, La Rochefoucald, Beaumetz bestand, dem Könige eine Petition, in der die wahren Grundsätze der Freiheit gegen die revolutionaire Inquisition verwahrt wurden; aus den Departementen kamen in Menge Gegenpetitionen an.

V.

Camille Desmoulins, dieser Voltaire der Clubs, ließ in der Petition der Bürger von Paris den schneidenden Spott herrschen, der den Erfolg seines Talents ausmachte. „Würdige Vertreter," hieß es darin, „die Beifallsbezeigungen sind des Volkes Civilliste, darum weiset die unsrigen nicht zurück. Die Huldigungen der guten Bürger empfangen und die Schmähungen der schlechten erdulden, heißt für eine Nationalversammlung alle Stimmen vereinigt haben. Der König hat euerm Beschlusse gegen die Emigranten, einem Beschlusse, der zu gleicher Zeit der Majestät des römischen Volkes und der Milde des französischen Volkes würdig ist, sein Veto entgegengesetzt. Wir beklagen uns nicht über diese That des Königs, weil wir uns an den Satz eines großen Politikers, Machiavells, erinnern: Es ist naturwidrig, von einer solchen Höhe freiwillig herunterzufallen..... Von dieser Wahrheit durchdrungen, fordern wir daher nicht von dem Könige eine unmögliche Liebe zur Verfassung und es fällt uns nicht auf, wenn er sich euern besten Beschlüssen entgegenstellt. Aber wenn öffentliche Beamte dem königlichen Veto zuvorkommen und ihre Auflehnung wider euern Beschluß gegen die Priester erklären; wenn sie die öffentliche Meinung aufregen; wenn diese Männer grade die nämlichen sind, die auf dem Marsfelde die Bürger erschießen ließen, die Unterzeichner einer individuellen Petition gegen einen noch nicht bestehenden Beschluß waren; wenn sie das Reich mit Exemplaren jener Petition überschwemmen, die nichts anderes ist, als das erste Blatt eines großen Registers der Gegenrevolution und eine Unterzeichnungsliste zum Bürgerkrieg, die allen Fanatikern, allen Stumpfsinnigen, allen Sklavenseelen zugeschickt wird: dann, Väter des Vaterlandes, dann findet hier eine solche Verwickelung von Undankbarkeit und Misbrauch des Vertrauens, von Widerspruch und Schurkerei, von Pflichtvergessenheit und Verrath statt, daß wir auf das Tiefste empört über solche, unter dem Mantel der Philosophie und eines heuchlerischen Bürgerthums sich versteckende Schlechtigkeit euch jetzt zurufen: Euer Beschluß

hat das Vaterland gerettet! Und wenn man darauf besteht, euch nicht erlauben zu wollen, die Nation zu retten, nun! so wird die Nation sich selbst retten! Denn nach Allem hat die Macht des Veto eine Grenze; ein Veto hindert nicht daran, die Bastille einzunehmen.

„Es ist euch gesagt worden, daß die Pension der Priester eine Nationalschuld wäre. Aber wenn ihr von den Priestern nur fordert, sie sollen erklären, daß sie nicht aufrührerisch sind, sind nicht da schon die, welche diese Erklärung verweigern, dem Geiste nach aufrührerisch? Sind denn diese der Empörung huldigenden Priester, die dem Staate nichts geliehen, die nur in Bezug auf Wohlthätigkeit Gläubiger des Staates sind, ihrer Undankbarkeit wegen nicht tausend Mal ihres Anspruchs verlustig? Verachtet darum, ihr Väter des Vaterlandes, diese elenden Spitzfindigkeiten! Zweifelt nicht mehr an der Allmacht eines freien Volkes. Aber wenn die Freiheit schlummert, wie wird der Arm handeln? Hebt diesen Arm, hebt diese schwere Waffe der Nation nicht mehr auf, um Insekten zu vernichten! Griffen Cato und Cicero den Cethegus und Catilina an? Die Führer müssen verfolgt werden! Trefft das Haupt.“

Bitteres Lachen ging von den Galerien aus auf die Versammlung über und verbreitete sich unter der Menge. Das Protokoll dieser Sitzung wurde an die dreiundachtzig Departements geschickt. Am andern Tage nahm die Versammlung die Berathung über die Absendung aufs neue vor und hob ihren frühern Beschluß wieder auf. Aber nichts desto weniger gelangte die Nachricht des Vorgefallnen in den Provinzen zur öffentlichen Kunde, verbreitete dort Unruhe und machte das königliche Veto lächerlich und verhaßt. Die mitten in der Versammlung verspottete und in den Staub gezogene Verfassung war nur noch ein Spiel des Pöbels.

Seit mehren Monaten entsprach der Zustand des Reichs dem Zustande von Paris. Ueberall in den Departements war Lärm, Verwirrung, Anklägerei, Aufruhr. Jeden Tag kamen Nachrichten von schmählichen Vorfällen, aufrührerischen Bittschriften, von Empörungen und Mordthaten an. Soviel Gemeinden es im Lande gab, ebensoviel Stützpunkte fanden die Clubs, von denen aus sie ihre Angriffe auf die

Verfassung ergehen lassen konnten. Der Bürgerkrieg, der in der Vendee im Verborgenen glimmte, kam in den Mordscenen zu Avignon zum Ausbruch.

VI.

Die Stadt und die Grafschaft Avignon waren nach den letzten Beschlüssen der constituirenden Versammlung mit Frankreich vereinigt worden. Seit dieser Zeit waren sie in einem Zwischenzustande unter dem Einflusse zweier Regierungen geblieben, welche beide der Anarchie leicht Eingang verschafften. Die Anhänger der päpstlichen Regierung und die Vertheidiger der Vereinigung mit Frankreich kämpften hier mit einander; sie befanden sich in einem beständigen Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, und hierdurch wurde ihr Haß stets wieder aufs neue angefacht und verschlimmert. Der König hatte aus religiösen Bedenklichkeiten die Ausführung des Beschlusses lange aufgeschoben. Aus Furcht, einen Rechtsübergriff in das Gebiet der Kirche zu thun, entschloß er sich spät dazu, und sein unpolitisches Zögern gab Zeit zu Verbrechen.

Frankreich war in Avignon durch Mediateure vertreten, welche zur Aufrechthaltung ihres Ansehens eine Abtheilung Linientruppen unter sich hatten. Die Gewalt beruhte in der Dictatur der Municipalität. Die unruhige und leidenschaftliche Bevölkerung schied sich in die französische oder revolutionaire Partei, und in die Partei, welche der Vereinigung mit Frankreich und der Revolution entgegen war. Die religiöse Schwärmerei der einen und die Freiheitsschwärmerei der andern brachte beide Parteien dahin, die nämlichen Verbrechen zu begehen. Das heiße Blut, die Rachsucht, das Klima trugen dazu bei, die Leidenschaften der Bürger zu vergrößern. Die gewaltthätigen Gesinnungen der italienischen Republiken sollten in dieser Kolonie Italiens, diesem Zweigorte Roms an den Ufern der Rhone, wieder zum Vorschein kommen. Je kleiner die Staaten sind, desto schrecklicher wüthen in ihnen die Bürgerkriege. Die entgegengesetzten Meinungen werden daselbst zum persönlichen Haß; die Schlachten sind nur Mordthaten.

Avignon leitete diese massenweisen Ermordungen durch einzelne Mordthaten ein.

Am 16. October herrschte daselbst eine unheimliche Aufregung, die sich durch Zusammenrottungen kund gab, an denen vorzüglich Leute aus dem Volke, die gegen die Revolution feindselig gesinnt waren, Theil nahmen. Die Mauern der Kirchen waren mit Anschlägen bedeckt, welche die Bevölkerung zur Empörung gegen die vorläufig eingesetzte Municipalbehörde aufriefen..... Es kamen lächerliche Gerüchte von Wundern, welche Rache für die gegen die Religion geschehenen Angriffe verlangten, in Umlauf. In der Franziskanerkirche sollte eine Bildsäule der Jungfrau, die vom Volke verehrt wurde, über die Entweihung ihres Tempels erröthet sein. Man wollte gesehen haben, wie sie vor Unwillen und vor Schmerz Thränen vergossen hatte. Das Volk, das unter der päpstlichen Regierung abergläubische Ansichten eingesogen, hatte sich in Masse zur Franziskanerkirche begeben, um seine Beschützerin zu rächen. Durch fanatische Anreden erregt und auf göttliche Hülfe vertrauend, war der immer mehr anwachsende Haufe auf die Wälle gezogen, hatte die Thore geschlossen und die Kanonen gegen die Stadt gerichtet. Hierauf verbreitete er sich in den Straßen und forderte mit großem Geschrei den Umsturz der Regierung. Der unglückliche Lescuyer, Notar zu Avignon, Gerichtsschreiber und Secretair der Municipalität, gegen den sich ganz besonders die Wuth der Menge kehrte, wurde gewaltsam aus seinem Hause gerissen, bis zum Altar in der Franziskanerkirche geschleppt, mit Säbeln und Stöcken erschlagen, mit Füßen getreten, sein Leichnam beschimpft und als Sühnopfer zu den Füßen der Bildsäule ausgestreckt. Die Nationalgarde und eine Abtheilung Soldaten, die mit zwei Kanonen aus der Festung herauskamen, drängten das Volk zurück und nahmen den nackten Leichnam Lescuyer's auf, den sie auf dem Steinpflaster der Kirche fanden. Aber die Gefängnisse waren erbrochen worden und es stand bevor, daß die darin eingeschlossenen Uebelthäter ihren Arm zu neuen Mordthaten anbieten würden. Es war zu befürchten, daß schreckliche Gegenrache genommen werden würde, und doch schienen die von der Stadt abwesenden Mediateure die Gefahr für gering zu halten oder

gar nicht sehen zu wollen. Geheime Verbindungen wurden zwischen den Führern der Clubs zu Paris und den Revolutionairen zu Avignon angeknüpf

VII.

Einer von den unheimlichen Menschen, die gleichsam das Blut zu wittern und vor dem Verbrechen vorherzugehen scheinen, kam von Versailles nach Avignon. Dieser Mann hieß Jourdan. Er darf nicht mit einem andern zu Avignon geborenen Revolutionair verwechselt werden, der denselben Namen trägt. Er war zwischen den kahlen und verbrannten Bergen des südlichen Frankreichs geboren, wo selbst die Thiere bösartiger sind, wie an andern Orten. Nach und nach war er Fleischer, Schmidt, Schmuggler in den zwischen Savoien und Frankreich liegenden Schluchten, Soldat, Deserteur, Stallknecht und endlich Weinverkäufer in einer Vorstadt von Paris gewesen, und hatte in diesen niedern Beschäftigungen sich alle Laster des Pöbels zu eigen gemacht. Die ersten Mordthaten, welche das Volk in den Straßen von Paris verübte, hatten seine eigentliche Leidenschaft an das Licht treten lassen. Es war nicht die Leidenschaft des Kampfs, sondern die des Mordes. Nach geschehner That erschien er, um die Opfer zu zerstücken und um den Mord noch mehr zu entehren. Er war Menschen-Fleischer geworden. Er rühmte sich dessen. Er war es gewesen, der Foulon und Berthier das Herz aus der Brust mit den Händen herausgerissen hatte. Er hatte den 6. Oktober zu Versailles den beiden Garde du Corps de Varicourt und des Huttes die Köpfe abgeschnitten; er hatte bei der Rückkehr nach Paris, als er die beiden Köpfe auf einer Pike getragen brachte, dem Volke vorgeworfen, daß es sich mit so Wenigem begnüge, und daß es ihn hätte kommen lassen, um nur zwei Köpfe abzuschneiden. Von Avignon hoffte er etwas Besseres. Er reiste hin.

Es gab zu Avignon eine aus der Hefe der Bevölkerung dieser Gegenden gebildete Abtheilung Freiwilliger, welche die Armee von Vaucluse hieß und von einem gewissen Patrix befehligt wurde. Als dieser Patrix den Ausschweifungen seiner Truppen steuern wollte, wurde er von ihnen ermordet

und Jourdan nach dem Rechte des Aufruhrs und der Schlechtigkeit der Oberbefehl übertragen. Die Soldaten, denen ihre Räubereien und ihre Mordthaten vorgeworfen wurden, betrachteten, wie die Gueusen Belgiens und die Sansculotten zu Paris, die gegen sie gerichteten Schmähungen als etwas Rühmliches und gaben sich selbst die Benennung der tapfern Räuber von Avignon. Jourdan zog an der Spitze dieses Haufens verheerend und sengend in der Grafschaft umher, belagerte Carpentras, wurde zurückgetrieben, verlor fünfhundert Mann und trat seinen Rückzug nach Avignon an, das noch über Lescuyer's Mord in der größten Aufregung war. Er und seine Leute waren der französischen Partei bei ihrer Rache behülflich. Am 30. August schlossen Jourdan und seine Spießgesellen die Thore, verbreiteten sich in den Gassen, umzingelten die Häuser, die als von den Feinden der Revolution bewohnt bezeichnet worden waren, und rissen Männer, Weiber, Greise, Kinder, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechtes heraus. Sie schlossen sie im Palaste ein. In der Nacht brechen die Mörder die Thüren auf und erschlagen die wehrlosen Opfer mit Eisenstangen. Umsonst ruft das Geschrei derselben die Nationalgarde um Hülfe an. Die Stadt hört das Morden, aber Niemand wagt ein Zeichen von Mitgefühl zu geben. Der Lärm der Schandthat erschreckt und lähmt alle Bürger. Die Mörder, ehe sie die Frauen tödten, lassen Spott und Beschimpfung vorausgehen; sie vermehren noch die Schrecken eines solchen Todes, indem sie ihn mit der Schande verbinden. Lachen und Jammergeschrei, Wein und Blut, schändliche Wollust und Todesröcheln mischen sich unter einander. Als es Niemand mehr zu tödten gibt, verstümmeln sie noch die Leichname. Das Blut wird in die Schleusen des Palastes gekehrt, die verstümmelten Ueberreste werden in die Glacière geschleppt; sie wird vermauert und die Rache des Volks dort gleichsam eingeschlossen. Jourdan und seine Gefährten betrachten die Vorgänge dieser Nacht als eine den französischen Mediateuren und der Nationalversammlung dargebrachte Huldigung. Die Bösewichte zu Paris sind voll Bewunderung; die Versammlung schaudert und sieht in diesem Verbrechen eine Beleidigung; der Präsident, indem er den Bericht über diese Nacht liest, fällt in

Ohnmacht. Es wird befohlen, Jourdan und seine Mitschuldigen gefangen zu nehmen. Jourdan entweicht aus Avignon. Von den Franzosen verfolgt, sprengt er mit seinem Pferde in die Sorgue. In der Mitte des Flusses wird er von einem Soldaten erreicht, schießt auf ihn und fehlt ihn. Er wird erfaßt und gebunden. Das Schaffot erwartet ihn. Aber die Jacobiner zwingen den Girondisten die Amnestie für die Verbrechen zu Avignon auf. Jourdan, sicher, der Strafe zu entgehen, und stolz auf sein Verbrechen, erscheint dort wieder, um seine Ankläger zu opfern.

Die Versammlung schauderte einen Augenblick bei dem Anblicke dieses Blutes, dann beeilte sie sich, die Augen wegzuwenden. Sie wartete ungeduldig darauf, daß sie allein herrschen sollte, und hatte darum keine Zeit, sich mit Mitleiden zu befassen. Außerdem fand zwischen den Jacobinern und Girondisten eine wetteifernde Thätigkeit statt, denn da keine Partei die andere die erste Stelle in der Revolution wollte einnehmen lassen, so mußte jede stets auf der Hut sein, um nicht von der andern überholt zu werden. Selbst Leichen hielten sie nicht auf und eine zu lange bewiesene Theilnahme würde als Schwachheit gegolten haben.

VIII.

Unterdessen nahmen die Schlachtopfer jeden Tag zu und Unglücksfälle häuften sich, als ob das ganze Reich von Grund aus zerstört werden sollte. St. Domingo, die reichste französische Kolonie, wurde mit Blut überschwemmt. Frankreich wurde für seine Selbstsucht bestraft. Die constituirende Versammlung hatte dem Principe nach die Freiheit der Schwarzen verkündigt; aber der Sache nach bestand die Sklaverei noch. Zweimalhunderttausend Sklaven dienten einigen Tausend Kolonisten als menschliches Vieh. Man kaufte, man verkaufte, man verstümmelte sie, wie eine leblose Sache. Aus Spekulation wurden sie außerhalb des bürgerlichen und religiösen Gesetzes gehalten. Eigenthum, Familie, Ehe waren ihnen untersagt. Man sorgte dafür, sie in einer Stellung unter den Menschen zu erhalten, um das Recht zu bewahren, sie als Thiere zu behandeln. Wenn unter ihnen einige verstohlene oder aus Gewinnsucht geduldete Verbindun-

gen stattfanden, so gehörten die Frau und die Kinder dem Herrn. Sie wurden einzeln verkauft ohne die geringste Rücksicht auf die Bande der Natur, der Anhänglichkeit und Zuneigung, durch welche Gott die Menschen unter einander verbunden hat.

Diese verbrecherische Behandlung, diese planmäßige Verdummung ganzer Massen von Menschen wurde als eine Theorie hingestellt und hatte ihre Lobredner. Den Schwarzen wurden die menschlichen Fähigkeiten abgesprochen. Man machte aus ihnen eine Mittelgattung zwischen dem Thiere und dem Menschen. Der gegen diese träge und knechtische Menschengattung verübte Misbrauch der Stärke wurde nothwendige Bevormundung genannt. Spitzfindige Vertheidiger haben den Tyrannen niemals gefehlt. Auf der andern Seite hatten Männer, die gegen ihre Mitmenschen liebevoll gesinnt waren, die wie Grégoire, Raynal, Barnave, Brissot, Condorcet, La Fayette die Sache der Menschheit zu der ihrigen gemacht und die „Gesellschaft der Freunde der Schwarzen" gestiftet hatten, ihren Grundsätzen in den Kolonien mehr um Rache, als um Gerechtigkeit auszuüben Eingang verschafft. Diese Grundsätze waren in den Kolonien, wo die Wahrheit keine andere Ausdrucksweise kannte, als die Empörung, ohne Vorbereitung und ohne Vorsicht verbreitet worden. Die Philosophie verkündet Grundsätze, die Politik bringt sie in Anwendung; die Freunde der Schwarzen hatten sich damit begnügt, sie zu verkündigen. Frankreich hatte nicht den Muth gehabt, seinen Kolonisten ihren Besitz zu entziehen und sie zu entschädigen; für sich allein hatte es die Freiheit erobert; es vertagte die Genugthuung für das Verbrechen der Sklaverei in seinen Kolonien, wie es dieselbe auch jetzt noch vertagt, während ich diese Zeilen schreibe; konnte Frankreich sich daher verwundern, wenn die Sklaverei sich selbst zu rächen suchte, und wenn eine ihr zu Paris verkündigte trügerische Freiheit in St. Domingo als Empörung auftrat? Jede Ungerechtigkeit, welche eine freie Gesellschaft zu Gunsten der Unterdrücker geschehen läßt, wird zu einem Schwerte, mit dem sie selbst den Arm der Unterdrückten bewaffnet. Das Recht ist die gefährlichste aller Waffen. Wehe dem, der sie seinen Feinden überläßt!

IX.

St. Domingo bewies dies; in einer Nacht hatten sich funfzigtausend Schwarze auf Anstiften und unter der Führung von Mulatten und Farbigen empört. Die Farbigen, eine Zwischengattung, die aus der Vermischung weißer Kolonisten mit den schwarzen Sklavinnen hervorgegangen, waren keine Sklaven, aber sie waren auch keine Bürger. Es war eine Art Freigelassener, welche Tugenden und Laster der beiden Racen in sich vereinigten: den Stolz der Weißen und die Entartung der Schwarzen; ohne festen Halt stellten sie sich bald auf die Seite der Sklaven, bald auf die der Weißen und mußten solche furchtbare Schwankungen in der gesellschaftlichen Ordnung hervorbringen, die unvermeidlich den Umsturz einer Gesellschaft selbst herbeiführen.

Die Mulatten, welche selbst Sklaven besaßen, hatten anfänglich mit den Kolonisten gemeinschaftliche Sache gemacht, und sich mit noch größerer Hartnäckigkeit als die Weißen der Befreiung der Schwarzen widersetzt. Je näher sie selbst der Sklaverei standen, desto heftiger vertheidigten sie ihren Antheil an der Tyrannei. Der Mensch ist so beschaffen; Niemand ist dazu geneigter, sein Recht zu misbrauchen, als der, welcher es kaum erst erlangt hat; es gibt keine schlimmern Tyrannen, als die Sklaven, keine übermüthigeren Menschen als die Emporkömmlinge.

Die Farbigen hatten alle schlechten Seiten der Emporkömmlinge der Freiheit. Aber als sie merkten, daß die Weißen sie als gemischte Race verachteten, daß die Revolution nicht die Verschiedenheit der Haut und die an ihrer Farbe haftenden beleidigenden Vorurtheile hatte aufheben können; als sie umsonst für sich Ausübung der ihnen von den Weißen streitig gemachten bürgerlichen Rechte verlangten, gingen sie mit der ihrem Charakter eigenen leichtsinnigen Heftigkeit von einer Leidenschaft zur andern, von einer Partei zur andern über und machten mit der unterdrückten Race gemeinschaftliche Sache. Ihre Gewohnheit zu befehlen, ihr Wohlstand, ihre Kenntnisse, ihre Thatkräftigkeit, ihre Verwegenheit bestimmten sie natürlich dazu, die Anführer der Schwarzen zu werden. Sie kamen als Freunde und Brü-

der zu ihnen und machten sich bei den Schwarzen durch die Farbe ihrer Haut beliebt, deren sie einst vor den Weißen sich geschämt hatten. In den nächtlichen Zusammenkünften der Sklaven legten sie im Verborgenen den Keim zu der Empörung. Sie unterhielten heimliche Verbindungen durch Briefwechsel mit den Freunden der Schwarzen zu Paris. In den Sklavenwohnungen verbreiteten sie in Menge die Reden und die Schriften, welche von Paris aus den Kolonisten ihre Pflichten, den Sklaven ihre unveräußerlichen Rechte lehrten. Die Rechte des Menschen, erläutert von der Rachsucht, wurden der Katechismus in jeder Wohnung.

Die Weißen wurden von Angst ergriffen und der Schreck brachte sie zu Gewaltthaten. Das von Herrn von Blanchelande, Gouverneur von St. Domingo, und vom Colonialrathe vergoßne Blut des Mulatten Ogé's und seiner Mitschuldigen ließ überall Verzweiflung entstehen und gab Anlaß zu Verschwörungen.

X.

Ogé, der von den Farbigen nach Paris abgeordnet worden war, um ihre Rechte bei der constituirenden Versammlung geltend zu machen, war mit Brissot, Raynal, Grégoire in Verbindung getreten und hatte sich durch ihre Vermittelung der Gesellschaft der Freunde der Schwarzen angeschlossen. Von da ging er nach England und machte mit dem frommen Philanthropen Clarkson Bekanntschaft. Clarkson und sein Freund vertheidigten damals die Befreiung der Schwarzen. Sie waren die ersten Apostel dieser Religion der Menschheit, welche nicht glaubt, die Hände rein zu Gott erheben zu können, so lange in diesen Händen noch ein Glied von der Kette bleibt, welche einen Menschenstamm in Entartung und Knechtschaft gefesselt hält. Der Umgang mit diesen trefflichen Männern gab Ogé's Ideen einen größern Umfang. Er war nach Europa gekommen, um nur das Interesse der Mulatten zu vertheidigen, und er ergab sich dort der heiligeren und der Freiheit bedürftigeren Sache aller Schwarzen. Er wurde der Vertheidiger der Freiheit aller seiner Brüder. Er kehrte nach Frankreich zurück und kam häufig mit Barnave zusammen; er beschwor

den Ausschuß der constituirenden Versammlung, die Grundsätze der Freiheit auf die Kolonien anzuwenden und nicht eine Ausnahme von dem göttlichen Gesetze zu machen, indem sie die Sklaven ihren Herrn ließen. Unruhig und aufgebracht über das Zögern des Ausschusses, der mit der einen Hand wieder nahm, was er mit der andern gab, erklärte er, daß wenn ihrer Sache keine Gerechtigkeit würde, er sich an die Gewalt berufe. Barnave hatte gesagt: Mögen lieber die Kolonien untergehen, als ein Princip. Die Männer des 14. Juli hatten kein Recht, die Empörung zu verdammen, auf welche Ogé sann, da ihr eigner Anspruch auf Freiheit auf der Empörung beruhte. Es läßt sich annehmen, daß Ogé, der wieder nach St. Domingo zurückkehrte, heimlich die Wünsche der Freunde der Schwarzen nachfolgten. Er fand dort die Rechte der Farbigen und die Grundsätze der Freiheit der Schwarzen mehr wie je bestritten und entweiht. Er richtete die Fahne des Aufruhrs auf, aber unter der Form und mit dem Rechte der Gesetzlichkeit. An der Spitze von zweihundert Farbigen forderte er die bis jetzt in den Kolonien willkürlich aufgeschobene öffentliche Bekanntmachung der Beschlüsse der Nationalversammlung. Er schrieb an den Militärgouverneur des Königs. „Wir verlangen die Veröffentlichung des Gesetzes, das uns zu freien Bürgern macht. Wenn Sie sich weigern, so begeben wir uns nach Léogane, ernennen Wähler und werden Gewalt mit Gewalt vertreiben. Der Stolz der Kolonisten findet sich beleidigt, wenn sie neben uns ihren Platz einnehmen sollen. Ist denn der Stolz der Adeligen und der Geistlichen zu Rathe gezogen worden, als die Gleichheit der Bürger in Frankreich öffentlich bekannt gemacht wurde?" Die Regierung antwortete auf diese Anforderung der Freiheit durch Absendung einer Truppenabtheilung, welche die Zusammenrottungen zerstreuen sollte. Ogé trieb sie zurück.

XI.

Zahlreichern Streitkräften gelang es, die Mulatten nach heldenmüthigem Widerstand auseinander zu treiben. Ogé entkam und flüchtete sich in den spanischen Theil der Insel.

Ein Preis wurde auf seinen Kopf gesetzt. Blanchelande rechnete es ihm in seinen Bekanntmachungen als Verbrechen an, im Namen der Versammlung, welche eben die Rechte des Bürgers aufgestellt, auf die Rechte der Natur Anspruch zu machen. Von der spanischen Regierung wurde die Auslieferung dieses für die Sicherheit der Weißen in beiden Ländern gleich gefährlichen Spartakus verlangt. Die Spanier lieferten Ogé den Franzosen aus und er wurde in der Capstadt vor Gericht gebracht. Sein Prozeß wurde zwei Monate lang hingezogen, um auf einmal alle Fäden der auf Unabhängigkeit ausgehenden Verschwörung zu zerschneiden, und seinen Mitschuldigen Schrecken einzujagen. Die Weißen rotteten sich aus Ungeduld über den langsamen Verlauf der Verhandlungen zusammen und verlangten mit großem Geschrei seinen Tod. Die Richter verurtheilten ihn zum Tode und zwar eines Verbrechens wegen, das im Mutterlande zu La Fayette's und Mirabeau's Ruhme beigetragen hatte.

Er mußte Martern im Gefängnisse ertragen. Als Vertreter der Rechte seiner Race verfolgt, erhob ihn dieses Gefühl über seine Henker. „Gebt die Hoffnung auf, — sagte er mit unerschütterlichem Stolze — mir den Namen eines Einzigen meiner Mitschuldigen zu entreißen. Meine Mitschuldigen sind überall, wo sich das Gemüth eines Menschen gegen die Unterdrücker der Menschen auflehnt." Von diesem Augenblicke an sprach er nur noch zwei Worte aus, die wie ein Vorwurf an das Ohr seiner Verfolger erklangen: Freiheit, Gleichheit. Heiter ging er zum Richtplatze. Mit Unwillen hörte er das Urtel an, das ihn zu dem langsamen schmählichen Tode der elendesten Missethäter verdammte. „Was, — rief er aus — ihr stellt mich den Verbrechern gleich, weil ich meinen Mitmenschen habe die Rechte und die Menschenwürde mittheilen wollen, die ich in mir fühle! Nun denn, nehmt mein Blut! Aber ein Rächer wird daraus hervorgehen." Er starb auf dem Rade und sein verstümmelter Körper blieb am Wege liegen. Die Nachricht dieses heldenmüthigen Todes regte in der Nationalversammlung verschiedenartige Gefühle auf: „Er hat den Tod verdient, sagte Malouet, Ogé ist ein Verbrecher und ein Mörder. — Wenn Ogé schuldig ist, antwortete ihm Grégoire, so sind wir es alle; wenn der, welcher für

seine Brüder die Freiheit in Anspruch nimmt, gerechter Weise auf dem Blutgerüste stirbt, so müssen es alle Franzosen besteigen, die uns gleichen."

XII.

Oge's Hinrichtung brachte die Mulatten in dumpfe Aufregung. Sie schworen, ihn zu rächen. Die Schwarzen waren ein Heer, das in Bereitschaft stand, das Morden zu beginnen. Die Farbigen gaben ihnen das Zeichen dazu. In einer einzigen Nacht erheben sich sechzig tausend Sklaven, mit Fackeln in der Hand und mit ihren Arbeitswerkzeugen bewaffnet, und brennen in einem Umkreise von drei Meilen um die Capstadt herum alle Wohnungen ihrer Herrn nieder. Die Weißen werden ermordet. Weiber, Kinder, Greise — Niemand entgeht der so lange niedergehaltenen Wuth der Schwarzen. Eine Race unternimmt die Vernichtung der andern. Blutige Köpfe der Weißen, die auf Zuckerrohrstäben vor den Haufen hergetragen werden, sind die Fahne, die sie nicht zum Kampfe, sondern zu Mord und Metzelei führt. Alle Beleidigungen, welche Jahrhunderte lang von den Weißen gegen die Schwarzen ausgeübt worden sind, werden in einer einzigen Nacht gerächt. Zwischen den Männern der beiden Farben scheint ein Wetteifer stattzufinden, wer den andern an Grausamkeit übertrifft. Die Neger wenden Martern an, die denen gleichen, welche so lange gegen sie ausgeübt worden sind; sie erfinden neue. Wenn einige edle und treue Sklaven ihre Gebieter vor dem Tode schützen wollen, werden sie mit ihnen zugleich hingeopfert. Dankbarkeit und Treue sind im Bürgerkriege unbekannte Tugenden. Die Farbe ist schon Grund genug, um ohne Ansehn der Person das Todesurtheil zu sprechen. Zwischen den Racen, nicht zwischen den einzelnen Menschen wüthet der Krieg. Die eine muß untergehen, damit die andere leben kann! Da die Gerechtigkeit zwischen beiden ohne Geltung geblieben ist, kann sie nur der Tod zur Uebereinstimmung bringen. Einem Weißen das Leben schenken, ist ein Verrath, der mit dem Leben eines Schwarzen bezahlt werden muß. Die Neger haben kein Herz mehr, sie sind kein Volk mehr, sie sind ein verheeren-

des Element, das auf der Erde hinzieht und Alles vernichtet.

In wenig Stunden werden achthundert Wohnungen, Zuckermühlen, Kaffeepflanzungen, die ein ungeheures Kapital darstellen, vernichtet. Die Mühlen, die Vorrathshäuser, die Werkzeuge, selbst die Pflanzen, die ihnen ihre Knechtschaft und ihre erzwungene Arbeit ins Gedächtniß rufen, werden den Flammen überliefert. Die Leichname der Weißen, scheußliche Siegeszeichen aus Köpfen und Gliedern gemordeter Männer, Frauen und Kinder aufgerichtet, bezeichnen allein die Stätte, wo noch Tags vorher reiche Wohnungen standen. Das war die Vergeltung, welche die Sklaverei ausübte. Jede Tyrannei bringt schreckliche Unfälle mit sich.

Die Weißen, welche noch zeitig genug durch Schwarze, die so edel waren, lieber das angelobte Schweigen zu brechen, als ihre Gebieter ins Verderben zu stürzen, von dem Aufstand unterrichtet worden waren, oder welche die Wälder und die Dunkelheit der Nacht bei ihrer Flucht beschützt hatten, flüchteten sich in die Stadt. Andere hatten sich mit ihren Frauen und Kindern in Höhlen versteckt und wurden dort von getreuen Sklaven unter Lebensgefahr mit Nahrung versehen. Das Heer nahm unter den Mauern der Capstadt zu. Es ordnete sich da unter dem Schutz eines befestigten Lagers. Flinten und Kanonen kamen ihnen durch Vermittlung unsichtbarer Verbündeter zu. Die Einen beschuldigten die Engländer, auf diese Weise an der Empörung Theil zu nehmen, Andere die Spanier, Andere endlich die Freunde der Schwarzen. Aber die Spanier hatten Friede mit Frankreich. Die Empörung der Schwarzen war für sie nicht weniger gefährlich, als für die französischen Kolonien. Die Engländer besaßen selbst dreimal so viel Sklaven, als Frankreich. Wenn das Prinzip der Empörung, durch den Triumph erhöht, sich bei ihnen verbreitet hätte, würde es ihre Kolonien zu Grunde gerichtet und das Leben ihrer Kolonisten selbst in Gefahr gebracht haben. Dieser Verdacht war unverständig. Es war Niemand schuldig, als die Freiheit selbst, die nicht ungestraft in einem Theile der Menschheit unterdrückt wird. Sie hatte Mitschuldige selbst in den Herzen der Franzosen.

Dies bewies die Lauheit der Entschlüsse, welche die Versammlung bei Empfang dieser Nachrichten erließ. Ver-

trand v. Molleville, Minister des Seewesens, ertheilte Befehl, sogleich 6000 Mann Verstärkung nach St. Domingo abgehen zu lassen.

Brissot griff diese Maßregel an. In der Rede, die er zu diesem Zwecke hielt, scheute er sich nicht, das Hassenswerthe des Verbrechens auf die Schlachtopfer zu wälzen und die Regierung zu beschuldigen, mit der Aristokratie der Kolonisten gemeinschaftliche Sache zu machen. — „Welches sonderbare Verhängniß läßt diese Nachrichten in dem Augenblicke eintreffen, wo die Emigrationen weit zahlreicher als je werden? wo die an unsern Grenzen versammelten Empörer uns einen plötzlichen entscheidenden Schlag ankündigen? wo die Kolonien uns durch ungesetzmäßige Abgeordnete drohen lassen, sich der Herrschaft des Mutterlandes zu entziehen? Wäre dies hier nur eine Verzweigung eines großen Plans, den der Verrath angelegt hat?" Der Widerwillen der in der Versammlung zahlreichen Freunde der Schwarzen, zu Gunsten der Kolonisten entscheidende Maßregeln zu ergreifen, die Gleichgültigkeit der revolutionairen Partei gegen die Kolonien, die weite, das Mitleid schwächende Entfernung des Ortes, wo diese Begebenheiten sich zugetragen, und endlich die Bewegung im Innern, welche die Gemüther und die Sachen mit sich fortriß, verwischten schnell jeden Eindruck und ließen zu St. Domingo den Geist der Unabhängigkeit der Schwarzen sich bilden und zunehmen. Von weitem zeigte sich dieser Geist in der Person eines armen, alten Sklaven: Toussaint-Louverture.

XIII.

Die innern Zerwürfnisse wurden in allen Theilen des Reiches immer häufiger. Die religiöse Freiheit, welche der Wunsch der constituirenden Versammlung und die große Eroberung der Revolution war, konnte sich nicht ohne Kampf einer ihres Besitzes beraubten Geistlichkeit und einem entstehenden Schisma gegenüber festsetzen. Die Partei der Gegenrevolution verband sich überall mit dem Klerus. Sie hatten die nämlichen Feinde, sie spannen Verschwörungen gegen die nämliche Sache an. Seit die unvereideten Priester die Rolle von Opfern spielten, nahm ein Theil des

Volkes, namentlich auf dem Lande, an ihrem Schicksal Antheil. Die Verfolgung ist dem Gemeingeiste so verhaßt, daß selbst der Schein derselben edle Herzen verführt. Das menschliche Gemüth ist immer geneigt, die Gerechtigkeit auf der Seite des Verfolgten zu suchen. Die Priester waren noch nicht verfolgt, aber sobald sie nicht mehr herrschten, glaubten sie sich gedemüthigt. Die dumpfe, von der Geistlichkeit genährte Aufregung war der Revolution unheilvoller, als die Umtriebe der ausgewanderten Aristokratie. Das Gewissen ist der empfindlichste Fleck am Menschen. Der Angriff auf einen Aberglauben, die Beunruhigung einer Ueberzeugung im Geiste eines Volkes führen zu den unversöhnlichsten Verschwörungen. Mit Gottes Hand, unsichtbar in der Hand des Priesters, brachte die Aristokratie die Vendée zum Aufstand. Schon gaben öfter blutige Anzeichen zu erkennen, daß sich im Westen und in der Normandie der Zunder zum Bürgerkriege angehäuft hatte.

Am schrecklichsten kam dies in Caen zum Vorschein. Der Abée Fauchet war constitutioneller Bischof des Departements Calvados. Sein berühmter Name, seine überspannte patriotische Gesinnung, sein revolutionairer Ruf, seine Reden endlich und seine in seiner Diöcese in Menge ausgetheilten Schriften gaben im Departement Calvados Anlaß zu einer mehr als anderswo nachhaltigen Aufregung.

Fauchet, den die Gleichheit der Meinungen, die Rechtlichkeit seiner neuerungssüchtigen Leidenschaften und selbst seine Illusionen später zum Begleiter der Girondisten bei ihrem Wirken und auf ihrem Wege zum Schaffotte machten, war zu Dornes, in der alten Provinz Nivernais, geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, trat in die freie Gemeinschaft der Priester von St. Roch zu Paris ein und war eine Zeit lang Lehrer der Kinder des Marquis von Choiseul, Bruder des berühmten Herzogs von Choiseul, des letzten Ministers aus Richelieu's und Mazarin's Schule. Ein außerordentliches Rednertalent ließ ihn mit glänzendem Erfolg die Kanzel betreten. Er wurde zum Prediger des Königs, zum Abbé von Montfort, zum Groß-Vicar von Bourges ernannt. Er eilte den höchsten Würden der Kirche entgegen. Aber sein Geist war mit den Ideen seines Jahrhunderts vertraut geworden. Seine Absicht war indeß nicht,

die Kirche, in deren Schooße er geboren, zu vernichten, sondern sie umzugestalten. Sein Buch über die Nationalkirche zeugt von ebensoviel Ehrfurcht vor dem Grunde des christlichen Glaubens, als von Kühnheit, die Disciplin desselben umzubilden. Dieser philosophische Glaube, der dem in Italien unter den Medicis und selbst im Palaste der Päpste unter Leo X. herrschenden christlichen Platonismus ziemlich ähnlich war, ließ sich selbst in seinen Predigten bemerken. Die Geistlichkeit erschrak über diese im Heiligthum leuchtenden Blitze des Jahrhunderts. Der Abbé Fauchet wurde mit dem Interdikt belegt und von der Liste der Prediger des Königs gestrichen.

Aber die Revolution nahte sich, um ihm den Zugang zu andern Rednerbühnen zu verschaffen. Sie brach aus und er ergab sich ihr, wie die Einbildungskraft sich der Hoffnung zuwendet. Vom ersten Tage an kämpfte er für sie mit allen möglichen Waffen. In Urversammlungen und in den Sektionen regte er das Volk auf; durch Wort und Geberde trieb er die Massen unter die Kanonen der Bastille. Mit einem Säbel in der Hand sah man ihn vor den stürmenden Haufen hergehen und ihnen den Weg zeigen. Dreimal erschien er an der Spitze der Abgeordneten, welche den Gouverneur aufforderten, das Blut der Bürger zu schonen und die Waffen niederzulegen. Kein Blutvergießen, kein Verbrechen befleckte seinen revolutionairen Eifer. Er entflammte das Volk für die Freiheit; aber die Freiheit war für ihn die Tugend. Die Natur hatte ihn mit den Fähigkeiten begabt, diese doppelte Rolle auszufüllen. Sein Aeußeres nahm die Menge unwiderstehlich für ihn ein. Es zeigte männliche Schönheit; seine Gestalt war hoch und schlank, sein Gesicht oval, seine Augen schwarz; dunkelbraune Haare hoben seine blasse Gesichtsfarbe. Seine Haltung war kräftig und edel, aber bescheiden und erzeugte beim ersten Anblicke Wohlwollen und Ehrerbietung. Seine helle, vollklingende Stimme, seine majestätische Geberde, seine etwas mystischen Ausdrücke versetzten seine Zuhörer in ernste Stimmung und rissen sie zur Bewunderung fort. Er war ebenso ausgezeichnet auf der volksthümlichen Rednerbühne, wie auf der Kanzel und die Säle der Wahlversammlungen, sowie die Kirchen waren nicht groß genug für die Menge, welche,

um ihn zu hören, herbeiströmte. Man glaubte einen revolutionairen St. Bernhard zu sehen, der die politische Liebe oder den Kreuzzug der Vernunft predigte.

Seine Sitten waren weder streng, noch heuchlerisch. Er gestand selbst, daß er eine Frau mit unanstößiger, reiner Neigung liebte, Madame Carron, die ihm überall in die Kirchen und selbst in die Clubs nachfolgte. „Ich bin dieser Frau wegen verleumdet worden, sagte er, ich habe mich noch mehr an sie angeschlossen und bin ohne Vorwurf gewesen. Ihr habt diese Frau gesehen, deren Gemüth noch ihre Schönheit übertrifft, und welche seit den zehn Jahren, die ich sie kenne, mir stets immer würdiger erscheint, geliebt zu werden. Sie würde ihr Leben für mich und ich für sie hingeben; aber ich würde ihr nie meine Pflicht opfern. Ungeachtet schändlicher Schmähschriften der Aristokraten werde ich doch alle Tage zur Essenszeit zu ihr gehen, und die Freuden der reinsten Freundschaft genießen. Sie geht in die Kirche, um mich predigen zu hören! Ja gewiß, Niemand weiß besser, wie sie, mit welcher Aufrichtigkeit ich an die Wahrheiten glaube, die ich verkündige. Sie kommt in die Versammlungen auf dem Stadthause! Ja, ohne Zweifel; sie ist überzeugt, daß die Vaterlandsliebe eine zweite Religion ist, daß keine Heuchelei in meiner Seele wohnt und daß mein Leben ganz und gar Gott, dem Vaterland, der Freundschaft angehört!...“

— „Sie wagen es, sich für keusch auszugeben, antworteten ihm die treu gebliebenen, aufgebrachten Priester in der Person des Abbé von Valmeron. Welche Lächerlichkeit! Keusch in demselben Augenblicke, wo Sie die ungeordnetsten Neigungen zugestehen, wo Sie eine Frau dem Ehebette ihres Mannes, ihren Mutterpflichten entreißen; wo Sie diese Unsinnige hinter sich herziehen, als ob sie an Sie gekettet wäre, um sie öffentlich zu zeigen! Woraus besteht Ihr Gefolge? Aus einem Haufen Räuber und öffentlicher Frauenzimmer. Würdiger Pfarrer eines solchen niedern Pöbels, der Ihren priesterlichen Besuch mit Festen feiert, die allein Sie erfreuen können. Ihr Zug wird durch Räubereien und alle möglichen Ausschweifungen bezeichnet.“ Diese schrecklichen Vorwürfe fanden Widerhall in den Departements und regten die Gemüther auf. Die vereideten und

unvereideten Priester stritten sich um die Altäre. Ein Brief des Ministers des Innern ermächtigte die unvereideten Priester dazu, in den Kirchen, in welchen sie früher den Dienst versahen, die Messe zu lesen. Dem Gesetze gehorsam, öffneten ihnen die constitutionellen Priester die Kapellen und lieferten ihnen alles zum Gottesdienste Nothwendige; aber die neuen Priester wurden von der den alten anhängenden Menge beleidigt und bedroht. Auf der Schwelle der Kirchen fanden zwischen den Anhängern beider blutige Auftritte statt. Den 4. November, an einem Feiertage kam der ältere Priester des Kirchspiels von St. Jean zu Caen in die Kirche, um die Messe zu lesen. Die Kirche war mit Katholiken angefüllt. Dieses Zusammentreffen erbitterte die Constitutionellen und erhöhte den Eifer der andern. Von den Anhängern des ältern Pfarrers wurde das Te Deum als Dankeslied verlangt und gesungen. Der Priester, von diesem Erfolge ermuthigt, kündigte den Gläubigen an, daß er am andern Tage, um die nämliche Stunde wiederkommen würde, um den Gottesdienst abzuhalten. Geduld, fügte er hinzu, seid klug und Alles wird gut gehen!

Als die Municipalität diese Umstände erfuhr, ließ sie den Pfarrer ersuchen, die für den nächsten Morgen angekündigte Messe nicht zu lesen. Er richtete sich nach diesem Wunsche; aber die Menge, die von dieser getroffenen Abänderung nichts wußte, erfüllte am andern Tage die Kirche. Mit großem Geschrei wurde der Priester und das versprochene Te Deum verlangt. Die Edelleute aus der Umgegend, die Aristokratie von Caen, die Klienten und die zahlreichen Dienstboten dieser in dem Lande angesehnen Familien trugen Waffen unter ihren Kleidern verborgen. Sie beleidigten die Grenadiere. Einem Offizier der Nationalgarde, der sie zurechtweisen wollte, antworteten die Aristokraten: „Ihr sucht, was ihr finden werdet; wir sind die Stärkern und werden euch aus der Kirche treiben.“ Bei diesen Worten stürzen sich einige junge Leute auf die Nationalgarde, um sie zu entwaffnen. Der Kampf bricht los, die Bayonnette blinken, Säbelhiebe fallen, Pistolenschüsse hallen an dem Gewölbe der Kirche wieder. Einige Kompagnien Jäger und Grenadiere treten in die Kirche, treiben die Menge hinaus und verfolgen Schritt vor Schritt auf der Straße

die Zusammenrottungen, aus deren Mitte noch mehrere Schüsse abgefeuert werden. Einige Todte und einige Verwundete sind das traurige Ergebniß dieses Tages. Die Ruhe scheint wiederhergestellt. Es werden zweiundachtzig Personen verhaftet. Bei der einen wird der angebliche Plan einer Gegenrevolution, zu der das Zeichen am folgenden Montag gegeben werden sollte, gefunden. Diese Papiere werden nach Paris geschickt. Den nicht constitutionellen Priestern wird untersagt, bis zur Einholung einer Entscheidung der Nationalversammlung in den Kirchen von Caen Gottesdienst zu halten. Die Versammlung hört mit Unwillen den Bericht über diese Unruhen an, die durch die Feinde der Constitution und durch die Begünstiger des Fanatismus und der Aristokratie erregt worden. „Das Einzige, was uns übrig bleibt, sagt Cambon, ist, das hohe Nationalgericht zu berufen und die Schuldigen vor dasselbe zu schicken.“ Man verschiebt es, über diesen Antrag sich auszusprechen, bis alle auf die Unruhen zu Caen bezüglichen Beweisstücke eingetroffen sein werden.

Gensonné zeigt Unruhen derselben Art in der Vendée an; die Gebirge im Süden, die Departements Lozère, Hérault, Ardèche, seit der Auflösung des Lagers zu Jalès, dieser ersten That der bewaffneten Gegenrevolution, schlecht im Zaume gehalten und die von zwei Seiten, von den Priestern und den Edelleuten aufgewiegelt wurden, fingen an, unruhig zu werden. Die Ebenen, von Flüssen und Landstraßen durchzogen, mit Städten bedeckt, und leicht der vom Mittelpunkte ausgehenden Gewalt unterworfen, erlitten ohne Widerstand die von Paris kommenden Gegenwirkungen. Die Gebirge bewahren länger ihre Sitten und widerstehen der Eroberung durch neue Ideen, wie der Eroberung durch fremde Waffen; es scheint, als ob der Anblick dieser natürlichen Wälle ihren Bewohnern ein Vertrauen auf ihre Stärke und ein materielles Bild von der Unbeweglichkeit der Sachen gibt, die sie verhindert, sich ohne Weiteres vom Strome wechselnder Veränderungen mit fortreißen zu lassen.

Die Bergbewohner dieser Gegenden hatten für ihre Adeligen die nämliche freiwillige und hergebrachte Anhänglichkeit, wie die Araber für ihre Scheiks und die Schottländer für ihre Häupter der Clans. Diese Ehrfurcht und

diese Anhänglichkeit machten in diesen ländlichen Gegenden einen Theil der Nationalehre aus. Der Religion, der man im Süden mit mehr Eifer zugethan war, war in den Augen dieser Bewohner eine geheiligte Freiheit, welche von der Revolution im Namen einer staatlichen Freiheit angegriffen wurde. Aus allen diesen Gründen waren ihnen die neuen Institutionen verhaßt; die Priester nährten und heiligten diesen Haß in den Herzen der Bauern; die Adligen hielten bei ihnen Liebe zu König und Königthum aufrecht, welche das Mitleid mit der unglücklichen Lage des Königs und der königlichen Familie und die täglichen Berichte von neuen ihnen zugefügten Beleidigungen nur noch vermehren konnte.

Mende, ein zwischen tiefen Thälern verstecktes eben so weit von den Ebenen des Südens, wie von denen des Lyonnais entferntes Städtchen, war der Mittelpunkt der gegenrevolutionairen Umtriebe. Der Bürgerstand und der Adel, welche die Mittelmäßigkeit ihres Vermögens, eine größere Umgänglichkeit und häufige Verbindungen zwischen den Familien zu einer einzigen Kaste verschmolzen hatten, nährten nicht in der Mitte der Stadt den Neid und den Haß, der anderswo der Revolution so leichtes Spiel verschaffte. Es fand weder Stolz bei den einen noch Eifersucht bei den andern statt; es war, wie in Spanien, ein einziges Volk, wo der Adel gleichsam nur das Erstgeburtsrecht in demselben Stamme ist. Diese Bevölkerung hatte zwar im Jahre vorher nach der Empörung im Lager zu Jalès die Waffen gestreckt. Aber die Herzen waren noch lange nicht entwaffnet. Diese Provinzen verfolgten aufmerksam den Gang der Begebenheiten, um einen günstigen Augenblick zu einem allgemeinen Aufstande gegen Paris zu erspähen. Die Beleidigungen der königlichen Würde und die gewaltsamen Eingriffe in das Gebiet der Religion, welche von der gesetzgebenden Versammlung ausgingen, steigerten diese unruhige Stimmung bis zum Fanatismus. Sie kam ein zweites Mal, wie unwillkürlich, bei Gelegenheit einer in diesen Thälern stattfindenden Truppenbewegung zum Ausbruch. Die dreifarbige Kokarde war seit einigen Monaten, als Zeichen der Untreue gegen König und Gott, nicht mehr in der Stadt Mende zu erblicken; man suchte dagegen etwas darin, die weiße Kokarde aufzustecken, wie ein Zeichen der

Erinnerung und der Hoffnung in Bezug auf Verhältnisse, denen die Bevölkerung heimlich zugethan war.

Das Directorium des Departements, welches aus Männern bestand, die dem Lande fremd waren, wollte dem Zeichen der Constitution die gebührende Achtung verschaffen und forderte die Absendung von Linientruppen. Die Municipalität widersetzte sich durch einen Beschluß diesem Verlangen des Directoriums; sie erließ einen Aufruf zur Widersetzlichkeit an die benachbarten Municipalitäten und forderte sie zu einer Art Verbindung auf, um gemeinschaftlich den Truppen, die etwa in diese Gegenden geschickt werden würden, Widerstand zu leisten. Während dieser Zeit marschirten die von Lyon aus auf Verlangen des Directoriums abgeschickten Truppen heran. Bei ihrer Annäherung löst die Municipalität die aus einer kleinen Anzahl Anhänger der Freiheit zusammengesetzte Nationalgarde auf und bildet eine neue, deren Offiziere unter den Edelleuten und den eifrigsten Royalisten der Umgegend gewählt werden. Auf diese Macht gestützt, läßt sich die Municipalität vom Directorium des Departements Waffen und Kriegsbedürfnisse ausliefern.

So war die Stimmung, die in Mende herrschte, als die Truppen in die Stadt rückten. Die Nationalgarde stand unter den Waffen und während die Soldaten schrien: Es lebe die Nation! antwortete sie darauf mit dem Rufe: Es lebe der König! Sie folgte den Soldaten auf den Hauptplatz der Stadt und leistete dort im Angesicht der Vertheidiger der Constitution den Eid, nur dem Könige zu gehorchen und nur ihn allein anzuerkennen. Nach dieser kühnen That durchziehen die Nationalgardisten haufenweise die Stadt, verhöhnen die Soldaten und fordern sie heraus; bald werden die Säbel gezogen und es fließt Blut. Die Truppen, welche verfolgt werden, ziehen sich zusammen und greifen zu den Waffen. Die Municipalität nöthigt das Directorium, das sich als Geisel in ihren Händen befindet, an die Truppen den Befehl zu erlassen, sich in ihre Quartiere zu begeben. Der Befehlshaber der Linientruppen gehorcht. Dieser Sieg steigert den Muth der Nationalgarde; während der Nacht zwingt sie das Directorium, den Truppen den Befehl zuzuschicken, aus der Stadt zu

rücken und das Departement zu verlassen. Die Nationalgarde stellt sich in Schlachtordnung auf dem Platze auf und in jedem Augenblicke wachsen ihre Reihen durch Abtheilungen aus den benachbarten Municipalitäten, die mit Jagdflinten, mit Sensen und Pflugeisen bewaffnet, von den Bergen herabsteigen. Die Truppen stehen in Gefahr, niedergemetzelt zu werden, wenn sie nicht die Dunkelheit der Nacht benutzen, um ihren Abmarsch anzutreten. Sie rücken unter dem Siegsgeschrei der Royalisten aus der Stadt. Am andern Tage folgte eine Festlichkeit der andern, durch welche die Royalisten der Stadt und der Umgegend ihren Triumph feierten und bei denen sie gemeinschaftliche Sache machten. Alle Zeichen der Revolution wurden verhöhnt, die Constitution wurde in's Lächerliche gezogen, der Saal der Jacobiner zerstört. Man brannte die Häuser der hauptsächlichsten Mitglieder dieses verhaßten Clubs nieder; einige Jacobiner wurden in das Gefängniß gesetzt; aber im Ganzen beschränkte sich die Rache nur auf Schmähungen. Das Volk, von seinen Edelleuten und seinen Pfarrern zur Mäßigung ermahnt, vergoß nicht das Blut seiner Feinde.

XIV.

Während die Freiheit im Süden des Landes von dem Fanatismus gedemüthigt und bedroht wurde, führte sie im Norden zu Mordthaten. Brest war ein Mittelpunkt der ärgsten Umtriebe des Jacobinismus. Die Nähe der Vendée, welche dieser Stadt stets eine Gegenrevolution befürchten ließ, die Flotte, welche noch von Offizieren befehligt wurde, die im Verdachte standen, Aristokraten zu sein, eine sich immer wieder erneuernde hin- und herströmende Bevölkerung von Fremden, von Abenteurern, von Matrosen, deren Unsittlichkeit sie im Ganzen jedem verderbenden Einflusse zugänglich und zu jedem Verbrechen bereit machte, trugen dazu bei, Brest zu einer der unruhigsten und aufgeregtesten Hafenstädte des Königreiches zu machen. Die Clubs wiegelten unaufhörlich die Matrosen zur Empörung gegen ihre Offiziere auf. Die Revolutionaire hegten Mistrauen gegen die Seemacht, welche mehr wie die Landmacht von den Bewegungen des Volkes unabhängig war. Der Hof konnte sie

nach seinem Belieben hin und her schicken und ihre Kanonen gegen die Constitution richten. Kriegszucht, aristokratischer Sinn, Coloniewesen standen ihrem Geiste nach den neuen Principien auf gleiche Weise entgegen. Darum richteten seit einiger Zeit die Jacobiner alle ihre Anstrengungen dahin, die Flotte um ihren innern Halt zu bringen. Herrn von Lajaille's Ernennung zum Capitain eines der Kriegsschiffe, die Hülfstruppen nach St. Domingo bringen sollten, ließ den unter dem Volke zu Brest gegen die Treue der Seeoffiziere verbreiteten Verdacht zum Ausbruch kommen. Lajaille wurde von den Clubs als Verräther gegen die Nation bezeichnet, der die Gegenrevolution in den Colonien einführen sollte. Im Augenblicke, wo er sich einschiffen wollte, wurde er von einem Haufen von dreitausend Personen überfallen, mehrfach verwundet, blutend auf dem Straßenpflaster fortgeschleppt und verdankte sein Leben nur der heldenmüthigen Aufopferung eines Mannes aus dem Volke, der ihn mit seinem Leibe schützte, seinen Mördern entriß, mit seiner Brust und seinen Armen die Streiche abwehrte, die gegen diesen Offizier geführt wurden, bis endlich eine Abtheilung Bürgergarde anlangte und beide befreite. Lajaille ward, um die Wuth der Menge zu befriedigen, ins Gefängniß geworfen. Umsonst gab der König der Municipalität zu Brest den Befehl, diesen unschuldigen und für seine Stellung nothwendigen Offizier wieder freizulassen, umsonst verlangte der Justizminister die Bestrafung dieses am hellen Tage, im Angesicht einer ganzen Stadt geschehnen Mordversuches, umsonst wurde dem edelmüthigen Retter Lajaille's, Namens Lanvergent, ein Säbel und eine goldne Denkmünze zuerkannt; die Furcht vor einer schrecklichern Empörung sicherte die Schuldigen vor der Strafe und bewirkte, daß der Unschuldige im Gefängnisse bleiben mußte. Während fast unvermeidlich ein Krieg in jedem Augenblicke hereinzubrechen schien, hatten die Seeoffiziere, die sich am Bord ihrer Schiffe von Empörung und in den Häfen von Mordversuchen bedroht sahen, von ihrer Mannschaft ebenso viel zu fürchten, wie von dem Feinde.

XV.

Die nämlichen Zerwürfnisse wurden in den Garnisonen zwischen den Soldaten und den Offizieren angestiftet. Die Auflehnung gegen die Kriegszucht machte in den Augen der Clubs die Tugend des Heeres aus. Ueberall stellte sich das Volk auf die Seite der Truppen, die ohne Zucht waren. Die Offiziere wurden beständig von Verschwörungen in ihren Regimentern bedroht. Die Kriegsplätze wurden beständig von militairischen Empörungen heimgesucht, die damit endigten, daß der Soldat ohne Strafe blieb und daß die Offiziere festgesetzt wurden oder sich zur Auswanderung gezwungen sahen. Die Versammlung, der oberste, aber zugleich parteiische Richter darüber, gab stets der Zuchtlosigkeit Recht. Da sie das Volk nicht wieder bändigen konnte, so schmeichelte sie ihm selbst in seinen Ausschweifungen. Ein Auftritt zu Perpignan gab hierzu einen neuen Beweis.

Am 6. December ging das Offiziercorps des in dieser Stadt liegenden Regiments Cambrésis in der Nacht zu Herrn von Chollet, dem kommandirenden General der Division, und bat ihn dringend, sich in die Citadelle zurückzuziehen, weil sie wüßten, daß eine in den Regimentern angestiftete Verschwörung sein und ihr eignes Leben in Gefahr bringe. Chollet gab nach und verfügte sich in die Citadelle. Die Offiziere gehen hierauf in die Kasernen und fordern die Soldaten auf, mit ihnen in die Citadelle zu marschiren. Die Soldaten antworten, daß sie nur auf den Oberstlieutnant Desbordes hören wollen, dessen Vaterlandsliebe ihnen Vertrauen einflößt. Desbordes kommt an und liest den Soldaten den Befehl des Generals vor. Aber der Ton seiner Stimme, der Ausdruck seiner Gesichtszüge, sein Blick protestiren gegen den Befehl, den mitzutheilen das Gesetz und die Kriegszucht ihm gebieten. Die Soldaten verstehen diese stumme Sprache. Sie rufen aus, daß sie ihr Quartier nicht verlassen, weil ihnen die Municipalität befohlen, dort zu bleiben. Die Nationalgarde schließt sich an sie an und patrouillirt durch die Stadt. Die Offiziere schließen sich in die Citadelle ein. Von den Wällen werden Flintenschüsse abgefeuert. Der patriotische Oberstlieutnant Desbordes, die

Nationalgarde, die Gendarmerie, die Regimenter dringen in die Citadelle und nehmen sie ein. Die Offiziere des Regiments Cambrésis werden von ihren Soldaten gefangen genommen. Einer von ihnen entweicht, und an der spanischen Grenze angelangt, gibt er sich aus Verzweiflung den Tod. Eine Anklage wird gegen den unglücklichen General Chollet, dieses Opfer des gewaltthätigen Betragens seiner Offiziere sowol, wie seiner Soldaten und gegen funfzig Offiziere oder Einwohner von Perpignan verhängt. Es sind funfzig Schlachtopfer, die dem hohen Nationalgerichte zu Orleans vorgeführt werden und die für die Versailler Mordauftritte bestimmt sind.

XVI.

Ueberall floß Blut. Die Clubs wiegelten die Regimenter auf. Patriotische Anträge, Anklagen gegen die Generale, hinterlistige Verdächtigungen der Treue der Offiziere, das waren die Tagesbefehle, welche das Volk der Städte an die Armee erließ. Schrecken ergriff die Offiziere, Mistrauen herrschte bei den Soldaten. Der von den Girondisten und Jacobinern im Vereine angelegte Plan war, auf solche Weise diesen dem Könige ergebnen Theil des Heeres zur Auflösung zu bringen, den Befehl aus den Händen des Adels zu reißen, an die Stelle der Adligen Plebejer an die Spitze der Truppen zu setzen und so die Armee der Nation zu geben. Einstweilen ließen sie Empörung und Anarchie im Heere überhand nehmen. Aber die beiden Parteien, denen diese Zersetzung nicht rasch genug von statten ging, wollten in einer einzigen Thatsache die systematische Auflösung der Armee, den Untergang aller Kriegszucht und den gesetzlichen Triumph der Empörung zusammenfassen.

Es ist schon erzählt worden, welchen Antheil das Schweizerregiment Châteauvieux an der berüchtigten Empörung zu Nancy genommen, die während der letzten Tage der constituirenden Versammlung stattgefunden hatte. Eine von Bouillé befehligte Armee hatte diesen bewaffneten Aufstand mehrerer Regimenter, der Frankreich mit einer Soldatentyrannei bedrohte, unterdrücken müssen. Bouillé hatte mit einer von Metz kommenden Truppenabtheilung und mit den

Bataillonen der Nationalgarde Nancy umringt, und nach einem erbitterten Gefecht an den Thoren und in den Straßen dieser Stadt die Aufrührer zur Streckung der Waffen gezwungen. Diese kräftige, von allen Parteien mit Beifall vernommne Wiederherstellung der Ordnung hatte den General mit Ruhm bedeckt, die Soldaten mit Schande. In den Verträgen zwischen der Schweiz und Frankreich, die auf Werbung von Soldaten im erstern Lande Bezug hatten, war ausgemacht worden, daß die aus Schweizern bestehenden Regimenter der eidgenössischen Gerichtsbarkeit unterworfen bleiben sollten. Die Schweiz, ein Land von ausnehmend kriegerischem Geiste, hatte das Regiment Châteauvieux diesem Geiste gemäß richten lassen. Vier und zwanzig Soldaten, die zu den Schuldigsten gehörten, waren zum Tode verurtheilt und zur Sühnung des von ihnen vergossnen Blutes und des verübten Treubruchs hingerichtet worden. Die andern waren decimirt worden. Ein und vierzig von ihnen erlitten ihre Strafe auf den Brester Galeeren. Die allgemeine Amnestie, welche der König für alle während der Unruhen zur Zeit der Annahme der Constitution begangenen Verbrechen erlassen hatte, konnte dem Rechte nach auf diese fremden Soldaten keine Anwendung finden. Das Recht zu begnadigen kommt nur dem zu, der das Recht zu strafen besitzt. Die Soldaten erlitten ihre Strafe kraft eines von der helvetischen Gerichtsbehörde erlassnen Urtels und weder der König, noch die Versammlung konnten diesem Urtel seine Geltung nehmen und die Folgen desselben aufheben. Der König hatte auf Ansuchen der constituirenden Versammlung bei der Eidgenossenschaft Schritte gethan, um die Begnadigung dieser Soldaten zu erlangen, aber die darauf bezüglichen Unterhandlungen waren ohne Erfolg geblieben. Dies benutzten die Jacobiner und die Nationalversammlung zu einer Anklage gegen Herrn von Montmorin. Umsonst rechtfertigte sich dieser damit, daß es unmöglich sei, in dem Augenblick, wo die Schweiz selbst durch die Gegenwirkung solcher Vorfälle in Aufregung gebracht sei und sich damit beschäftige, die Kriegszucht durch drakonische Gesetze wiederherzustellen, von diesem Lande eine solche Amnestie zu verlangen. „Sollen wir denn gezwungen sein, die Kerkermeister dieses wilden Volkes zu machen, riefen Guadet und Collot-

d'Herbois aus! Wird sich denn Frankreich so weit erniedrigen, in seinen eignen Häfen die Helden zu bestrafen, welche das Volk haben über die Aristokratie der Offiziere triumphiren lassen und die ihr Blut statt dem Despotismus dem Volke geweiht haben!"

Pastoret, ein einflußreiches Mitglied der gemäßigten Partei, von dem es hieß, daß er sich über seine Handlungsweise mit dem Könige berieth, unterstützte Guadet, um den König durch Etwas dem Volke Angenehmes bei demselben beliebt zu machen, und die Befreiung der Soldaten vom Regimente Châteauvieux wurde durch einen Beschluß der Versammlung ausgesprochen. Der König ließ eine Zeit lang auf seine Bestätigung warten, um die Kantone nicht durch diesen gewaltsamen Eingriff in die Rechte über ihre Landeskinder zu verletzen, und die Jacobiner ergossen sich aufs neue in Verwünschungen gegen den Hof und die Minister. „Der Augenblick ist da, rief Manuel, wo ein Mann für das Heil Aller untergehen muß, und dieser Mann muß ein Minister sein! Sie scheinen mir alle so schuldig, daß ich fest überzeugt bin, der Versammlung wäre nicht der geringste Vorwurf zu machen, wenn sie sie darum loosen ließe, welcher von ihnen aufs Schaffot steigen sollte." „Alle, Alle!" schrien die Galerien.

Aber in demselben Augenblicke stieg Collot-d'Herbois auf die Rednerbühne und kündigte unter lauten Beifallsbezeigungen an, daß die Bestätigung des ihre Befreiung bestimmenden Beschlusses am Abend vorher unterzeichnet worden sei und daß er in wenig Tagen seinen Brüdern die Opfer der Kriegszucht vorführen würde.

Wirklich hatten die Soldaten des Regiments Châteauvieux bereits die Brester Galeeren verlassen und waren im Anmarsch auf Paris begriffen. Ihr Zug glich einem Triumphe, der zu Paris seinen Glanzpunkt erreichen sollte, und die Jacobiner waren überaus thätig, diesen vorzubereiten. Umsonst ließen André Chénier, dieser Tyrtäus der Mäßigung und des gesunden Menschenverstandes, Dupont von Nemours, der Dichter Roucher ihrem Unwillen freien Lauf und sprachen sich im Sinne der Feuillants und der Constitutionellen auf das Entschiedenste gegen eine solche pomphafte Einholung der Mörder des edeln Désilles aus; Collot-

d'Herbois, Robespierre, die Jacobiner, die Cordeliers verfolgten die Idee dieses Triumphes, der nach ihrer Ansicht sich für den Hof und für La Fayette in Schimpf verkehren mußte. Das unentschiedne Auftreten Péthion's, der das Aergerniß verringern zu wollen schien, ließ dasselbe nur noch zunehmen. Péthion war der Mann, der am meisten dazu geeignet war, das Volk dahin zu führen, daß es alle Grenzen überschritt. Sein Prunken mit Tugend diente dazu, alle Gewaltthaten zu verdecken, und stattete die willkürlichen Angriffe, die er nicht zu bestrafen wagte, mit dem Anscheine heuchlerischer Gesetzlichkeit aus. Hätte die personificirte Gesetzlosigkeit an die Spitze der Gemeine von Paris gestellt werden sollen, so würde Niemand besser als Péthion dazu gepaßt haben. Wenn er das Volk auf väterliche Weise verwarnte, war dies so viel, als ob er ihm Straflosigkeit zusagte. Die Gewalt kam immer zu spät, um zu strafen. Bei ihm war immer Entschuldigung für Auflehnung und Vergebung für Verbrechen vorhanden. Das Volk merkte, daß der Vertreter seiner Behörde sein Mitschuldiger und sein Sklave war. Vor lauter Verachtung liebte es ihn.

XVII.

„Der festliche Empfang dieser Soldaten, zu dem die Vorbereitungen getroffen werden, schrieb Chénier, soll, wie man meint, in einer allgemeinen Begeisterung seinen Grund finden. Für's Erste bekenne ich, daß ich diese Begeisterung nicht bemerke. Ich sehe eine kleine Anzahl, die unruhig und aufgeregt sind. Alle übrigen sind bestürzt oder gleichgültig. Die Nationalehre soll bei dieser Befreiung der Soldaten mit im Spiele sein; das wird mir sehr schwer zu verstehen, denn entweder sind die Nationalgardisten von Metz, welche die Empörung zu Nancy unterdrückt haben, Feinde des öffentlichen Wohls oder die Soldaten vom Regimente Châteauvieux sind Meuchelmörder. Es gibt hier keinen andern Ausweg. Nun frage ich, inwiefern hat die Ehre von Paris Interesse dabei, die Mörder unsrer Brüder festlich zu empfangen? Andre tiefe Politiker sagen: dieses Fest wird die demüthigen, welche die Nation haben in Fesseln schlagen wollen.... Was! um nach ihrer Ansicht eine schlechte Regierung zu demüthigen, muß

man überspannte Sachen aufbringen, die im Stande sind, jede Art von Regierung zu zerstören! die Auflehnung gegen das Gesetz belohnen! fremden Söldnern Kränze zuertheilen, weil sie in Aufruhr französische Bürger niedergeschossen haben! Es heißt, daß die Bildsäulen auf allen Plätzen, bei denen der Festzug vorbeikommt, verhüllt werden sollen. Ach! man wird wohl daran thun, die Stadt zu verhüllen, wenn dieses schmähliche Fest stattfindet — aber nicht die Bilder der Despoten, die Gesichter aller rechtlichen Bürger müssen mit einem Trauerflor bedeckt werden. Die ganze Jugend, alle Nationalgardisten unsers Vaterlandes müßten Trauer anlegen an dem Tage, an welchem der Mord ihrer Brüder aufrührerischen fremden Soldaten bei uns Anspruch auf Ruhm gibt. Der Armee muß ein Schleier über die Augen gedeckt werden, damit sie nicht sieht, welchen Lohn Verachtung der Kriegszucht und Empörung erlangt. Die Nationalversammlung, der König, alle Beamte, das ganze Vaterland müssen sich das Haupt verhüllen, um nicht gefällige oder stillschweigende Zeugen der Schmach zu sein, die allen Behörden, die dem gesammten Vaterlande angethan wird. Das Buch des Gesetzes muß verhüllt werden, wenn Denen, die die Blätter desselben mit Flintenschüssen zerrissen oder blutig gemacht haben, bürgerliche Ehren zu Theil werden! Bürger von Paris, rechtliche, aber schwache Männer, es gibt nicht einen einzigen unter euch, der, wenn er sein Herz und seinen natürlichen Sinn befragt, nicht fühle, wie sehr das Vaterland, wie sehr er selbst, sein Sohn, sein Bruder durch diese Schmach tief getroffen wird, die den Gesetzen, denen, die sie ausüben und die für sie sterben, angethan wird. Wie! ergreift euch nicht Scham, wenn ihr daran denkt, daß eine Hand voll unruhiger Männer, die zahlreich scheinen, weil sie zusammenhalten und weil sie schreien, euch nach ihrem Willen leiten, während sie euch versichern, daß der eurige befolgt wird und eure kindische Neugierde mit unwürdigen Schauspielen belustigen! In einer Stadt, die Achtung vor sich selbst hätte, würde ein solches Fest überall um sich herum nur Stille und Einsamkeit treffen. Die verlassnen Straßen und öffentlichen Plätze, die verschlossnen Häuser, die leeren Fenster, die Verachtung und das Abwenden der Vorübergehenden würden wenigstens

der Geschichte wissen lassen, auf welche Weise Männer von rechtlicher Gesinnung sich an diesem schmählichen Bacchantenfeste betheiligt hätten."

XVIII.

Collot-d'Herbois griff in seiner Antwort Chénier und Roucher auf eine beleidigende Weise an. Roucher erwiederte hierauf mit einem Briefe, in welchem er Collot-d'Herbois mit beißendem Spotte an sein unglückliches Auftreten auf der Bühne und an seine Schauspielerabenteuer erinnerte. „Diese einem komischen Roman entnommne Person, sagte er, die aus der Breterbude Polichinell's auf die Rednerbühne der Versammlung gesprungen ist, hat sich auf mich losgestürzt, als ob sie mich mit dem Ruder schlagen wollte, das ihm die Schweizer von den Galeeren mitgebracht haben."

Die Anschläge für und gegen das Fest bedeckten die Mauern des Palais-Royal und wurden einer um den andern von Haufen junger Leute oder Jacobiner heruntergerissen.

Dupont von Nemours, der Freund und Lehrer Mirabeau's, entsagte seiner philosophischen Ruhe und richtete über denselben Gegenstand einen Brief an Péthion, in welchem das Bewußtsein des Ehrenmannes heldenmüthig der Beliebtheit des Tribuns Trotz bot. „Wenn die Gefahr groß ist, so haben alle rechtlichen Leute die Verpflichtung, dies den Behörden anzuzeigen, namentlich, wenn die Behörden selbst daran Schuld sind. Sie haben die Wahrheit verleugnet, wenn Sie sagen, daß diese Soldaten der Revolution am 14. Juli nützlich gewesen sind, und daß sie sich geweigert haben, gegen das Volk von Paris zu kämpfen. Falsch ist, daß diese Schweizer sich geweigert haben, gegen das Volk von Paris zu kämpfen. Wahr ist, daß sie die Nationalgarden von Nancy gemordet haben. Sie haben die Kühnheit, Männer Patrioten zu nennen, die sich erfrechen, dem gesetzgebenden Körper zu befehlen, Abgeordnete zu dem für diese Empörer bestimmten Feste zu schicken; diese Männer betrachten Sie als Ihre Freunde, mit diesen halten Sie heimlich Mittagsessen in La Râpée und zwar so, daß der General der Nationalgarde zwei Stunden lang in Paris her-

umsprengen muß, um Ihre Befehle einzuholen. Umsonst verbergen sie Ihre Verlegenheit in schleppenden Redensarten. Umsonst geben Sie diesem Feste für Empörer den Anschein eines Festes der Freiheit. Diese Ausflüchte passen nicht mehr hierher. Der Augenblick drängt: Sie werden weder die Sektionen, noch das Heer, noch die dreiundachtzig Departements täuschen. Diejenigen, welche Sie wie ein Kind leiten, haben im Sinne, Paris an zehntausend Piken zu überliefern, denen die Schranken der Nationalversammlung an demselben Tage geöffnet werden sollen, an welchem die Nationalgarde entwaffnet werden wird. Die Leute, die sie tragen sollen, kommen täglich an. Zwölf oder funfzehnhundert Banditen kommen alle vierundzwanzig Stunden nach Paris. Einstweilen betteln sie, ehe sie zur Plünderung übergehn. Sie sind die Raben, welche das Blutbad herbeizieht. Ich habe noch nicht Alles gesagt: für dieses schändliche Heer sind schon Generale in Vorschlag. Jourdan's Freunde, die vor Ungeduld nicht erwarten können, bis die Amnestie ihm Befreiung bringt, haben sein Gefängniß zu Avignon erbrochen. Schon ist er in einigen Städten des Südens im Triumph empfangen worden, wie die Schweizer vom Regiment Châteauvieux. Morgen kommt er in Paris an. Am Sonntag wird er mit seinen Gefährten bei dem Feste sein, mit den beiden Mainvielle, mit Pegtavin, mit allen den Bösewichten, welche kalten Blutes in Einer Nacht achtundsechzig wehrlose Personen umgebracht, welche die Frauen entehrt, ehe sie sie gemordet haben! Vorwärts, Catilina! vorwärts, Cethegus! Sylla's Soldaten sind in der Stadt und der Consul selbst unternimmt es, die Römer zu entwaffnen! Voll ist das Maß, zum Ueberlaufen voll!"

Péthion rechtfertigte sich auf elende Weise in einem Briefe; die verschiedenartigsten Entschuldigungen sollen seine Schwäche und seine stillschweigende Billigung der Vorgänge verdecken. In derselben Zeit rief Robespierre, der auf die Rednerbühne der Jacobiner stieg: „Ihr geht nicht bis auf die Ursache der Hindernisse zurück, welche dem Ausströmen der Gefühle des Volks entgegengestellt werden. Gegen wen glaubt ihr streiten zu müssen? Gegen die Aristokratie? Nein. Gegen den Hof? Nein. Gegen einen General, der seit langer Zeit vom Hofe dazu bestimmt ist, etwas

Großes gegen das Volk auszuführen. Nicht etwa die Nationalgarde sieht diese Vorbereitungen mit Unruhe an, La Fayette's Geist ist es, der dem Generalstabe Ansichten dagegen einflößt; La Fayette's Geist macht sich im Direktorium des Departements bemerkbar; La Fayette verleitet in der Hauptstadt so viele gute Bürger, die sonst mit uns wären! La Fayette ist der gefährlichste Feind der Freiheit, denn er trägt die Maske der Vaterlandsliebe; er hat, nachdem er der constituirenden Versammlung so viel Böses, wie ihm möglich war, zugefügt, sich gestellt, als wolle er sich auf sein Landgut zurückziehn und dann ist er gekommen und hat sich um die Stelle des Maire von Paris bemüht, aber nicht etwa, um sie zu erlangen, sondern um sie zurückzuweisen, und um so mit seiner Uneigennützigkeit groß thun zu können. Er ist dazu berufen worden, die französischen Heere zu befehligen, um sie gegen die Revolution zu kehren. Die Nationalgardisten von Metz waren unschuldig, wie die von Paris; sie können nur Patrioten sein; La Fayette, durch Vermittlung Bouillé's, seines Verwandten und seines Mitschuldigen hat sie getäuscht. Und wie könnten wir auf die Festfahnen schreiben: B o u i l l é a l l e i n i s t s c h u l d i g? Wer hat denn den Vorfall zu Nancy unterdrücken und mit einem undurchdringlichen Schleier bedecken wollen? Wer verlangt Kränze für die Mörder der Soldaten vom Regiment Châteauvieux? La Fayette. Wer hat mich selbst am Sprechen verhindert? La Fayette. Wer sind die, welche mir vernichtende Blicke zuwerfen? La Fayette und seine Mitschuldigen." (Allgemeine Beifallsbezeigungen.)

XIX.

In der Nationalversammlung gaben die Vorbereitungen zu diesem Feste zu einem ergreifenderen Auftritte Anlaß. Bei Eröffnung der Sitzung wird verlangt, daß die vierzig Soldaten vom Regimente Châteauvieux vorgelassen werden sollen, um dem gesetzgebenden Körper ihre Huldigungen darzubringen. Herr von Jaucourt stimmt hiermit nicht überein. „Wenn diese Soldaten, sagt er, blos kommen, um ihren Dank abzustatten, so stimme ich dafür, daß sie eingeführt werden; aber ich verlange, daß sie, nachdem sie an-

gehört worden sind, nicht zur Sitzung zugelassen werden." Ein allgemeines Gemurmel unterbricht den Redner. Von den Galerien aus wird: Nieder! nieder! gerufen. „Eine Amnestie, fährt er fort, ist weder ein Triumph, noch Ertheilung einer Bürgerkrone. Ihr könnt nicht die Manen Désilles' und aller der edeln Bürger entehren, die den Tod gefunden haben, indem sie die Gesetze gegen sie vertheidigten! Ihr könnt nicht durch einen solchen Triumph das Herz derer unter euch zerreißen, die an dem Zuge nach Nancy Theil genommen haben. Erlaubt einem Soldaten, der nebst seinem Regimente mit zur Unterdrückung der Empörung beordert war, euch an die Folgen zu erinnern, die eure Entscheidung auf die Armee haben würden (das Gemurmel wird stärker). Die Armee wird in eurem Betragen nur eine Ermuthigung zu Empörung sehen. Diese Ehrenbezeigungen würden den Soldaten den Glauben beibringen, daß ihr die durch die Amnestie Befreiten nicht als Leute ansehet, denen eine zu große Strafe auferlegt worden war, sondern, daß ihr sie für unschuldige Opfer haltet." Der Lärm nöthigte Jaucourt von der Rednerbühne zu steigen.

Aber Eines von den Mitgliedern, in einem sichtbaren Zustande schmerzlicher Aufregung, ersetzt ihn wieder auf der Rednerbühne. Herr von Gouvion ist es, ein junger Offizier, der einen berühmten Namen trägt. Seine Trauerkleider, mehr noch der Ausdruck tiefen Schmerzes, der auf seinem Gesichte liegt, lassen die Galerien unwillkürlich ihn mit Theilnahme betrachten. Der Lärm legt sich und aufmerksam hört Alles zu. Seine Stimme ist schwankend und unsicher; man merkt daran, daß er gerührt ist, aber auch, daß sein Unwille rege ist.

„Meine Herren, sagt er, ich hatte einen Bruder, der das Vaterland über Alles liebte und den nach und nach das Vertrauen seiner Mitbürger zum Commandanten der Nationalgarde und zum Mitglied des Departements berufen hatte. Immer bereit sich für die Revolution und das Gesetz zu opfern, ist er im Namen der Revolution und des Gesetzes beordert worden, mit den tapfern Nationalgardisten nach Nancy zu marschiren. Dort ist er, von fünf Bajonnetstichen durchbohrt, gefallen; gefallen von der Hand derer, welche.... Ich frage, ob ich dazu verurtheilt bin, hier

ruhig die Mörder meines Bruders anzusehen." — „Nun, so gehen Sie fort!" rief unbarmherzig eine Stimme. Die Galerien beklatschten dieses Wort, das grausamer war, wie ein Dolchstoß. Es wurde geschrieen: Nieder! nieder! Gouvion war zu empört darüber, als daß er blos die in seinem Innern sich regende Verachtung zeigen sollte. „Wer ist der Feige, der sich versteckt, um beleidigende Worte laut werden zu lassen, wenn ein Bruder um einen Bruder trauert?" sagt er, indem er mit den Augen suchte, wer ihn unterbrochen hatte. — Ich nenne mich, ich bin es, sagt der Deputirte Choudieu und steht auf. Auf der Galerie klatschen alle Hände Choudieu Beifall zu. Es ist, als ob diese Menge kein Herz mehr hätte und als ob die Leidenschaft selbst über die Natur siege. Aber Gouvion stützt sich auf ein Gefühl, das stärker ist als die Wuth eines Volks, auf edle Verzweiflung. Er fährt fort: „Ich habe als Mensch der von der Nationalversammlung bewiesenen Langmuth meinen Beifall nicht versagt, als sie die Ketten dieser vielleicht verführten, unglücklichen Soldaten löste." Aufs neue wird er unterbrochen, aber er fährt mit unerschütterter Kraft fort: „Die Beschlüsse der constituirenden Versammlung, die Befehle des Königs, die Stimme ihrer Führer, der Ruf ihres Vaterlandes sind ohne Wirkung auf sie geblieben. Ohne daß von der Nationalgarde der beiden Departements Anlaß dazu gegeben worden wäre, haben sie auf die Franzosen gefeuert. Mein Bruder ist gefallen, ein freiwilliges Opfer seines Gehorsams gegen eure Beschlüsse! Nein, niemals werde ich ruhig das Andenken dieser Nationalgardisten durch Ehrenbezeigungen beflecken sehen, die den Männern, welche sie hingeopfert, zugestanden werden!" Couthon, ein junger Jacobiner, der nicht weit von Robespierre sitzt, scheint in dessen Augen die stoische Gesinnung zu finden, die er in seiner Erwiederung gegen Gouvion zeigt. Er bekämpft ihn, ohne ihn jedoch zu beleidigen. „Wer hängt so sklavisch an Vorurtheilen, daß er es wagen könnte, den Männern die Ehre zu nehmen, welche das Gesetz unschuldig erklärt hat? Wer brächte nicht seinen eignen ihn allein betreffenden Schmerz vor den Interessen und dem Triumph der Freiheit zum Schweigen?" Aber Gouvion's Stimme ist tief in manche Herzen gedrungen, die bereits unempfindlich schienen.

Bei Vielen ist das natürliche Gefühl der Gerechtigkeit angeregt worden. Als der Präsident die Versammlung auffordert, für oder wider die Zulassung zu stimmen, stehen zweimal ebenso viel Mitglieder für als wider den Antrag auf. Die Sekretaire, welche entscheiden sollen, zögern mit ihrem Ausspruch. Nach zwei Proben entscheiden sie, daß die Mehrzahl für die Zulassung der Schweizer ist; aber die Minorität thut Einspruch und diese Entscheidung wird für ungültig erklärt. Es wird der namentliche Aufruf verlangt. Dieser bringt noch einmal das Ergebniß, daß eine schwache Majorität dafür stimmt, den Soldaten die Ehre zuzuertheilen, zur Sitzung zugelassen zu werden.

Unter rasendem Beifallklatschen der Galerien treten sie zur Thür herein. In demselben Augenblicke eilt der unglückliche Gouvion, bis auf den Tod gekränkt, mit glühendem Gesicht zur entgegengesetzten Thüre hinaus. Er schwört, niemals wieder in eine Versammlung zu treten, in welcher ein Bruder gezwungen wird, die Mörder seines Bruders zu sehen und zu beglückwünschen. Stehenden Fußes eilt er zum Kriegsminister; er verlangt, zur Nordarmee gesandt zu werden, um dort zu sterben, und findet auch dort den Tod.

XX.

Unterdessen werden die Soldaten eingeführt, Collot d'Herbois stellt sie den Galerien vor, um sie bewundern zu lassen. Die Nationalgardisten von Versailles, die sie bis zur Versammlung feierlich begleitet haben, marschiren unter Trommelwirbel und mit dem Rufe: Es lebe die Nation! durch den Saal. Es folgen ihnen Abtheilungen von Bürgern und Weibern von Paris, die dreifarbige Fahnen in der Luft flattern lassen und Piken hin- und herschwenken. Hierauf übergeben die Mitglieder der Pariser Volksgesellschaften dem Präsidenten die Ehrenfahnen, welche den Schweizern in den Departements, durch welche sie gekommen, überreicht worden sind. Die Männer des 14. Juli zeigen durch Gonchon, Agitator der Vorstadt Saint Antoine an, daß diese Vorstadt zehntausend Piken anfertigen läßt, um die Freiheit und das Vaterland zu vertheidigen. Dieser festliche Empfang, welcher von den Girondisten und den

Jacobinern Soldaten, die sich gegen die Kriegszucht aufgelehnt, gesetzlich zuertheilt wurde, berechtigte das Volk von Paris ihnen einen Triumphzug zu veranstalten, der ein Ärgerniß für alle Bessergesinnte sein mußte.

Es war nicht mehr ein für die Freiheit schwärmendes Volk, sondern ein Volk, das sich der Gesetzlosigkeit ergeben hatte. Der 15. April bewies dies in jeder Hinsicht, und alle Anzeichen davon wurden während dieses Tages sichtbar. Bewaffnete Empörung gegen die Gesetze war das Vorbild; meuterische Soldaten waren die Triumphatoren; eine große Galeere, Werkzeug der Strafe und der Schande, mit Blumen bekränzt, war das sinnbildliche Zeichen; öffentliche Mädchen und Frauenzimmer, die an den Stätten der Unsittlichkeit zusammengeholt worden waren, trugen und küßten Stücke von den Ketten dieser Sträflinge; vierzig Trophäen ließen in ihrer Mitte die Namen dieser Schweizer sehen; Bürgerkronen umgaben die Namen derer, die Bürger gemordet hatten. Die Bilder Voltaire's, Rousseau's, Franklin's, Sidney's, der größten Philosophen und der tugendhaftesten Vaterlandsfreunde, wurden mit den Bildern dieser Aufrührer zusammengebracht und durch solche Berührung entweiht; die Soldaten selbst, die über ihren Ruhm erstaunt waren, wenn sie sich nicht dessen schämten, gingen in der Mitte einer Abtheilung aufrührerischer Gardes françaises, die gleichfalls durch ihre Gegenwart den Abfall von der Fahne und die Auflehnung gegen die Kriegszucht als etwas Ruhmwürdiges erscheinen ließen; zu Ende des Zuges erschien ein Wagen, der dem Vordertheil einer Galeere ähnlich war, und auf diesem Wagen das Standbild der Freiheit, welche schon im voraus mit der Mordwaffe der Septembertage versehen war und die rothe Mütze auf dem Haupte trug, ein Sinnbild, das für die Einen phrygischen Ursprungs war, während es die Andern den Gefängnissen der Galeerensclaven entlehnten; mit Feierlichkeit wurde das Constitutionsbuch während des Aufzugs herumgetragen, als ob es Zeuge der Huldigungen sein sollte, die denen, welche sich gegen die Gesetze bewaffnet hatten, zuertheilt wurden; überall Haufen von Bürgern und Bürgerinnen, die Piken der Vorstädte, aber keine bewaffnete Bürgermacht; drohendes Geschrei, die Musikbanden der Theater, demagogische Ge-

sänge, lächerliches Verweilen bei der Bastille, beim Rathhause, auf dem Marsfelde, beim Altare des Vaterlandes; zu verschiedenen Malen wurden ungeheure wilde Rundtänze um die Triumphgaleere herum, unter Absingen der Carmagnole, von den Reihen der Männer und Frauen ausgeführt; die Frauen und die Soldaten stürzten auf einander los und es erfolgten eher unzüchtige, als patriotische Umarmungen, und um das Maß der Verhöhnung voll zu machen, waren Péthion, der Maire von Paris, die Behörden des Volks insgesammt bei diesem Feste gegenwärtig und gaben diesem schmählichen Triumphe Gültigkeit durch ihre Schwäche oder ihre Mitschuld; so war dieses Fest beschaffen, diese entwürdigende Nachahmung des 14. Juli, dieses schändliche Zerrbild einer Empörung, welche selbst das Zerrbild einer Revolution war! Ein Gefühl der Scham erfüllte Frankreich, die bessergesinnten Bürger wurden bestürzt, die Nationalgarde fing an die Piken zu fürchten, die Stadt wurde mistrauisch gegen die Vorstädte und für die Armee war es das Zeichen zur vollständigen Auflösung aller innern Ordnung.

Der Unwille der Constitutionellen machte sich in den ironischen Versen einer Hymne André Chénier's Luft, in welcher der junge Bürger die Gesetze rächte und sich selbst im voraus für das Blutgerüst bestimmte:

Sei mir gegrüßt, du göttlicher Triumph!
Zieh' ein in unsre Mauern, zeige uns
Die Krieger, die mit Ruhme sich bedeckt
Durch Désille's Blut und unserer Bürger Mord.

Elftes Buch.

I.

Der Triumph, den Zuchtlosigkeit und Mord in Paris feierten, blieb nicht ohne Gegenwirkung auf andere Städte. Ueberall lehnten sich die Truppen gegen die Kriegszucht auf, überall versagten die Nationalgardisten den Gehorsam, empörten sich die Bevölkerungen. Während zu Paris die Ankunft der Schweizer vom Regiment Châteauvieux festlich begangen wurde, forderte der Pöbel zu Marseille ungestüm die Ausweisung des zu Aix liegenden Schweizerregiments Ernst, indem er vorgab, daß es der dortigen Aristokratie ergeben sei und die Sicherheit der Provence gefährde. Das Regiment weigerte sich, die Stadt zu verlassen, und die Marseiller zogen nach Aix, wie die Pariser in den Oktobertagen nach Versailles gezogen waren. Sie rissen die Nationalgarde, welche ihrem Unfug steuern sollte, mit sich fort; sie umzingelten das Regiment, richteten Kanonen auf dasselbe, zwangen es die Waffen zu strecken und jagten es schimpflich davon. Die Nationalgarde, eine wesentlich revolutionaire Macht, weil sie, aus dem Volke hervorgegangen, an allen den Meinungen, Gefühlen und Leidenschaften Theil nimmt, die sie als bewaffnete Bürgermacht im Zaume halten soll, folgte überall aus Schwäche oder aus Ueberzeugung der Menge, die sich bald von diesem, bald von jenem Eindrucke bestimmen ließ. Wie konnten auch Männer, wenn

sie aus den Clubs kamen, in denen sie aufrührerische Reden der Patrioten beklatschten und oft selbst zur Auflehnung riethen, an der Schwelle der Volksgesellschaften plötzlich ihren Sinn und ihr Betragen ändern und gegen die Aufrührer die Waffen ergreifen? Darum blieben sie Zuschauer der Empörungen, wenn sie nicht selbst mit daran Theil nahmen. Der Mangel an Colonialwaaren, der hohe Preis des Getreides, die Strenge des Winters — Alles trug dazu bei, das Volk in Unruhe zu versetzen; die Aufwiegler desselben benutzten alle diese unglücklichen Umstände, um Anklagen gegen das Königthum zu erheben und es verhaßt zu machen.

II.

Die ohnmächtige und entwaffnete Regierung wurde für die unglücklichen von der Natur bedingten Verhältnisse verantwortlich gemacht. In den Städten und den Ortschaften, in welchen die Märkte abgehalten wurden, zogen geheime Sendlinge oder bewaffnete Haufen umher, welche beunruhigende Gerüchte verbreiteten, das Volk aufforderten, den Preis des Getreides und des Mehls zu bestimmen, und die Kornhändler mit dem Namen Aufkäufer bezeichneten: eine solche hinterlistige Beschuldigung galt so viel, wie ein Todesurtheil. Die Furcht vor der Anklage, das Volk auszuhungern, verhinderte jede Handelsspekulation und trug mehr als wirklicher Mangel dazu bei, das Getreide auf den Märkten fehlen zu lassen. Es ist nichts seltner, als eine Waare, die sich verbirgt. Kornvorräthe besitzen wurde zu einem Verbrechen in den Augen derer, die Brod verbrauchten. Der Maire von Etampes, Simoneau, unbescholten als Mensch, unerschrocken als Beamter, fiel dem Verdachte des Volks als Opfer. Etampes war einer von den großen Märkten, welche Paris versorgten. Es war wichtig, hier mehr, wie an einem andern Orte, die Freiheit des Handels zu bewahren und die Zufuhr des Mehls im Gange zu erhalten. Einige Haufen Männer und Weiber, die sich unter dem Läuten der Sturmglocke in den benachbarten Dörfern zusammengerottet hatten, zogen mit Trommeln an der Spitze, mit Flinten und Heugabeln in den Händen, an

einem Markttage in die Stadt. Sie wollten, wie sie sagten, den Preis des Getreides regeln, es mit Gewalt seinen Eigenthümern wegnehmen, es sich theilen und die Aufkäufer todtschlagen, unter denen einige Stimmen heimlich auch Simoneau nannten. Die Nationalgarde machte sich unbemerkbar. Hundert Mann vom 18. Reiterregiment, nach Etampes detachirt, machten die ganze Truppenmacht aus, über die der Maire verfügen konnte. Der Offizier stand für seine Soldaten, wie für sich selbst ein. Nach langem Hin- und Herreden mit den Aufrührern, um sie zur Vernunft zu bringen und sie zu vermögen, sich dem Gesetze zu fügen, kehrte Simoneau in das Gemeindehaus zurück, ließ die rothe Fahne entfalten, proklamirte das Martialgesetz und ging aufs neue, von der Municipalität und den Truppen umgeben, auf die Empörer los. Als er auf dem Platze von Etampes ankommt, umringt die Menge die Truppen und drängt sie auseinander. Die Reiter lassen den Maire ohne Hülfe; kein einziger von ihnen zieht den Säbel, um ihn zu vertheidigen. Umsonst fordert er sie im Namen des Gesetzes und im Namen der Waffen, die sie tragen, auf, ihm gegen seine Mörder Beistand zu leisten; umsonst ergreift er den Zügel des ihm zunächst haltenden Reiters und ruft aus: „Hierher zu mir, meine Freunde!" Noch in der Stellung, durch welche er andeutet, daß er die Gewalt zu Hülfe ruft, wird er von Flintenschüssen und den Stichen der Heugabeln getroffen; er fällt, während er noch die Zügel des feigen Reiters, den er um Beistand angesprochen, fest in der Hand behält. Dieser, um sich von ihm frei zu machen, schlägt vom Pferde herunter mit einem Säbelhiebe den Arm des bereits todten Maire weg und überläßt seinen Körper dem Volke. Die Bösewichte, welche den Leichnam in ihre Gewalt bekommen, lassen an ihm auf alle Weise ihre Wuth aus; sie halten darüber Rath, ob sie ihm den Kopf abschneiden sollen. Die Anführer der Truppen lassen diese vorbeimarschiren, sodaß sie über den Leichnam des Maire steigen und sich mit seinem Blute bespritzen müssen. Hierauf ziehen sie mit Trommelwirbel aus der Stadt und stellen die ganze Nacht über in den Vorstädten Trinkgelage an. In der Freude des Triumphs dachte Niemand mehr an die Preisbestimmung des Getreides,

den angeblichen Grund des Aufstandes. Es wurde nicht geplündert, entweder weil das Blutvergießen dem Volke den Hunger vergehen ließ, oder weil der Hunger nur Vorwand gewesen war, um Mordthaten zu verüben.

III.

Während so Alles rings um den Thron herum zusammenstürzte, suchte sich dem König ein Mann zu nähern, der dadurch berühmt war, daß er als hauptsächlichster Urheber dieses allgemeinen Schwankens aller Verhältnisse angesehen wurde; dies war Louis Philipp Joseph, Herzog von Orleans, erster Prinz von Geblüte. Wir müssen bei diesem Manne verweilen, über den die Geschichte noch kein entschiednes Urtheil gefällt hat und dem sie noch nicht seine wahre Stelle bei diesen Begebenheiten hat anweisen können. Für sich selbst ein Räthsel, ist er auch der Zukunft Räthsel geblieben. Ehrgeiz oder Vaterlandsliebe, Schwäche oder Verschwörungssucht — welches war der Schlüssel zu diesem Räthsel? Hier müssen die Thatsachen entscheiden.

Die öffentliche Meinung hat ihre Vorurtheile. Betroffen über die Unermeßlichkeit dessen, was geschieht, gleichsam betäubt von der reißenden Schnelligkeit der Bewegung, die Alles mit sich fortzieht, kann sie nicht glauben, daß ein Verein natürlicher Ursachen, die von der Vorsehung mit dem Aufkommen gewisser Ideen im menschlichen Geiste in Verbindung gesetzt und vom Zusammentreffen günstiger Zeitpunkte unterstützt werden, für sich allein solche bedeutende Erschütterungen hervorbringen könne. Sie sucht dabei etwas Uebernatürliches, etwas Wunderbares, etwas vom Verhängniß Herbeigeführtes. Sie gibt sich damit ab, verborgne, geheimnißvoll wirkende Ursachen hinzustellen, welche Menschen handeln und Begebenheiten fortschreiten lassen, ohne daß die leitende Hand sichtbar wird. Für sie ist mit einem Worte jede Revolution eine Verschwörung; und wenn sich beim Ursprunge, bei der Verwickelung oder beim Ausgangspunkte dieser Krisen ein bedeutender Mann zeigt, mit dessen Interesse die Begebenheiten in Beziehung gebracht werden können, so nimmt sie ihn für den Urheber derselben, so theilt sie ihm in diesen Revolutionen die ganze Thätigkeit

und die ganze Stelle der sie vollbringenden Idee zu, und glücklich oder unglücklich, schuldig oder unschuldig, läßt sie auf ihn allen Ruhm oder allen Tadel, welcher der Zeit zu Theil wird, ruhen. Sie vergöttert seinen Namen, oder sie hält ein Strafgericht über sein Andenken. Dies war seit funfzig Jahren das Schicksal des Herzogs von Orleans.

IV.

Seit dem höchsten Alterthume besteht bei den Völkern eine historische Ueberlieferung, daß der Thron auf die königlichen Stämme einen schädlichen Einfluß ausübt, und daß, während der Besitz der Herrschaft den regierenden Linien ihre Kraft entzieht, die jüngern Linien stärker und bedeutender werden, indem sie den Ehrgeiz hegen, noch höher sich zu erheben, und indem sie, dem Volke näher stehend, in einer weniger verderbten Atmosphäre als die der Höfe sich befinden. Während so die Erstgeburt den ältern die Gewalt gibt, geben die Völker den letztern die Popularität.

Seit Ludwig XIV. bot das Haus Orleans die Erscheinung einer Familie dar, die schöner und bei dem Volke beliebter als die regierende Familie neben dem Throne fortbestand und einen für dieselbe gefährlichen Wetteifer zeigte, auf die Nation Einfluß zu erlangen. Wenn diese unbestimmte, zweideutige Stellung den Prinzen dieser Familie einige Tugenden gab, so gab sie ihnen auch die entsprechenden Laster. Einsichtsvoller und ehrgeiziger, als die Söhne des Königs, waren sie auch unruhigern Geistes. Die gezwungene Stellung, in der sie die Politik des regierenden Hauses hielt, zwang sie dazu, in Ausschweifungen und Weichlichkeit ihre Anlagen und ihr unermeßliches Vermögen, die man sie nicht anders anwenden ließ, zu verschwenden. Zu groß, um Bürger zu sein, zu gefährlich, um an der Spitze der Heere oder der Angelegenheiten zu stehen, fanden sie ihre Stelle weder im Volk noch am Hof; sie fanden sie in der öffentlichen Meinung.

Der Regent, ein hochbegabter Mann, den die beständige Untergeordnetheit seiner Rolle hatte tief sinken lassen, war das auffallendste Beispiel der Tugenden und der Laster dieses Geschlechts gewesen. Seit dem Regenten hatten diese

Prinzen, die, wie er, mit Muth und mit Einsicht begabt waren, in der Zeit ihrer Jugend in größern Unternehmungen Ruhm zu erlangen gesucht. Die Eifersucht des regierenden Hauses hatte sie wieder in den Hintergrund gedrängt und den Vergnügungen oder der Frömmelei zugeführt. So wie nur ihr Name zu glänzen anfing, wurde er wieder ins Dunkel zurückgewiesen. Sie wurden für schuldig erachtet, wenn sie sich Verdienste erwarben, und doch forderte der Name, den sie trugen, sie auf, dem Ruhme nachzustreben; sobald sie aber hervorgingen, um den Weg zu betreten, der zum Ruhme führte, wurde er ihnen versperrt. Zu den Familienüberlieferungen dieser Prinzen mußte auch das ungeduldige Verlangen gehören, eine Aenderung in den Regierungsverhältnissen zu erleben, die ihnen erlaubte, Männer zu sein.

Louis Philipp Joseph, Herzog von Orleans, wurde zu einer Zeit geboren, wo ihn sein Rang, sein Vermögen, sein Charakter in einen Strom neuer Ideen gerathen ließ, welchen er, den in seiner Familie herrschenden Leidenschaften nach, nur zu beschleunigen sich gedrungen fühlen mußte. Einmal von diesem Strome mit fortgerissen, konnte er nur auf dem Throne oder auf dem Blutgerüste den Anhaltepunkt finden. Er war zwanzig Jahre alt, als die ersten Anzeichen dieser Revolution bemerkbar wurden.

Der Herzog war schön, wie alle seines Stammes. Eine hohe Gestalt, eine feste Haltung, angenehme Gesichtszüge, ein klarer Blick, Geschmeidigkeit der Glieder, durch körperliche Uebungen erlangt, Geschicklichkeit in der Reitkunst, Vertraulichkeit ohne Niedrigkeit, Gewandtheit im Reden, ein feuriger Muth, verschwenderische Freigebigkeit, wenn es galt, die Künste zu beschützen, selbst die Laster, die gleichsam der Luxus der Jugend sind — alles dies bewirkte, daß das Volk im höchsten Grade für ihn eingenommen war. Mit ganzer Seele gab er sich dem freudigen Gefühle hin, welches das Bewußtsein, bei den Massen in solcher Gunst zu stehen, bei ihm erzeugen mußte. Dies war indeß sehr frühzeitig der Fall, und vielleicht wurde dadurch seinem klaren geistigen Blicke und seinem natürlichen Gefühle Eintrag gethan. Die Liebe des Volks erschien ihm wie eine Rache für die Verachtung des Hofes. In seinem

Herzen trotzte er dem Könige von Versailles, da er sich König von Paris fühlte.

Er hatte eine Prinzessin aus einer bei dem Volke eben so beliebten Familie, die einzige Tochter des Herzogs von Penthièvre geheirathet. Schön, liebenswürdig, tugendhaft, brachte sie ihrem Gemahl, außer dem unermeßlichen Vermögen des Herzogs von Penthièvre, die öffentliche Achtung, die Gunst der Menge, das Ansehn, welche mit ihrem Hause verbunden waren, als Mitgift mit. Die erste politische That des Herzogs von Orleans war kühner Widerstand gegen den Willen des Hofs zur Zeit der Verbannung der Parlamente. Als er selbst nach seinem Schlosse Villers-Cotterets verbannt wurde, verließ ihn die Theilnahme des Volks nicht. Frankreichs Beifallsbezeigungen ließen ihn die Ungnade des Hofes leicht erträglich erscheinen. Er glaubte die Rolle eines großen Bürgers in einem freien Staate zu begreifen und er trachtete darnach. Die Schmeicheleien, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden, ließen ihm zu leicht vergessen, daß man nicht blos großer Bürger ist, um dem Volke gefällig zu sein, sondern um es zu vertheidigen, um ihm zu nützen und oft auch um ihm zu widerstehen.

Als er nach Paris zurückgekehrt war, wollte er das Ansehn seines Namens noch durch den Glanz kriegerischen Ruhms erhöhen. Er hielt bei dem Hofe um die Würde des Großadmirals von Frankreich an, die ihm nach dem Tode des Herzogs von Penthièvre, seines Schwiegervaters, zukam. Sie wurde ihm verweigert. Er schiffte sich als Freiwilliger an Bord der vom Grafen Orvilliers befehligten Flotte ein und wohnte dem Treffen von Ouessant am 27. Juli 1778 bei. Die Folgen dieses Gefechtes, bei welchem der Sieg, eines falschen Manövers wegen, ohne Ergebniß blieb, wurden dem Mangel an Thatkraft des Herzogs von Orleans zugeschrieben, der die Verfolgung des Feindes gehemmt haben sollte. Diese entehrenden Gerüchte, welche der Haß des Hofes ersann und verbreitete, versetzten ihn in immer bittrere Stimmung gegen denselben, konnten aber seinen glänzenden Muth nicht in Schatten stellen. Er gab Zeugniß davon selbst bei Gelegenheiten, wo ihn launische Verwegenheit zu Unternehmungen führte, die seines Ranges unwürdig waren. Zu Saint-Cloud sprang er in den

ersten Ballon, der Luftschiffer zu den Wolken trug. Selbst hier verfolgte ihn die Verleumdung. Es wurde das Gerücht ausgesprengt, er habe mit dem Degen den Ballon durchstoßen, um seine Gefährten zum Herabsteigen zu zwingen. Es herrschte zwischen ihm und dem Hofe ein beständiger Streit, in dem Kühnheit auf der einen, Verleumdung auf der andern Seite sich geltend zu machen suchte. Der König behandelte ihn dessenungeachtet mit der Nachsicht, welche die Tugend für den Leichtsinn der Jugend hat. Der Graf von Artois nahm ihn zum Gefährten seiner Vergnügungen an. Die Königin, welche den Grafen von Artois liebte, fürchtete für ihren Schwager den gefährlichen Einfluß der Ausschweifungen und der Neigungen des Herzogs von Orleans. Sie haßte letztern als Liebling des Volks und als Verführer des Grafen von Artois. Sie ließ vom Könige das fast königlich eingerichtete Schloß von Saint-Cloud, den Lieblingsaufenthalt des Herzogs von Orleans, kaufen. Niederträchtige Andeutungen und Aeußerungen der Hofleute gaben beständig zu Anklagen gegen seine Sittlichkeit Anlaß. Er wurde beschuldigt, daß er dem Prinzen von Lamballe durch Buhlerinnen lebensgefährliches Siechthum habe beibringen lassen, daß er ihn durch Ausschweifungen entkräftet habe, um das unermeßliche Vermögen des Hauses Penthièvre allein zu erben. Wenn hier ein Verbrechen geschah, so fand dies von Seiten derer statt, die aus Haß solche Anklagen ersannen.

Da der Herzog von Orleans sich so vom Widerwillen des Hofes verfolgt sah, wurde er immer mehr und mehr in die Einsamkeit zurückgedrängt. Bei seinen häufigen Reisen nach England schloß er ein Freundschaftsbündniß mit dem Prinz von Wales, dem Thronerben, der alle Feinde seines Vaters zu Freunden annahm, sich in Empörungen versuchte, in Schulden stürzte, und durch ärgerliche Auftritte bekannt war, und über die Zeit der Jugend hinaus die Leidenschaften der Prinzen, für Pferde, Schwelgerei, Spiel, Frauen beibehielt; der sich über die Umtriebe und die volksthümlichen Reden eines Fox, Sheridan, Burke, freute und durch das kecke Betragen eines ungehorsamen Sohnes und eines aufrührerischen Bürgers sich auf die Handhabung der königlichen Gewalt vorbereitete.

In London lernte so der Herzog von Orleans der Frei-

heit Geschmack abgewinnen. Nach Frankreich brachte er mit zurück die Gewohnheit übermüthiger Auflehnung gegen den Hof, die Sucht nach Volksbewegungen, die Verachtung seines eignen Ranges, Geschick, mit der Menge vertraulich umzugehen, bürgerliches Leben im Palaste und die Einfachheit des Anzugs, welche dem Adel gleichsam seiner Uniform beraubte, alle verschiednen Klassen einander näher rückte und schon die Ungleichheit der Kleidung unter den Bürgern aufhob.

Zu dieser Zeit baute der Herzog, der sich ausschließlich damit abgab, seinem verschuldeten Vermögen wieder aufzuhelfen, das Palais-Royal aus. Er verwandelte die schönen weitläuftigen Gärten seines Palastes in einen Stapelplatz des Luxus, wo am Tage Verkauf betrieben und der in der Nacht zu Spiel und Ausschweifungen benutzt wurde. Es war ein wahrer Zusammenfluß aller Laster mitten in der Hauptstadt; ein Werk der Habsucht, das nach und nach vom Volke zu Paris als Forum des Müßiggangs angenommen wurde und wo die Revolution ihren Ausgangspunkt finden sollte. Diese Revolution kam immer näher heran. Der Prinz erwartete sie in Unthätigkeit, als ob für ihn die Freiheit der Welt nur eine neue Liebhaberin mehr sein sollte.

Unterdessen hatte sein bekannter Haß gegen den Hof alle die, welche einen Umsturz der Verhältnisse wünschten, mit ihm vertrauter gemacht. Das Palais-Royal wurde ein stets zugänglicher Sammelplatz für Alle, welche sich verbündeten, um eine Veränderung der Regierung herbeizuführen. Die herrschende Philosophie fand hier ihre Stelle, wie die Politik und die Literatur. Es war der Palast der öffentlichen Meinung. Buffon kam hin, um die letzten Tage seines Lebens daselbst zu verbringen; Rousseau wurde hier von weitem die einzige Verehrung zu Theil, die seine Reizbarkeit und sein Stolz von Fürsten annahm; Franklin und die amerikanischen Republikaner, Gibbon und die Redner der englischen Opposition, Grimm und die deutschen Philosophen, Diderot, Sieyès, Sillery, Laclos, Suard, Florian, Raynal, La Harpe und alle Denker und Schriftsteller, welche ahneten, welcher Geist von nun an herrschen würde, fanden sich hier mit Künstlern und berühmten Gelehrten

zusammen. Voltaire selbst, den die menschliche Achtung eines Hofes, der sein Genie verehrte, von Versailles verbannt hatte, erschien hier während seines letzten Aufenthalts in Paris. Der Herzog stellte ihm seine Kinder vor, von denen eines jetzt Frankreichs König ist. Der sterbende Philosoph segnete sie, wie die Franklins, im Namen der Vernunft und der Freiheit.

V.

Der Herzog selbst hatte seiner Natur nach keine Liebe zu den Wissenschaften und keine Neigung zu tieferer geistiger Forschung. Er hatte der Sinnlichkeit zu viel Gewalt über sich gewinnen lassen, um an den Annehmlichkeiten des Wissens Wohlgefallen zu finden; aber das revolutionaire Gefühl trieb ihn unwillkürlich dazu, jede Kraft, die später der Freiheit Nutzen bringen konnte, in seine Nähe zu ziehen. Bei Zeiten der Schönheit und der Tugend der Herzogin von Orleans überdrüssig, hatte er für eine schöne geistreiche Frau eine Neigung gefaßt, die den Launen seines Herzens keinen Eintrag that, aber die seine Unbeständigkeit im Zaume hielt und seinen Geist beherrschte. Diese damals verführerische und später berühmte Frau war die Gräfin von Sillery-Genlis, die Tochter des Marquis Ducret von Saint-Aubin, eines armen Edelmanns aus dem Charolais. Ihre Mutter, die selbst noch schön und jung war, hatte sie nach Paris in das Haus eines Greises, den sie zu fesseln gewußt hatte, des berühmten Finanzmannes de la Popelinière gebracht. Sie erzog ihre Tochter mit der Absicht, die zweideutige Rolle einer der Frauen einzunehmen, an welche die Natur Schönheit und Geist verschwendet, denen aber die Gesellschaft das zum Leben Nöthige versagt hat, die Abenteurerinnen der Gesellschaft sind, von der sie zuweilen emporgehoben, zuweilen erniedrigt werden.

Die berühmtesten Lehrer unterrichteten sie in allen möglichen Künsten; ihre Mutter bildete sie für den Ehrgeiz aus. Die untergeordnete Stellung der Mutter bei ihrem reichen Beschützer trug dazu bei, die Tochter zu lehren, sich in vornehmen Häusern gewandt und einschmeichelnd zu benehmen. Als sie sechszehn Jahr alt war, machte sie ihre

frühzeitige Schönheit und ihr musikalisches Talent schon in allen Gesellschaften beliebt; von ihrer Mutter wurde sie in dieselben auf eine Weise eingeführt, als ob sie auf einem Theater aufträte, sodaß ihre Stellung von Anfang an als eine doppelte erschien. Künstlerin für die Einen, war sie für die Andern ein Mädchen aus guter Familie; sie nahm Alle für sich ein; selbst die bejahrten Männer vergaßen neben ihr ihr Alter. Buffon nannte sie „meine Tochter;" ihre Verwandtschaft mit Frau von Montesson, der Witwe des Herzogs von Orleans, brachte sie dem Hause des jungen Prinzen näher. Der Graf Sillery-Genlis verliebte sich in sie und heirathete sie, ungeachtet alles Widerstandes seiner Familie. Als Freund und Vertrauter des Herzogs von Orleans erhielt der Graf von Sillery für seine Frau eine Stelle unter dem Hofstaate der Herzogin von Orleans. Die Zeit und ihr Geist thaten das Uebrige.

Der Herzog wurde auf zweifache Weise an sie gefesselt, indem er ihre Schönheit und zu gleicher Zeit ihre geistige Ueberlegenheit bewunderte; die Herzogin fühlte sich beleidigt; aber ihre Klagen trugen nur dazu bei, daß der Herzog um so hartnäckiger sich seiner Neigung hingab. Er wurde beherrscht; er wollte, diese Neigung solle ihm zur Ehre gereichen; er verhehlte sie nicht im Geringsten und suchte sie blos durch den Vorwand der Erziehung seiner Kinder zu bemänteln. Die Gräfin von Genlis verfolgte ihre ehrgeizigen Pläne, zu gleicher Zeit an Höfen zu glänzen und schriftstellerischen Ruhm zu erlangen; auf geschmackvolle Weise schrieb sie Werke, welche den Frauen bei ihrem Müssiggange Unterhaltung verschaffen und ihr Herz durch erdachte Liebesverhältnisse auf Abwege gerathen lassen. Die Romane, die für das Abendland sind, was für das Morgenland der Opium ist, diese wachen Träume am hellen Tage, waren Bedürfniß, waren Ereignisse für die gesellschaftlichen Vereinigungen geworden. Frau von Genlis schrieb sie mit Anmuth und stattete sie mit einer gewissen erheuchelten Strenge aus, welche der Liebe Anstand verlieh. Sie trug außerdem eine Vertrautheit mit allen Wissenschaften so zur Schau, daß die Ansprüche ihres Geistes ihr Geschlecht verbargen, und daß ihre Person an die Frauen Italiens erinnerte, welche mit verschleiertem Gesichte die Philosophie vortrugen.

Der Herzog von Orleans, der in Allem Neuerer war, glaubte in Frau von Genlis eine Beratherin für seine Söhne gefunden zu haben. Er ernannte sie zur Erzieherin seiner Kinder. Die Herzogin wurde erbittert und sprach laut gegen solches öffentliches Aergerniß; der Hof spottete darüber, das Publikum war erstaunt. Die öffentliche Meinung, welche dem, der ihr trotzt, nachgibt, sprach sich erst misbilligend aus und schwieg dann still; die spätere Zeit rechtfertigte den Schritt des Herzogs; aus den Zöglingen dieser Frau wurden nicht Fürsten, sondern Männer. Sie zog alle Beherrscher der öffentlichen Meinung nach dem Palais-Royal. Der erste Club Frankreichs wurde so in der Wohnung des ersten Prinzen von Geblüte selbst gehalten. Die Literatur bemäntelte diese Zusammenkünfte, wie der Irrsinn des ersten Brutus seine Rache. Der Herzog war vielleicht kein Hehler der Verschwörung, aber es gab doch von dieser Zeit an eine Orleanistische Partei. Sieyès, das geheimnißvolle Orakel der Revolution, dessen denkender Kopf die Revolution in sich zu tragen und schweigend zu hegen schien; der Herzog von Lauzun, der die vertraulichen Unterhaltungen zu Trianon verließ, um den Zusammenkünften im Palais-Royal beizuwohnen; Laclos, ein junger Artillerieoffizier, der Verfasser eines unzüchtigen Romans, fähig dazu, im Nothfalle die Verwicklung eines Romans bis zu einer politischen Verschwörung zu steigern; Sillery, der gegen seine Kaste aufgebracht, mit dem Hofe zerfallen, ehrgeizig und unzufrieden, nur von dem, was unbekannt war, etwas erwartete; andre unbedeutendere, aber nicht weniger thätige Männer endlich, die gleichsam als Sprossen der Leiter dienten, um aus den Gemächern des Fürsten in das Volk herunterzusteigen, die Einen dem Ehrgeiz des Herzogs als Kopf, die Andern als Arm dienend, fanden sich bei diesen Berathungen zusammen. Ohne Zweifel wurde noch kein Ziel bestimmt, aber sie stellten sich auf den Weg, der sie gleichsam einen Abhang hinunter von selbst zu ihrem Glücke führen sollte. Das Glück war eine Revolution. Auch das Wunderbare, dieses Blendwerk für die Massen, das für die Einbildung ist, was die Berechnung für die Vernunft, mangelte der Orleanistischen Partei nicht. Prophezeiungen, diese volksthümlichen Ahnungen des Geschicks,

wunderbare Vorfälle in seiner Familie, die von der parteiischen Leichtgläubigkeit der zahlreichen Anhänger dieses Hauses anerkannt wurden, kündigten an, daß der Thron in nicht zu ferner Zeit einem Prinzen desselben zufallen würde. Diese Gerüchte wurden im Volke herumgetragen oder sie verbreiteten sich von selbst oder durch die listige Anstiftung der Anhänger des Hauses Orleans. Bei der Berufung der Generalstaaten hatte der Herzog nicht angestanden, sich für die volksthümlichsten Verbesserungen auszusprechen. Die Verhaltungsmaßregeln, welche er für die Wähler seiner Güter abfassen ließ, waren das Werk des Abbé Sieyès gewesen. Der Prinz selbst trachtete nach dem Namen und dem Auftrag eines Bürgers. Als er zum Abgeordneten des Adels zu Paris, zu Crespy und zu Villers-Cotterets ernannt worden war, hatte er sich für Crespy entschieden, weil die „Cahiers" dieser Ballei am patriotischsten waren. Bei dem feierlichen Aufzug der Generalstaaten ließ er seinen Platz unter den Prinzen leer und ging mitten unter den Abgeordneten. Dieses Aufgeben seiner Stellung neben dem Throne, um nur als Bürger zu erscheinen, ließ ihm den Beifall der ganzen Nation zu Theil werden.

VI.

Das Volk war auf eine solche Weise für ihn eingenommen, daß, wenn er ein Herzog von Guise und Ludwig XVI. ein Heinrich III. gewesen wäre, die Generalstaaten wie die zu Blois mit einer Mordthat oder einer Usurpation geendet haben würden. Mit dem dritten Stande vereinigt, um die Gleichheit und die Freundschaft der Nation dem Adel gegenüber zu erlangen, nahm er mit an dem Schwure im Ballhause Theil. Er stellte sich hinter Mirabeau, um dem Könige ungehorsam zu sein. Als er von der Nationalversammlung zum Präsidenten ernannt wurde, lehnte er diese Ehre ab, um sie einem Bürger zu überlassen. An dem Tage, an welchem Necker's Absetzung die feindlichen Pläne des Hofes verrieth und an welchem das Volk von Paris durch Zuruf seine Führer und Vertheidiger ernannte, war der Name des Herzogs von Orleans der erste, der gehört wurde; Frankreich nahm in dem Garten seines

Palastes die Farbe seiner Livrée als Kokarde an. Camille Demoulins' Stimme, die im Palais-Royal ertönte, zog die Haufen zusammen, Legendre und Fréron führten sie an; sie nahmen das Bild des Herzogs von Orleans und das Necker's, bedeckten es mit einem schwarzen Flor und trugen es, unbedeckten Hauptes, unter den Bürgern herum. Es floß Blut; einer von den Bürgern, welcher die Bilder trugen, wurde von den Soldaten getödtet und sein Leichnam diente dem Volke als Sammelzeichen. Der Herzog von Orleans fand sich so seines Palastes, seines Namens, seines Bildes wegen bei dem ersten Kampfe und dem ersten Morde der Freiheit betheiligt. Dies reichte hin, um ihm den Anschein zu geben, als ob seine Hand überall bei den Ereignissen im Spiele wäre. Entweder aus Mangel an Kühnheit oder aus Mangel an Ehrgeiz nahm er nie die Rolle und die Stellung ein, welche ihm von der öffentlichen Meinung angewiesen wurde. Er schien damals die Sachen nicht weiter treiben zu wollen, als für das Land eine Constitution zu erlangen und für sich selbst die Rolle eines großen Patrioten zu behalten. Er hatte Ehrfurcht vor dem Throne, oder er verachtete ihn. Beide Gefühle lassen ihn in der Geschichte größer erscheinen. Jedermann gehörte zu seiner Partei, nur er selbst nicht.

Die unparteiischen Männer rechneten dies seiner Mäßigung zur Ehre, die revolutionairen seinem Charakter zur Schande an. Mirabeau, der einen Prätendenten suchte, um die Empörung in einer Person zusammenzufassen, hatte mit dem Herzog von Orleans geheime Zusammenkünfte; er hatte seinen Ehrgeiz untersucht, um darüber urtheilen zu können, ob ihn dieser so weit treiben würde, den Thron zu beanspruchen. Unzufrieden hatte er sich von ihm abgewendet und beleidigende Worte hatten verrathen, wie er sich getäuscht fühlte. Mirabeau brauchte einen Mann, der sich auf Verschwörungen einließ, und er hatte nur einen Patrioten gefunden. Was er an dem Herzoge von Orleans verachtete, war nicht dessen Sinnen auf ein Verbrechen, sondern die Weigerung, sein Mitschuldiger zu sein. Er erwartete nicht so viele Bedenklichkeiten. Er rächte sich dafür, indem er dieses Aufgeben des Thrones die Feigheit eines Ehrgeizigen nannte.

La Fayette haßte aus unwillkürlichem Gefühl den Herzog von Orleans als einen Nebenbuhler, der mit ihm um Einfluß auf die Menge wetteiferte. Er beschuldigte den Herzog, den unruhigen Bewegungen Vorschub zu leisten, die zu unterdrücken er sich nicht stark genug fühlte. Es hieß, der Herzog von Orleans ebenso wie Mirabeau wären mitten unter Haufen von Männern und Weibern gesehen worden und hätten auf das Schloß hingezeigt. Mirabeau's Vertheidigung war verächtliches Lächeln. Der Herzog von Orleans erwies seine Unschuld auf ernstlichere Weise. Die Ermordung des Königs oder der Königin ließ die Monarchie, die Gesetze des Königreichs und die Prinzen, auf welche die Krone übergehen mußte, fortbestehen. Er selbst konnte nur nach Ermordung von fünf Personen, welche seinem Ehrgeize im Wege standen, den Thron besteigen. Eine solche Reihe von Verbrechen würde ihn für die Nation zu einem Gegenstande des Abscheus gemacht und die Mörder selbst lässig gemacht haben. Außerdem legte er durch zahlreiche und unwiderlegliche Beweise dar, daß er weder am 4. noch am 5. October nach Versailles gegangen war. Am 3. hatte er Versailles nach der Sitzung der Nationalversammlung verlassen und war nach Paris zurückgekehrt. Den 4. hatte er in seinem Palaste und in seinen Gärten zu Mousseaux zugebracht. Am 5. war er wieder nach Mousseaux abgereist. Sein Wagen zerbrach auf dem Boulevard und er war zu Fuß durch die elysäischen Felder weiter gegangen. Den Tag über war er mit seinen Kindern und Frau von Genlis in Passy gewesen. Zu Mousseaux hatte er zu Abend gegessen und dann zu Paris geschlafen. Erst am 6. October Morgens war er von den vorgefallnen Ereignissen in Kenntniß gesetzt worden und hatte sich auf den Weg nach Versailles gemacht; auf der Brücke zu Sèvres war sein Wagen von dem Zuge angehalten worden, der die Köpfe der Garden des Königs trug. Wenn dies auch nicht das Betragen eines Prinzen von Geblüte war, der seinem Könige zu Hilfe eilt und sich zwischen das bedrohte Oberhaupt des Reichs und das Volk vor den Thron stellt, so war es doch auch nicht das Betragen eines kühnen Usurpators, der zur Empörung reizt, indem er Gelegenheit dazu

gibt und der dem Volke wenigstens ein schon vollständiges Verbrechen darbietet.

Der Herzog zeigte durch sein Verhalten nur an, daß er zwar in Bereitschaft stand, allein selbst nichts unternehmen wollte, weil er entweder, ohne selbst die Hand nach seinem Glücke auszustrecken, die Krone nur in Folge der vom Schicksal herbeigeführten Ereignisse erlangen wollte, oder weil er sie mit mehr Gleichgültigkeit als Ehrgeiz ansah, oder endlich weil er seine Erhebung zum König auf dem von der Freiheit eingeschlagenen Wege nicht als ein Hinderniß aufstellen wollte, weil er aufrichtig nach der Republik verlangte, und weil ihm der Name des ersten Bürgers einer freien Nation größer erschien als der Titel eines Königs.

VII.

Nichtsdestoweniger wollte La Fayette kurze Zeit nach dem 5. und 6. October die Verbindung des Herzogs von Orleans mit Mirabeau auflösen. Er beschloß den Prinzen unter jeder Bedingung vom Schauplatze zu entfernen und ihn entweder durch moralischen Zwang oder durch Androhung eines Processes wegen Staatsverbrechens zu nöthigen, sich nach London in die Verbannung zu begeben. Er brachte den König und die Königin dahin, diesem Plane beizutreten, indem er sie durch Hindeutung auf die gefährlichen Anschläge des Herzogs ängstlich machte und ihnen denselben als einen Thronbewerber darstellte. La Fayette sagte eines Tages zur Königin, daß der Herzog der einzige Mann wäre, der in den Verdacht kommen könnte, sich mit seinem Ehrgeize so hoch zu versteigen. — „Ist es denn nothwendig, Prinz zu sein, um Anspruch auf die Krone zu machen?“ antwortete die Königin, indem sie ihn mit anscheinender Ungläubigkeit ansah. — „Wenigstens“, erwiederte der General, „kenne ich Niemand als den Herzog von Orleans, der sie haben möchte.“ La Fayette traute dem Ehrgeize des Herzogs zu viel zu.

VIII.

Mirabeau wurde durch das Zögern und die Bedenklichkeiten des Herzogs von Orleans entmuthigt; er fand

ihn unter oder über dem Verbrechen stehend, wandte sich verächtlich von ihm ab, um nicht mehr bei Ausführung ehrgeiziger Pläne auf ihn Rücksicht zu nehmen, und suchte sich La Fayette zu nähern. Dieser, der nur die Gewalt der Waffen besaß, der aber fühlte, daß Mirabeau die moralische Gewalt darstellte, nahm beifällig die Idee eines Duumvirats auf, welches ihnen die Herrschaft sichern mußte. Zu Paris und zu Passy fanden zwischen beiden Nebenbuhlern geheime Zusammenkünfte statt. La Fayette, der jeden Gedanken eines Rechtsübergriffs zu Gunsten eines Prinzen zurückwies, erklärte Mirabeau, daß jeder verbrecherische Anschlag auf die Königin aufgegeben werden müsse, wenn man Etwas von ihm erlangen wolle. „Nun denn, General!“ erwiederte Mirabeau, „weil Sie es wollen, soll sie leben. Eine gedemüthigte Königin kann nützlich sein; eine ermordete ist zu nichts gut, als zu einem schlechten Trauerspiel Anlaß zu geben!“ Später erfuhr die Königin dieses schreckliche Witzwort; sie verzieh es aber Mirabeau und ihre Verbindung mit dem großen Redner wurde dadurch nicht gestört. Doch mußte dieses Wort wie ein blutiges Vorzeichen alles dessen, was sie zu fürchten hatte, auf ihrem Herzen lasten.

La Fayette, welcher der Beistimmung des Königs und der Königin gewiß war und der sich auf die gegen die Empörer aufgebrachte Nationalgarde verlassen konnte, wagte es im Geheimen gegen den Herzog den Ton eines Diktators anzunehmen, und unter dem Anscheine einer freiwillig übernommenen Sendung ihm eine willkürliche Verbannung aufzulegen. Er ließ den Herzog von Orleans um eine Zusammenkunft ersuchen und zwar bei der Marquise v. Coigny, einer edeln und geistreichen Frau, die La Fayette befreundet war und in deren Gesellschaften er zuweilen den Herzog von Orleans antraf. Nach einer Unterhaltung, welcher Niemand beiwohnte, deren Folgen aber errathen ließen, was darin verhandelt worden, und die Mirabeau, der sie erfuhr, *sehr herrisch* von der einen, *sehr nachgiebig* von der andern Seite nannte, wurde die Uebereinkunft getroffen, daß der Herzog unmittelbar nach London abreisen sollte.

Die Freunde des Herzogs ließen ihn während der Nacht seinen Entschluß ändern. Er benachrichtigte La Fayette da-

von in einem Billet. La Fayette hatte eine zweite Zusammenkunft mit ihm, drang in ihn, in den nächsten vierundzwanzig Stunden abzureisen, und führte ihn zum König. Dort nahm der Herzog die vorgeschützte Sendung an und versprach nichts zu vernachlässigen, in England die Umtriebe der Urheber der Unruhen im Reiche zu nichte zu machen. „Es muß Ihnen mehr wie irgend Jemand daran liegen zu einem guten Erfolg zu gelangen, denn es ist Niemand mehr als Sie dabei auf eine gefährliche Weise betheiligt," sagte La Fayette zu ihm im Beisein des Königs. Mirabeau, der diese Einschüchterung des Herzogs durch La Fayette und durch den Hof erfuhr, bot dem Herzog seine Dienste an, und bemühte sich, ihn nochmals durch die Aussicht auf den Thron in Versuchung zu führen. Der Plan zu seiner Rede am folgenden Tage in der Versammlung war bereits entworfen. Er würde diesen Staatsstreich, der gegen einen einzelnen Bürger ausgeführt, in welchem die Freiheit aller Bürger angetastet worden sei, „diese Verletzung der Unverletzlichkeit der Vertreter der Nation durch die leicht zu erkennende Verbannung eines Prinzen von Geblüt" als eine Verschwörung des Despotismus anklagen, „er würde La Fayette zeigen, wie er sich der Hand des Königs bediente, um die zu treffen, welche ihm die Gunst des Volkes streitig machen könnten, und um seine übermüthige Diktatur durch die ehrwürdige Bestätigung des Hauptes der Nation und des Hauptes der Familie beschützen zu lassen." Mirabeau zweifelte nicht daran, daß sich die Versammlung gegen ein so schändliches Verfahren erheben würde, und er versprach den Freunden des Herzogs eine Umkehr der öffentlichen Meinung, wie sie zuweilen vorkommt und wodurch ein Mann höher steigt, als die Stelle ist, von der er herabgesunken war. Diese Worte im Verein mit den Bitten Laclos', Sillery's und Lauzun's ließen zum zweiten Male den Herzog in seinem Entschlusse wankend werden. Er sah jetzt bei diesem freiwilligen Exil als Schande an, was ihm früher als Edelmuth erschienen war. Bei Anbruch des Tages schrieb er, daß er nicht reisen würde.

La Fayette ließ ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten rufen. Der Prinz, von neuem besiegt, schrieb dort an die Versammlung einen Brief, der im vor-

aus den ganzen Eindruck von Mirabeau's Anklage zerstörte. „Meine Feinde behaupten,“ sagte der Herzog zu La Fayette, daß Sie sich rühmen gegen mich Beweise der Theilnahme an den Vorgängen des 5. October zu haben!“ — „Das sagen vielmehr meine Feinde,“ antwortete La Fayette; „wenn ich Beweise gegen Sie hätte, würde ich Sie schon haben verhaften lassen. Ich habe keine, aber ich suche welche.“ Der Herzog von Orleans reiste ab. Seit seiner Rückkehr waren neun Monate verflossen. Die constituirende Versammlung hatte die von ihr votirte Verfassung unter keiner andern Vormundschaft als der der Anarchie gelassen. Unordnung herrschte im Reiche; die ersten Handlungen der gesetzgebenden Versammlung waren Anzeichen davon, wie ein Volk, das auf dem einmal eingeschlagenen Wege unaufhaltsam in die Tiefe fortgerissen wird, zuweilen zögert und einen Augenblick der Ueberlegung findet.

IX.

Die Girondisten, die bei dem ersten Schritte die Partei Barnave's und der Lameths überholten, zeigten deutlich ihre Absicht, Frankreich ohne Weiteres einer republikanischen Verfassung zuzuführen. Der Herzog von Orleans, der während seines langen Aufenthaltes in England, fern von dem Einflusse der Begebenheiten und der Parteien, Gelegenheit zum Nachdenken gehabt hatte, fühlte jetzt, daß bourbonisches Blut in seinen Adern floß. Er hörte nicht auf Patriot zu sein, aber er sah ein, daß das Heil des Vaterlandes im Augenblick eines hereinbrechenden Kriegs nicht in der Vernichtung der ausübenden Gewalt bestehen könne. Ohne Zweifel fühlte er auch Mitleiden mit dem König und der Königin, da der Haß noch nicht allen Edelsinn in seinem Herzen erstickt hatte. Er sah sich schon zu sehr gerächt durch die Vorfälle am 6. October, durch die Demüthigung des Königs von Seiten der Versammlung, durch die Beleidigungen, die sich der Pöbel täglich unter Marie Antoinettens Fenstern erlaubte, durch die unheimlichen Nächte, welche die königliche Familie, deren Palast nur noch ein Gefängniß war, zubringen mußte; vielleicht

fürchtete er auch an sich selbst die Undankbarkeit der Revolutionen zu erfahren.

Gezwungen war er nach England abgereist; er war dort geblieben aus wirklicher Besorgniß, daß sein Name den Unruhen zu Paris als Vorwand dienen möchte. Laclos war von Zeit zu Zeit nach London gekommen, um von neuem seinen Ehrgeiz zu versuchen, und um ihm vorzustellen, daß ihm seine Nachgiebigkeit gegen La Fayette, die in Frankreich als Feigheit ausgelegt wurde, zur Schande gereiche. Der Stolz des Prinzen empörte sich bei diesem Gedanken und er drohte wieder abzureisen; aber die Vorstellungen des französischen Gesandten zu London, Herrn von La Luzerne, die des Hrn. v. Boinville, La Fayette's Adjutanten, und endlich seine eigene Vorsichtigkeit hatten Laclos' Einflüsterungen überstimmt. Der Beweis hiervon befindet sich in einem Schreiben des Hrn. v. La Luzerne, das unter den geheimen Papieren des Königs in dem eisernen Schranke gefunden wurde. „Ich bezeuge," sagt Hr. v. La Luzerne, daß ich dem Herrn Herzog von Orleans Herrn v. Boinville, Adjutanten des Hrn. v. La Fayette, vorgestellt habe; daß Hr. v. Boinville dem Herzog von Orleans erklärt hat, wie sehr man besorgt wäre, es möchten in diesem Augenblick von Uebelgesinnten, die nicht ermangeln würden, sich seines Namens zu bedienen, Unruhen verursacht werden, um die Hauptstadt und vielleicht das Reich in Aufregung zu bringen, und daß man ihn aus diesem Grunde beschwöre, seine Rückkehr zu verschieben. Der Herr Herzog von Orleans, der auf keine Weise eine Gelegenheit oder einen Vorwand dazu geben will, die Ruhe zu stören, hat darin eingewilligt, seine Abreise aufzuschieben."

X.

Endlich reiste er ab, und bemühte sich nach seiner Rückkehr eine Zeitlang vergeblich darum, bei der Marine eine Anstellung zu erhalten. Während er sich in solcher schwankenden Stimmung befand, übersandte ihm Bertrand von Molleville von Seiten des Königs seine Ernennung zum Admiral. Der Herzog von Orleans ging zum Minister, um seinen Dank abzustatten. Er fügte hinzu: „daß er

über diese Gnadenbezeigung, die ihm der König zu Theil werden ließe, glücklich wäre, weil sie ihm die Gelegenheit verschaffen würde, den Fürsten von seinen wahren Gefühlen, die so schändlich verleumdet worden wären, zu überzeugen. Ich bin sehr unglücklich, fuhr er fort; bei Gräuelthaten, die mir Schuld gegeben worden sind, hat man sich meines Namens bedient; ich bin für schuldig gehalten worden, weil ich es unter meiner Würde gehalten habe, mich zu verantworten. Bald wird darüber geurtheilt werden können, ob mein Betragen meine Worte Lügen straft."

Der freimüthige und redliche Ausdruck, der aufrichtige Ton, mit dem der Herzog diese Worte sprach, machten auf den Minister, der stark an seiner Unschuld gezweifelt hatte, Eindruck. Er frug den Herzog, ob er an den König selbst eben solche Worte richten wolle, da er überzeugt wäre, daß dieser darin einen Trost finden würde, während sie viel von ihrem Werthe verlören, wenn er sie ihn durch seine Vermittelung wissen lasse. Mit Vergnügen ging der Herzog darauf ein, den König zu besuchen, wenn dieser geruhen wolle, ihn zu empfangen. Er theilte dem Minister den Wunsch mit, am nächsten Tage sich aufs Schloß zu begeben. Der König, von seinem Minister hiervon benachrichtigt, erwartete den Herzog und blieb lange Zeit mit ihm allein bei verschlossenen Thüren.

Eine für vertraute Kreise vom Herzog selbst abgefaßte Schrift, die anfänglich dazu aufgesetzt wurde, um sein Andenken bei seinen Kindern und bei seinen Freunden zu rechtfertigen, lüftet den Schleier, der auf diesem Gespräche ruht. „Die überspannten Demokraten haben gedacht, daß ich Frankreich in eine Republik verwandeln wollte; die Ehrgeizigen haben geglaubt, daß ich durch das Uebergewicht der Popularität den König zwingen wollte, die Verwaltung des Reichs in meine Hände niederzulegen; die tugendhaften Patrioten endlich haben auf mich übergetragen, was ihnen ihre Tugend vorspiegelte; sie haben sich vorgestellt, daß ich mich ganz und gar für das öffentliche Wohl aufopferte. Die Einen haben mich schlechter, die Andern besser gemacht, als ich wirklich bin. Ich bin meiner Natur gefolgt, das ist Alles. Vor Allem führte sie mich zur Freiheit. In

den Parlamenten, die wenigstens Sprache und Formen derselben besaßen, glaubte ich ihr Bild zu erblicken. Ich hielt mich an dieses Trugbild der Volksvertretung. Dreimal habe ich mich für diese Parlamente aufgeopfert. Die beiden ersten Male geschah es aus Ueberzeugung; das dritte Mal, um mich nicht als mit mir selbst in Widerspruch stehend erscheinen zu lassen. Ich war in England gewesen und hatte dort die wahre Freiheit gesehen; ich zweifelte nicht daran, daß zur Zeit der Generalstaaten Frankreich sie auch für sich erobern wollte. Kaum hatte sich meinem Blicke gezeigt, daß Frankreich Bürger haben würde, so wollte ich auch selbst Einer von diesen Bürgern sein. Ohne mich lange zu besinnen, opferte ich Rang und Vorrecht auf, die mich von der Nation trennten. Es kostete mir keine Ueberwindung. Ich trachtete darnach Abgeordneter zu sein, ich wurde es; ich ging zum dritten Stande über, nicht aus Empörungssucht, sondern aus Gerechtigkeitsgefühl. Nach meiner Meinung war es von diesem Augenblicke an unmöglich, die Vollendung der Revolution zu verhindern. Einige Personen in der Nähe des Königs dachten anders. Truppen wurden zusammengezogen; sie umgaben die Nationalversammlung. Paris glaubte sich bedroht und gerieth in Aufregung. Die Gardes françaises, die mitten unter dem Volke lebten, folgten dem Strome, der das Volk fortriß. Es wurde ausgesprengt, mein Gold habe dieses Regiment erkauft. Hierüber will ich meine Meinung offen aussprechen. Wenn die französischen Garden sich anders betragen hätten, dann würde ich glauben, daß sie erkauft worden wären; denn ihr Widerstand gegen das Volk von Paris wäre naturwidrig gewesen. Mein Bild wurde mit dem Necker's am 14. Juli herumgetragen. Warum? Weil dieser Minister, auf den Alle ihre Hoffnung setzten, daß er einen Umschwung zu Gunsten der öffentlichen Angelegenheiten herbeiführen würde, von der Nation angebetet wurde, und weil mein Name sich auf den Verzeichnissen der Abgeordneten der Versammlung befand, die, wie es hieß, mit diesem Minister von den um Versailles herum zusammengezogenen Truppen verhaftet werden sollten. Was that ich während dieser einem Empörungssüchtigen gewiß günstigen Ereignisse, um Nutzen daraus zu ziehen? Ich entzog

mich ohne Aufsehen den Blicken des Volks, ich schmeichelte ihm nicht seiner Ausschweifungen wegen, ich begab mich in mein Haus zu Mousseaux und blieb daselbst die Nacht über; am andern Morgen ging ich ohne Begleitung in die Versammlung nach Versailles. Im glücklichsten Augenblicke, wo der König sich entschloß, sich dieser Versammlung in die Arme zu werfen, weigerte ich mich, an der Deputation Theil zu nehmen, welche diese Nachricht der Hauptstadt überbringen sollte. Ich fürchtete, daß die Huldigungen, welche die Hauptstadt dem König allein schuldig war, auch zum Theil auf mich übergehen würden. Ebenso war meine Aufführung in den Octobertagen. Ich entferne mich, um nicht der im Volke herrschenden Aufregung neue Nahrung zu geben. Ich komme nicht eher wieder zum Vorschein, als bis die Ruhe wieder hergestellt ist. In Sèvres begegnen mir einige nicht sehr zahlreiche Haufen von Mördern, welche die Köpfe der Gardisten tragen; diese Leute fallen meinen Pferden in die Zügel und Einer davon schießt seine Flinte auf meinen Kutscher ab. Ich, der angebliche Führer dieser Leute, bin nahe dabei, als Opfer von ihrer Hand zu fallen! Ich verdanke meine Rettung nur einem Posten der Nationalgarde, der mich nach Versailles geleitet, wo ich mich zum Könige begebe, indem ich das Geschrei des Volks im Hofe der Minister zum Schweigen bringe. Ich trage zu dem Beschlusse bei, der die Versammlung als unzertrennlich von der Person des Königs erklärt. Zu dieser Zeit verlangt Hr. v. La Fayette eine Zusammenkunft mit mir und läßt mich von Seiten des Königs wissen, daß er wünsche, ich möchte mich von Paris entfernen, um jeden Vorwand zu Volksbewegungen aus dem Wege zu schaffen. Da ich keinen Zweifel mehr darüber habe, daß die Revolution ihren Triumph gefeiert, und nur noch fürchte, daß ihr Fortschritt durch etwaige Unruhen aufgehalten werden könne, gehorche ich ohne Zögern und stelle bei meiner Abreise nur noch die einzige Bedingung, daß mir von der Nationalversammlung die Erlaubniß dazu ertheilt werden müsse. Die Versammlung gab sie und ich reiste ab. Das Volk zu Boulogne, aufgeregt durch Umtriebe, die sich wol auf mich beziehen konnten, denen ich selbst aber fremd geblieben, was ich am Besten dadurch bewies, daß ich mich nicht nach ih-

nen richtete, wollte mich mit Gewalt zurückhalten und widersetzte sich meiner Einschiffung. Ich gestehe, daß ich mich ergriffen fühlte, aber ich gab dieser so ungestüm sich äußernden Liebe des Volks nicht nach und brachte es selbst wieder auf den Weg der Pflicht zurück. Man benutzte auf hinterlistige Weise meine Reise und meine Abwesenheit, um mir, ohne von mir widerlegt zu werden, die schändlichsten Absichten und Anschläge Schuld zu geben. Ich sollte im Sinne gehabt haben, den König zu zwingen, mit dem Dauphin aus Versailles zu fliehen; aber Versailles ist nicht Frankreich. Der König würde sein Heer und die Nation außerhalb dieser Stadt wiedergefunden haben, und mein Ehrgeiz würde nur allein den Bürgerkrieg herbeigeführt und dem König die auf Waffengewalt sich stützende Diktatur in die Hände geliefert haben. Der Graf von Provence blieb. Er war der natürliche Erbe des verlassenen Throns. Er war beim Volke beliebt, er war mit mir zu den Gemeinen übergetreten; ich würde also nur für ihn gewirkt haben. Der Graf von Artois war im Auslande in Sicherheit; seine Kinder waren mit ihm vor meinen angeblichen Mordanschlägen gesichert! Sie standen dem Throne näher wie ich! Welche Reihe von Thorheiten, Albernheiten, von vergeblichen Verbrechen! Das französische Volk hat durch die Revolution weder an Gefühlen noch an Charakter Veränderung erlitten. Ich glaube, daß der Graf Artois, den ich selbst geliebt habe, den Beweis dazu liefern wird; ich glaube, daß er sich einem Könige, der ihm theuer ist und von dem er zärtlich geliebt wird, anschließen wird, daß er sich einem Volke nähern wird, auf dessen Liebe Anspruch zu machen, ihm seine glänzenden Eigenschaften das vollkommenste Recht geben, daß er wiederkommen wird, wenn die Ruhe wiederhergestellt ist, um des Antheils an der Erbschaft zu genießen, der in der Liebe besteht, welche die mit Liebe und Gefühl ausgestattete Nation den Kindern Heinrich's IV. geweiht hat."

XI.

Diese Gründe waren ohne Zweifel von Zeichen der Reue, von Thränen der Rührung, von Geberden begleitet,

die stärker als Worte überreden und solche Erklärungen so feierlich und eindringlich machen; sie überzeugten, wenn auch nicht den Verstand, doch das Herz des Königs. Er entschuldigte, er verzieh und er hoffte. „Ich glaube, wie Sie," sagte er noch ganz gerührt zu seinem Minister, „daß der Herzog von Orleans es redlich meint, und daß er thun wird, was in seiner Macht steht, um das Böse wieder gut zu machen, das er angestiftet und woran er vielleicht nicht so sehr Schuld ist, als wir geglaubt haben."

Der Herzog hatte den König verlassen, indem er mit sich selbst versöhnt war und den Entschluß gefaßt hatte, den Empörungssüchtigen mehr wie je die Gelegenheit zu entziehen, seinen Namen zu ihren Zwecken zu gebrauchen. Es kostete ihm keine Ueberwindung, seinen Ehrgeiz aufzuopfern, denn er besaß keinen, und was seine Popularität anbetrifft, so verließ sie ihn, um sich Andern, die unter ihm sich befanden, zuzuwenden. Er fand daher Sicherheit und Ehre nur in der Verfassung und am Fuße des Thrones. Dahin führte ihn sein Herz und seine Pflicht. Ludwig XVI. als Mensch machte einen noch stärkern Eindruck auf ihn, als Ludwig XVI. als König. Schmeichelei und Rache des Hofs verdarb Alles.

Am Sonntage nach dieser Aussöhnung kam der Herzog in das Schloß, um dem Könige und der Königin seine Huldigungen darzubringen. Es war großer Empfangstag. Eine Menge Hofleute erfüllte die Höfe, die Treppen und die Zimmer der Tuilerien; die Einen hofften auf eine glückliche Wendung des Schicksals, die Andern hatte der Antheil, den sie an dem Misgeschick ihres unglücklichen Gebieters nahmen, oder ihre Treue gegen denselben aus den Provinzen herbeigeführt. Bei der Erscheinung des Herzogs von Orleaus, von dessen Aussöhnung mit dem Könige noch nichts verlautet hatte, malte sich Staunen und Schreck auf jedem Gesichte. Ein unwilliges Gemurmel erhob sich und sein Name wurde mit spöttischen Bemerkungen genannt. Wo er hinkam, theilte sich die Menge und wich ihm aus, als scheute sie sich mit ihm in nahe Berührung zu kommen. Umsonst suchte er Wohlwollen in den Blicken der ihn Umgebenden zu entdecken. Als er sich dem Zimmer des Königs näherte, vertraten ihm Gruppen von Hofleuten

und Garden auf merkliche Weise den Weg zur Thüre, indem sie ihm den Rücken zudrehten und sich an einander drängten. Hier zurückgewiesen, verfügte er sich in die Gemächer der Königin. Die Tafel war für die königliche Familie gedeckt. — Nehmt die Schüsseln in Acht! riefen mehre Stimmen, als ob man einen anerkannten Giftmischer hätte hereintreten sehen. Der Herzog, der vor innerer Wuth bald roth bald blaß wurde, glaubte, diese Beleidigungen wären vom Hasse der Königin herbeigeführt und mit Bewilligung des Königs geschehen. Er kehrte wieder zur Treppe zurück, um aus dem Palaste zu gehen. Von neuem verfolgten ihn hier Spott und Schmähung. Während er die Treppe herunterstieg, wurde von oben herab auf seine Kleider und selbst auf seinen Kopf gespuckt. Dolche hätten ihn weniger empfindlich verwundet als solche Verachtung. Mit friedlicher Gesinnung war er in das Schloß getreten, mit unversöhnlichem Hasse verließ er es wieder. Er sah ein, daß ihm dem Hofe gegenüber nur die letzten Reihen der Demokratie einen Zufluchtsort darböten. Entschlossen begab er sich dahin, um Sicherheit oder Rache zu finden.

Der König und die Königin wurden bald von diesen, dem Herzog angethanen Beleidigungen, die sie nicht herbeigeführt hatten, in Kenntniß gesetzt, aber sie unternahmen nichts, um sie wieder gut zu machen. Es schmeichelte sie vielleicht insgeheim, daß ihre Vertrauten solche Erbitterung gezeigt hatten, und daß ihrem Feinde solche Erniedrigung zu Theil geworden war. Die Königin war leichtsinnig, wenn sie Zuneigung faßte, und unbesonnen, wenn sie haßte. Der König besaß Herzensgüte, aber es mangelte ihm der Scharfblick, zur rechten Zeit Wohlwollen und Nachgiebigkeit zu beweisen. Heinrich IV. würde mit einem Worte die Beleidiger bestraft und den Herzog wieder versöhnt in seine Nähe gezogen haben: er vermochte nicht, ein solches Wort auszusprechen; die Rache glimmte im Verborgenen und das Geschick verfolgte seinen Gang.

XII.

Der Herzog von Orleans verließ an diesem Tage die Girondisten, an welche ihn nur seine Verbindung mit Péthion und Brissot festhielt; er ging zu den Jacobinern über.

Er öffnete seinen Palast Danton und Barrère und gesellte sich von nun an stets zu Denen, welche die Sache bis aufs Aeußerste trieben; ohne zu zögern, ohne einen Schritt rückwärts zu thun, folgte er ihnen beständig ohne Aufsehn, überall, bis zur Republik, bis zum Königsmord, bis zum Tode.

XIII.

Unterdessen brachten die für die Nation beunruhigenden Nachrichten von den Rüstungen des Kaisers, sowie das Mistrauen, welches die Reden der Girondisten gegen Hof und Minister entstehen ließen, die Hauptstadt immer mehr in Aufregung. Bei jeder neuen Mittheilung Hrn. v. Lessart's, Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, ließ die Partei der Gironde Aufruf zum Krieg und Beschuldigungen des Verraths ertönen. Fauchet klagte den Minister an. Brissot rief aus: „Die Maske fällt! unser Feind ist bekannt: es ist der Kaiser! Die Fürsten, welche im Elsasse Besitz haben und deren Sache er zu vertheidigen vorgibt, dienen seinem Hasse nur als Vorwand; die Emigranten selbst sind nur Werkzeuge. Laßt uns diese Emigranten verachten. Nur das hohe Nationalgericht allein kann uns diesen bettelnden Prinzen gegenüber geziemendes Recht verschaffen! Die Reichskurfürsten sind ebenso wenig eures Zornes werth. Die Furcht hat sie schon im voraus dahin gebracht, sich euch zu Füßen zu werfen. Ein freies Volk zertritt nicht Feinde, die vor ihm auf den Knien liegen. Trefft das Haupt! Das Haupt ist der Kaiser!"

Seine Aufregung theilte sich der Versammlung mit. Aber Brissot, ein geschickter Staatsmann, der seiner Partei die umfassendsten Rathschläge ertheilte, gehörte nicht zu den Rednern, welche die Gabe besitzen, den Ausdruck einer Meinung als Stimme des Volks erscheinen zu lassen. Vergniaud allein war mit den Fähigkeiten versehen, Leidenschaft und Beredsamkeit einer Partei in ein Ganzes zusammenzufassen. Durch Betrachtung der Geschichte versetzte er sich mitten in Verhältnisse und Ereignisse des Alterthums, die denen seiner Zeit entsprechend uud ähnlich waren, und theilte seinen Worten eine erhebende Gewalt und eine Feierlichkeit mit, die zu allen Zeiten gültig sein konnten.

„Unsere Revolution," sagte er in der nämlichen Sitzung, „hat auf allen Thronen Aufregung hervorgebracht. Sie hat das Beispiel gegeben, wie der Despotismus, der sie alle aufrecht erhält, zerstört werden muß. Die Könige hassen unsre Verfassung, weil sie die Menschen frei macht und weil sie über Sklaven herrschen wollen. Dieser Haß hat sich von Seiten des Kaisers in allen den Maßregeln gezeigt, die er getroffen hat, um uns zu beunruhigen, oder um unsre Feinde stärker zu machen und um die gegen die Gesetze ihres Vaterlands sich auflehnenden Franzosen zu ermuthigen. Es ist nicht nöthig, daß man glaube, dieser Haß höre auf zu bestehen; aber es ist nöthig, daß er aufhöre, wirksam zu sein. Der Geist bewacht unsre Grenzen; sie werden durch die Linientruppen, durch die Nationalgardisten weniger vertheidigt als durch die Begeisterung der Freiheit. Die Freiheit! Seit ihrem Entstehen ist sie Gegenstand eines versteckten, schmählichen Krieges, der gegen sie geführt wird, als sie kaum in's Leben getreten. Was ist das für ein Krieg? Drei Heere giftiger Thiere regen sich und schleichen mitten unter uns herum. Das erste besteht aus bestochnen Schmähschriftschreibern und bezahlten Verleumdern, die sich Mühe geben, die beiden Gewalten gegen einander zu bewaffnen, indem sie der einen Mistrauen gegen die andre einflößen. Das andre, ohne Zweifel eben so gefährliche Heer ist das der aufrührerischen Priester, welche merken, daß ihr Gott verschwindet, daß mit ihrer die Augen der Menge blendenden Umgebung ihre Gewalt verloren geht, und die, um ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten, die Rache, welche die Religion verbietet, zu Hülfe rufen und alle Verbrechen anempfehlen, als ob es Tugenden wären. Das dritte ist das der habsüchtigen Finanzmänner, die sich durch geheime Umtriebe aus dem Staatsvermögen zu bereichern suchen, die von unserm Ruin nur Gewinn haben können; für ihr selbstsüchtiges Gewinnspähen würde der öffentliche Wohlstand der Nation der Tod, unser Tod würde ihr Leben sein! Sie sind den Raubthieren gleich, die das Ende eines Kampfes erwarten, um über die Leichname herzufallen, die auf der Wahlstatt geblieben sind. (Beifallsbezeigungen.)

„Sie wissen, daß Ihre Vertheidigungsmaßregeln den Wohlstand zu Grunde richten, sie rechnen auf den Verfall

des öffentlichen Credits, auf den Mangel des baaren Geldes. Sie rechnen auf die Erschöpfung der Bürger, die Frauen und Kinder verlassen haben, um zu den Grenzen zu eilen, und die sie verlassen werden, während Millionen Geldes, auf schlaue Weise im Innern ausgestreut, Empörungen erregen werden, in denen das vom Wahnsinn bewaffnete Volk mit eigner Hand seine Rechte, die es zu vertheidigen glaubt, vernichten wird. Dann wird der Kaiser eine furchtbare Armee heranrücken lassen, um euch in Ketten zu schlagen. Das ist der Krieg, der gegen euch geführt wird, das ist der, den man gegen euch unternehmen will. (Anhaltende Beifallsbezeigungen).

„Das Volk hat geschworen, die Verfassung aufrecht zu erhalten, weil es einsieht, daß in ihr seine Ehre und seine Freiheit beruht; aber wenn ihr es in einem Zustande banger Unbeweglichkeit verharren laßt, der seine Kräfte durch langes Warten aufreibt und der alle unsre Hülfsquellen erschöpft, wird nicht der Tag, wo diese Erschöpfung eintritt, der letzte Tag der Verfassung sein? Der Zustand, in dem wir zurückgehalten werden, ist ein wahrer Zustand der Nichtigkeit, der uns zur Schande oder zum Tode führen kann. (Lauter Beifall.) Zu den Waffen also, Bürger! Zu den Waffen, freie Männer! Vertheidigt eure Freiheit, laßt die Hoffnung, laßt die Gewißheit erstehen, daß das ganze Menschengeschlecht die Freiheit sehen werde, oder ihr verdient nicht einmal Mitleiden in eurem Unglücke. (Neue Beifallsbezeigungen.)

„Wir haben keine andern Verbündeten, als die ewige Gerechtigkeit, deren Rechte wir vertheidigen. Ist es uns jedoch untersagt, andere zu suchen und die Mächte, welche mit uns durch einen Bruch des europäischen Gleichgewichts bedroht würden, darauf aufmerksam zu machen? Nein, darüber kann kein Zweifel obwalten; erklärt dem Kaiser, daß von diesem Augenblicke an alle Verträge aufgehoben sind! (Anhaltendes Bravorufen.) Der Kaiser hat sie selbst gebrochen. Wenn er zögert, euch anzugreifen, so ist der Grund davon, daß er noch nicht bereit ist! Aber er ist entlarvt. Wünscht euch Glück! Ganz Europa sieht auf euch; zeigt Europa endlich, was Frankreichs Nationalversammlung zu bedeuten hat. Wenn ihr mit der Würde handelt, die

den Vertretern eines großen Volks geziemt, so werdet ihr seinen Beifall, seine Achtung, seinen Beistand erlangen. Wenn ihr euch schwach zeigt, wenn ihr die Gelegenheit nicht benutzt, welche die Vorsehung euch gibt, um aus in jeder Hinsicht hemmenden Verhältnissen herauszukommen, dann fürchtet die Erniedrigung, die euch der Haß Europas, Frankreichs, eures Jahrhunderts und der Nachwelt bereitet (Beifallsbezeigungen).

„Aber geht noch weiter: fordert, daß die Farben eures Landes jenseit des Rheins geachtet werden; fordert die Zerstreuung der Emigranten. Ich könnte verlangen, daß sie ihrem von ihnen beleidigten Vaterlande ausgeliefert werden sollten, um ihre Strafe zu erhalten. Doch nein! Haben sie Durst nach unserm Blute gezeigt, so wollen wir nicht nach dem ihrigen trachten! Ihr Verbrechen besteht darin, daß sie ihr Vaterland haben vernichten wollen; nun, so sei ihre Strafe, daß sie auf der Erde herumirren und herumschweifen, und nirgend ein Vaterland finden mögen. (Beifallsbezeigungen). Wenn der Kaiser damit zögert, auf eure Forderungen eine Erwiederung zu erlassen, so möge jeder Aufschub als Verweigerung angesehen werden; jede Weigerung von seiner Seite, eine Erklärung abzugeben, möge als Kriegserklärung betrachtet werden! Greift an, so lange die Zeit euch günstig ist. Wenn Friedrich im sächsischen Kriege gezaudert hätte, würde der König von Preußen in diesem Augenblicke Marquis von Brandenburg sein. Er hat angegriffen, und Preußen macht jetzt Oestreich das Gleichgewicht in Deutschland streitig, das euren Händen entfallen ist.

„Bis jetzt habt ihr nur halbe Entschlüsse gefaßt und befolgt, und auf eure Maßregeln kann angewandt werden, was Demosthenes unter ähnlichen Umständen zu den Atheniensern sagte: — „Ihr betragt euch in Bezug auf die Macedonier, sagte er zu ihnen, wie die Barbaren, welche in unsern Spielen kämpfen, ihren Gegnern gegenüber. Wenn ihr Arm getroffen wird, greifen sie mit der Hand nach dem Arme, wenn ihr Kopf getroffen wird, mit der Hand nach dem Kopfe; sie denken nicht daran, sich zu schützen, als bis sie schon verwundet sind, und es fällt ihnen niemals ein, im voraus den Streich abzuwehren, der gegen sie gerichtet wird. Philipp rüstet sich und ihr rüstet auch; er stellt die

Rüstungen ein und ihr thut es auch. Greift er einen eurer Verbündeten an, so schickt ihr gleich diesem Verbündeten ein zahlreiches Heer zu Hülfe; greift er eine eurer Städte an, so schickt ihr gleich ein zahlreiches Heer ab, um diese Stadt zu vertheidigen. Legt er noch einmal die Waffen nieder, so thut ihr es ebenfalls aufs neue, ohne an die Mittel zu denken, seinem Ehrgeize zuvorzukommen und euch vor seinen Angriffen sicher zu stellen. So ist euer Feind euer Gebieter und er ist es, der euer Heer befehligt.

„Und ich, ich sage auch zu euch in Bezug auf die Emigranten: erfahrt ihr, daß sie in Coblenz sind, so eilen Bürger massenweise hin, um sie zu bekämpfen. Sind sie an den Ufern des Rheins versammelt, so stellt ihr dort zwei Heeresabtheilungen auf. Räumen ihnen benachbarte Mächte einen Zufluchtsort ein, so nehmt ihr euch vor, sie anzugreifen. Hört ihr dagegen, daß sie nach dem nördlichen Deutschland ziehen, so legt ihr die Waffen nieder. Wird euch von ihrer Seite eine neue Beleidigung zu Theil, so bricht euer Unwille aus. Erklingen dann schöne Versprechungen, so legt ihr wieder die Waffen nieder. So sind die Emigranten und die Kabinete, welche sie unterstützen, eure Führer; sie verfügen über euch, über eure Berathungen, eure Schätze und eure Heere (Beifallsbezeigungen). Entscheidet selbst darüber, ob diese demüthige Rolle eines großen Volkes würdig ist.

„Ich will mit einem Gedanken schließen, der in diesem Augenblicke in mir aufkommt. Es ist mir, als ob die Manen vergangener Geschlechter in diesen Tempel drängen, um euch im Namen aller Leiden, welche die Sklaverei sie hat erdulden lassen, zu beschwören, die kommenden Geschlechter, deren Geschick in eurer Hand ruht, davor zu bewahren. Erhört diese Bitte! Werdet zu einer Vorsehung für künftige Zeiten! Tretet in einen Bund mit der ewigen Gerechtigkeit, welche die Völker beschützt! Indem ihr euch den Namen der Wohlthäter eures Vaterlandes verdient, werdet ihr euch auch den der Wohlthäter des Menschengeschlechtes verdienen!"

Ein anhaltender Beifallssturm ließ den von dieser Rede hervorgebrachten erschütternden Eindruck noch lange Zeit im Saale fortdauern. Dies kam daher, weil Vergniaud nach dem Vorbilde der alten Redner seine Beredsamkeit, statt sie

durch politische Berechnungen und Anwendungen zu erkälten, mit der Glut eines leidenschaftlichen Gemüthes versah. Das Volk versteht nur, was es durch das Gefühl begreift. Seine einzigen Redner sind die, welche bewirken, daß es ergriffen wird. Dieses Ergriffensein bildet die Ueberzeugung der Massen. Vergniaud war dessen fähig und theilte es der Menge mit. Das Bewußtsein, für das Glück des menschlichen Geschlechts zu wirken, die Aussicht auf den Dank künftiger Zeiten theilten Frankreich einen edeln Stolz mit und heiligten gewissermaßen die Freiheit. Es gehört unter die Merkmale dieses Redners, daß er fast immer die Revolution zu einem Apostolat erhob, daß seine Vaterlandsliebe sich erweiterte, um die ganze Menschheit zu umfassen, und daß er nur durch seine Tugenden das Volk leidenschaftlich anregte und mit sich fortriß. Solche Worte brachten im ganzen Reiche Gegenwirkungen hervor, denen der König und seine Minister nicht zu widerstehen vermochten.

XIV.

Uebrigens standen Vergniaud und seine Freunde, wie schon erwähnt, in geheimer Verbindung mit den Ministern. Narbonne und die Girondisten trafen und beriethen sich bei Frau von Staël, deren Haus von kriegerischen Anträgen ertönte und das Lager der Revolution hieß. Der Abbé Fauchet, der Ankläger Lessart's, stärkte hier seinen Eifer, mit dem er den Fall dieses Ministers herbeizuführen suchte. Lessart, der so viel er vermochte, die Drohungen des Wiener Hofes und die Erbitterung der Versammlung zu mildern suchte, bemühte sich, bessern Rathschlägen Eingang zu verschaffen. Er war Ludwig XVI. aufrichtig ergeben, und ruhiges und vernünftiges Nachdenken ließ ihn bei dem Blicke in die Zukunft einsehen, daß der Krieg nicht eine Wiederherstellung, sondern eine heftige Erschütterung des Thrones herbeiführen würde. Bei dem Zusammenstoße Europas und Frankreichs mußte es kommen, daß der König zuerst unterging. Als redlichem Mann diente Herrn v. Lessart die Anhänglichkeit an seinen Gebieter als leitender Stern. Er stand allen drei Parteien, die den Krieg wollten, im Wege und mußte daher unter jeder Bedingung aus der Nähe des

Königs entfernt werden. Er konnte sich schützen, entweder indem er sich zurückzog, oder indem er der Versammlung nachgab. Er wollte es nicht. Er kannte die schreckliche Verantwortlichkeit, welche auf ihm lastete; er wußte, daß diese Verantwortlichkeit den Tod in sich schloß, und er trotzte Allem, um dem Könige einige Tage mehr zu Unterhandlungen zu verschaffen. Diese Tage waren gezählt.

Zwölftes Buch.

I.

Leopold, ein friedliebender philosophischer Fürst, welcher Anhänger der Revolution gewesen sein würde, wenn er nicht einen Thron eingenommen hätte, hatte nichts unversucht gelassen, um den Zusammenstoß der beiden Prinzipien zu verzögern. Um Preußen, Deutschland und Rußland zu beschwichtigen, verlangte er nur, daß ihm von Frankreich annehmbare Zugeständnisse gemacht werden sollten. Der Fürst Kaunitz, sein Minister, schrieb beständig an Herrn von Lessart in demselben Sinne; die vertraulichen Mittheilungen, welche der König vom Marquis v. Noailles, seinem Gesandten zu Wien, erhielt, waren im nämlichen Geiste friedlicher Ausgleichung abgefaßt. Leopold wollte nur, die monarchischen Mächte sollten durch Wiederherstellung der Ordnung in Frankreich und durch kräftige Handhabung der Verfassung von Seiten der ausübenden Gewalt sicher gestellt werden. Aber die letzten Sitzungen der Versammlung, die Rüstungen Narbonne's, Brissot's Anklagen, Vergniaud's heftige Rede und der Beifall, den sie gefunden, fingen an seine Geduld zu ermüden und ließen den lange zurückgehaltenen Gedanken an den Krieg endlich in ihm aufkommen. „Die Franzosen wollen den Krieg, — sagte er eines Tages zu seiner Umgebung — sie wollen ihn haben; sie sollen sehen,

daß der friedliche Leopold auch Soldat sein kann, wenn das Interesse seiner Völker es von ihm verlangt."

Die Kabinetsberathungen wurden zu Wien unter den Augen des Kaisers immer häufiger. Rußland hatte mit dem türkischen Reiche Frieden geschlossen und wurde durch nichts gehindert, sich gegen Frankreich zu wenden. Preußen gab Leopold's Rathschlägen nach. Schweden fachte den Zorn der Fürsten immer mehr an. England beobachtete, aber stand nirgends im Wege; Kampf auf dem festen Lande mußte seine Wichtigkeit erhöhen. Die Rüstungen wurden beschlossen und am 7. Februar 1792 wurde der zwischen Oestreich und Preußen zu gegenseitigem Schutz und gemeinsamem Handeln beschlossene Vertrag unterzeichnet. „Jetzt, schrieb Leopold an Friedrich Wilhelm, ist es Frankreich, das droht, das sich rüstet, das herausfordert. Europa muß rüsten."

Die Kriegspartei bekam in Deutschland die Oberhand. „Sie sind sehr glücklich daran, — sagte der Kurfürst von Mainz zum Marquis von Bouillé — daß die Franzosen zuerst angreifen. Sonst würden wir nie Krieg bekommen haben." Der Krieg war im Rathe bereits beschlossen, und Leopold hatte noch Hoffnung. In einer officiellen Note, welche der Fürst Kaunitz dem Marquis von Noailles zur Mittheilung an den König übergab, bot der Fürst noch einmal die Hand zu friedlicher Ausgleichung. Hr. v. Lessart antwortete in einem nicht officiellen Schreiben auf diese letzten Eröffnungen; er war aufrichtig genug, dieses Schreiben, welches seine Erwiederung enthielt, dem aus Girondisten zusammengesetzten diplomatischen Comité der Versammlung mitzutheilen. Der Minister beschönigte die Vorwürfe, welche der Kaiser an die Versammlung gerichtet hatte. Er schien Frankreich eher entschuldigen, als rechtfertigen zu wollen. Er räumte ein, daß einige unruhige Bewegungen im Lande stattfänden, daß einige Ungebundenheit in den Clubs und in der Presse herrsche, die zuweilen einen hohen Grad erreiche. Er gab als Ursache davon die durch die Emigrantenversammlungen hervorgerufene Aufregung an, sowie die Unerfahrenheit eines Volkes, welches seine Verfassung anwenden will und sich dabei verwundet.

„Gleichgültigkeit und Verachtung sind die Waffen, mit

denen dieses Uebel bekämpft werden muß. Sollte Europa sich so weit erniedrigen, daß es die französische Nation dafür verantwortlich machen könnte, in ihrem Schooße einige Schreier und einige hämische Zeitungsschreiber zu bergen, sollte es ihnen die Ehre anthun, ihnen mit Kanonenschüssen zu antworten?"

In einer vom Fürsten Kaunitz an alle fremden Höfe gerichteten Depesche stand folgende Stelle: „Die letzten Ereignisse lassen einige Hoffnungen aufkommen; es scheint, als ob die Mehrzahl der französischen Nation selbst, über alles Schlimme, zu dem sie Anlaß gab, betroffen, sich wieder gemäßigten Ansichten zuwendet und darauf ausgeht, dem Throne die Würde und das Ansehen, welche das Wesen der monarchischen Regierung ausmachen, wiederzugeben." Die Versammlung schwieg und dieses Schweigen drückte aus, daß sie Verdacht geschöpft hatte. Dieser Verdacht fand seine Entstehung beim Vorlesen der diplomatischen Noten und Gegen-Noten, die zwischen dem Kabinete der Tuilerien und dem Wiener Kabinete gewechselt wurden. Aber kaum hatte Lessart die Rednerbühne verlassen und kaum war die Sitzung aufgehoben, so ertönten Worte des Mistrauens immer deutlicher und lauter, und eine allgemeine Erbitterung bemächtigte sich der Gemüther.

II.

Die Jacobiner brachen in Drohungen gegen die treulosen Minister und den Hof aus, die zu einem verrätherischen Comité, der östreichischer Comité genannt wurde, vereinigt, und in den Tuilerien verborgen gegenrevolutionaire Pläne schmiedeten, von den Stufen des Thrones selbst aus den Feinden der Nation Zeichen gaben, heimlich mit dem Wiener Hofe in Verbindung standen, und ihm die Sprache vorschrieben, welche er führen sollte, um Frankreich einzuschüchtern. Die seitdem herausgegebenen Denkwürdigkeiten des preußischen Ministers Hardenberg lassen ersehen, daß diese Beschuldigungen nicht blos in der Einbildung der Demagogen ihren Grund hatten, und daß die beiden Höfe wenigstens in dem, was den Frieden bezweckte, ihre Sprache in Einklang zu bringen suchten. Es ward beschlossen, Hrn.

von Lessart in den Anklagestand zu versetzen. Brissot, der Leiter des diplomatischen Comité's und der Mann des Krieges, nahm es über sich, die ihm zugeschriebenen Verbrechen zu beweisen.

Die constitutionelle Partei überließ Lessart ohne Schutz dem Hasse der Jacobiner. Diese Partei hatte keinen Verdacht geschöpft, aber sie wollte Rache gegen Lessart üben. Der König hatte Narbonne, Lessart's Nebenbuhler im Ministerrathe, plötzlich verabschiedet. Narbonne, der sich bedroht fühlte, hatte sich auf auffällige Weise von La Fayette einen Brief schreiben lassen. In diesem Briefe beschwor La Fayette Narbonne im Namen des Heeres, so lange als es die dem Vaterlande drohenden Gefahren nothwendig machen würden, in seiner Stellung zu bleiben. Dieser Schritt, um den Narbonne wußte, erschien dem König als ein übermüthiger Angriff auf seine persönliche Freiheit und auf die Verfassung. Narbonne's Popularität sank in dem Grade, als die der Girondisten kühner hervortrat. Die Versammlung fing an, statt mit Beifallsbezeigungen, ihn mit Gemurmel zu empfangen, wenn er die Rednerbühne betrat; einige Tage vorher hatte er auf schmähliche Weise heruntersteigen müssen, weil er die plebejische Empfindlichkeit verletzt hatte, indem er sich auf die ausgezeichnetsten Mitglieder der Versammlung berufen hatte. Die Aristokratie seines Ranges wurde trotz seiner Uniform sichtbar. Das Volk wollte Männer zu Ministern, die einfach und anspruchslos waren, wie es selbst. Der König, der sich beleidigt fühlte, und die Girondisten, die Mistrauen hegten, brachten Narbonne zum Falle. Der König setzte ihn ab; er ging fort, um in dem Heere zu dienen, das er organisirt hatte.

Seine Freunde verbargen ihren Unmuth nicht. Frau v. Staël verlor in ihm ihr Ideal und ihren Ehrgeiz, aber sie verlor nicht die Hoffnung, für Narbonne das Vertrauen des Königs wiederzuerlangen und ihn eine große politische Rolle einnehmen zu sehen. Sie hatte einen Mirabeau aus ihm machen wollen, jetzt träumte sie davon, ihn als einen Monk zu sehen. Von diesem Tage an wurde der Gedanke in ihr rege, den König den Girondisten und Jacobinern zu entreißen, ihn von Narbonne und den Con-

stitutionellen zu der Armee fortbringen zu lassen, um ihn durch Waffengewalt wieder zurückzuführen, die äußersten Parteien zu vernichten und ihr Ideal einer Regierung, eine aristokratische Freiheit zu verwirklichen. Sie war eine mit Genie begabte Frau; ihr Genie trug die Vorurtheile ihrer Geburt an sich. Als eine Plebejerin des Hofes wollte sie zwischen dem Throne und dem Volke Patrizier erblicken. Der erste Streich gegen Hrn. v. Lessart wurde von der Hand eines Mannes geführt, der das Haus der Frau v. Staël häufig besuchte.

III.

Aber ein noch unerwarteterer und schrecklicherer Schlag traf Lessart an dem nämlichen Tage, an welchem er sich so seinen Feinden überlieferte. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Kaisers Leopold gelangte nach Paris. Mit dem Leben dieses Fürsten erlosch die letzte Hoffnung, den Frieden aufrecht zu erhalten; mit ihm wurde seine Weisheit begraben. Wer wußte, welche Politik sich über seinem Grabe geltend machen würde? Die Aufregung der Gemüther verbreitete allgemeines Schrecken. Dieser Schreck ging in Haß gegen den unglücklichen Minister Ludwig's XVI. über. Man sagte, er habe weder die friedlichen Gesinnungen Leopold's bei Lebzeiten desselben zu benutzen, noch den feindseligen Absichten Derer, die ihm in der Leitung der Angelegenheiten Deutschlands folgten, zuvorzukommen gewußt. Alles wurde zur Anklage gegen ihn, selbst das Verhängniß und der Tod.

Als der Kaiser starb, war das Reich bereit, die Feindseligkeiten anfangen zu können. Von Basel bis zur Schelde standen zweimalhunderttausend Mann aufgestellt. Der Herzog von Braunschweig, der der Held der Coalition werden sollte, war in Berlin, wo er dem Könige von Preußen seine letzten Rathschläge ertheilte und die letzten Befehle erhielt. Der General Bischoffswerder, der Vertraute des Königs von Preußen langte in Wien an, um mit dem Kaiser den Ort und die Zeit für Anfang der Feindseligkeiten zu bestimmen. Bei seiner Ankunft setzte ihn der Fürst Kaunitz ganz bestürzt von der plötzlichen Krankheit des Kai-

sers in Kenntniß. Am 27. war Leopold bei vollkommener Gesundheit und empfing den türkischen Gesandten in einer Audienz; am 28. lag er im Todeskampfe. Seine Eingeweide schwollen an und krampfartiges Erbrechen versetzte ihn in einen schrecklichen Zustand. Die Aerzte zögern, sich nach solchen Anzeichen über Etwas zu entscheiden und gerathen in Verwirrung; sie verordnen Aderlässe; diese scheinen Linderung herbeizuführen, reiben aber die Lebenskraft des durch Ausschweifungen geschwächten Fürsten auf. Er schläft einen Augenblick ein; die Aerzte und die Minister entfernen sich; er wacht mit neuen Krämpfen auf und haucht im Beisein eines einzigen Kammerdieners, Namens Brunetti, in den Armen der Kaiserin, die herbeigeeilt war, seinen Geist aus.

Die Nachricht vom Tode des Kaisers, die um so schreckenerregender war, je unerwarteter sie kam, verbreitete sich in einem Augenblicke in der ganzen Stadt; sie überraschte das Reich in der Zeit einer Krise. Aengstliche Befürchtungen über Deutschlands Schicksal wurden neben dem Mitleiden mit dem Loose der Kaiserin und ihrer Kinder laut; im Palaste herrschte Verwirrung und Verzweiflung; die Minister fühlten, daß die Gewalt mit einem Male ihren Händen entglitt; die Großen des Hofs warteten nicht darauf, bis ihre Wagen angespannt sind, und eilten voll Staunen und Schmerz zu Fuß in den Palast; Klagen ertönten auf den Gängen und auf den Treppen, die zu den Gemächern der Kaiserin führten. In diesem Augenblick erschien die Kaiserin, die nicht die Zeit gehabt hatte, Trauerkleider anzulegen, in Thränen schwimmend, mit allen ihren Kindern an der Hand und führte sie vor den neuen Kaiser, den ältesten Sohn Leopolds; sie kniete vor ihm nieder und flehte ihn um Schutz für diese Waisen an. Franz I. weinte mit seiner Mutter und seinen Brüdern, von denen der eine erst vier Jahre alt war, hob die Kaiserin auf, umarmte die Kinder und versprach für sie ein zweiter Vater zu sein.

IV.

Dieser Todesfall war indeß für die Aerzte unerklärlich; die Politiker vermutheten etwas Geheimnißvolles

dabei und das Volk sprach von Gift; diese Gerüchte von Vergiftung sind im Laufe der Zeit weder bestätigt, noch widerlegt worden. Die Ansicht, welche die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat, ist die, daß der Kaiser, der äußerst vergnügungssüchtig war, um seiner Natur nachzuhelfen, einen unmäßigen Gebrauch von Mitteln gemacht hatte, die er selbst zubereitete und die seine Leidenschaft für die Frauen ihm nöthig machte, als seine physischen Kräfte nicht mehr der unersättlichen Glut seiner Einbildungskraft entsprachen. Lagusius, sein Arzt, der bei der Untersuchung des Leichnams zugegen gewesen, versicherte, daß er Gift bekommen habe. Wer sollte es ihm aber gegeben haben? Die Jacobiner und die Emigranten gaben sich gegenseitig Schuld, dieses Verbrechen begangen zu haben. Die Einen sollten es gethan haben, um sich von dem bewaffneten Oberhaupte des Reiches zu befreien und so in den verbündeten Staaten Deutschlands, welche durch den Kaiser zusammengehalten wurden, die Anarchie ausbrechen zu lassen; die Andern hätten in Leopold den philosophischen Fürsten, der mit Frankreich unterhandelte und den Krieg verzögerte, treffen wollen. Es wurde von einer Frau gesprochen, die dem Kaiser beim letzten Hofmaskenball aufgefallen wäre. Diese Unbekannte hätte ihm vergiftete Bonbons angeboten und es wäre nicht möglich gewesen, sie wieder zu finden. Andere beschuldigten die schöne Florentinerin, Donna Livia, seine Favoritin, die dem Fanatismus der Priester als Werkzeug gedient haben sollte. Alle diese Angaben sind nur Hirngespinnste, die im Augenblicke des Schreckens und des Schmerzes ihre Entstehung fanden. Die Völker wollen in Ereignissen, die einen so unermeßlichen Einfluß auf ihr Schicksal haben, nichts Natürliches sehen. Aber die im Verein begangnen Verbrechen sind selten; die Meinungen wünschen Verbrechen, begehen sie aber nicht. Niemand will für Alle den Fluch einer verbrecherischen That auf sich laden, die nur seiner Partei allein Nutzen bringt. Das Verbrechen haftet an der Person, wie der Ehrgeiz oder die Rachsucht; in Leopold's Nähe gab es weder Ehrgeiz noch Rachsucht, nur hier und da wurde Fraueneifersucht bemerkbar. Seine Verbindungen mit Frauen waren zu zahlreich und zu leicht geknüpft, um in der Seele seiner Favoritinnen eine von den Leidenschaften aufkommen

zu lassen, die sich mit Gift oder Dolch bewaffnen. Er liebte zu gleicher Zeit Donna Livia, die er aus Toskana mitgebracht hatte und die in Europa unter dem Namen der schönen Italiänerin bekannt war; eine junge Polin; die reizende Gräfin Walkenstein und noch einige andere weniger angesehene. Die Gräfin Walkenstein war seit einiger Zeit seine erklärte Favoritin; er hatte ihr eine Million in Wiener Bankobligationen geschenkt; er hatte sie selbst der Kaiserin vorgestellt, die ihm seine Schwäche verzieh, wenn er nur nicht in politischen Dingen ihr sein Vertrauen entzog, das er ihr bis dahin bewahrt hatte. Seine Leidenschaft für die Frauen steigerte sich fast bis zum Wahnsinn; man müßte bis auf die schmachvollsten Zeiten des römischen Kaiserthums zurückgehen, um an dem Hofe der Kaiser ein Gegenstück zu der Zügellosigkeit zu finden, die er in dieser Hinsicht bewies. Sein Zimmer glich einem verrufenen Orte; es war ein Tempel der Unzucht. Nach seinem Tode wurden darin eine Menge kostbarer Stoffe, Ringe, Fächer, Schmucksachen und selbst gegen hundert Pfund feine Schminke, die dazu bestimmt waren, die Toilette der Frauen, die er hineingeführt, wieder in Ordnung zu bringen, gefunden. Die Spuren seiner Ausschweifungen brachten die Kaiserin zum Erröthen, als sie dieselben im Beisein des neuen Kaisers musterte. „Mein Sohn, sagte sie zu ihm, du hast vor dir den traurigen Beweis der Ausschweifungen deines Vaters, die mir vielen Kummer gemacht haben; erinnere dich nur daran, daß ich ihm verziehen habe und daß er Tugenden besaß. Suche seine großen Eigenschaften zu erlangen, aber hüte dich, in seine Laster zu verfallen, damit du nicht auch Diejenigen zum Erröthen bringst, welche deinen Lebenswandel untersuchen."

Leopold stand als Fürst höher, denn als Mensch. Er hatte in Toskana philosophische Regierungsweise anzuwenden gesucht; in diesem glücklichen Lande wird sein Andenken noch gesegnet. Dem Wesen seines Geistes nach war er einem größern Reiche nicht gewachsen. Der Kampf, den ihm die französische Revolution anbot, nöthigte ihn, sich an die Spitze Deutschlands zu stellen; er that es ohne Kraft und Entschlossenheit. Dem verzehrenden Feuer der neuen Ideen setzte er das Zaudern und die halben Maßregeln der Diplomatie entgegen; er war ein Fabius unter den Königen. Der

Revolution Zeit geben, war so viel, als ihr den Sieg zusichern. Sie konnte nur durch Ueberraschung besiegt und nur bei ihrem ersten Aufglimmen erstickt werden. Der Geist der Völker war ihr Vermittler und ihr Mitschuldiger; ihr Heer war ihre zunehmende Popularität. Ihre Ideen ließen Fürsten, Völker, Kabinete zu ihr übergehen; Leopold hätte ihr gestattet, was ihr zukam, aber was Revolutionen zukommt, ist Eroberung alles dessen, was sich ihren Prinzipien widersetzt. Leopold's Prinzipien konnten mit der Revolution sich vertragen. Seine Macht, als Leiterin Deutschlands, konnte sich nicht mit der erobernden Macht Frankreichs vertragen. Seine Rolle war doppelt und er befand sich in einer falschen Stellung. Er starb zur rechten Zeit für seinen Ruhm; er erhielt Deutschland in Unthätigkeit und drückte den Aufschwung Frankreichs nieder. Indem er zwischen beiden verschwand, ließ er die beiden Prinzipien auf einander stoßen und das Geschick sich erfüllen.

V.

Die öffentliche Meinung, die schon durch Leopold's Tod in Aufregung gebracht worden, erhielt noch einen andern Gegenstoß durch die Nachricht von dem tragischen Ende des Königs von Schweden, der in der Nacht vom 16. zum 17. März 1792 auf einem Maskenballe ermordet wurde. Der Tod schien unaufhaltsam alle Feinde Frankreichs zu erreichen. Die Jacobiner sahen, wie er in allen diesen bedeutsamen Ereignissen für sie thätig war; sie rühmten sich dessen durch den Mund ihrer ausgelassensten Demagogen, aber sie sprachen mehr von Verbrechen, als daß sie sie selbst begingen: bei allen diesen Mordthaten waren nur ihre Wünsche thätig.

Gustav, dieser Held der Gegenrevolution, dieser Ritter der Aristokratie, kam nur unter den Streichen des Adels um. Im Begriff, einen Zug gegen Frankreich zu unternehmen, hatte er seinen Reichstag versammelt, um die Ruhe des Reichs während seiner Abwesenheit sicher zu stellen. Mit kräftiger Hand hatte er die Unzufriedenen niedergedrückt; indeß wurde ihm, wie Cäsar, verkündigt, daß die Idus des März für ihn eine verhängnißvolle Zeit sein würden. Tau-

send Anzeichen ließen darauf schließen, daß etwas gegen ihn im Werke wäre; das Gerücht seiner baldigen Ermordung war in ganz Deutschland verbreitet, ehe noch der Streich geschehen. Gerüchte dieser Art sind wie ein Vorgefühl der Verbrechen, die ersonnen werden; wer sich mit solchen Anschlägen herumträgt, der verräth stets, wenn auch auf eine vielleicht kaum bemerkbare Weise, was in seiner Seele vorgeht; solche schwache Anzeichen lassen das Ereigniß ahnen, ehe es noch stattgefunden hat.

Der König von Schweden, den seine zahlreichen Freunde inständig baten, auf seiner Hut zu sein, antwortete wie Cäsar, daß der Streich, der einmal geschehen, weniger schmerzlich sei als die beständige Furcht, ihn noch fallen zu sehn, und daß er nicht einmal mehr ein Glas Wasser trinken könnte, wenn er auf alle diese Warnungen hören wollte; er trotzte dem Tode und gab sich seinem Volke hin.

Die Verschwornen hatten mehre erfolglose Versuche, ihren Plan zur Ausführung zu bringen, während des Reichstages gemacht: der Zufall hatte den König gerettet. Seit er wieder nach Stockholm zurückgekehrt, war er oft den Tag über in seinem eine Stunde von der Hauptstadt entfernten Schlosse zu Haga gewesen. Drei der Verschwornen hatten sich um fünf Uhr an einem düstern Winterabende, mit Büchsen bewaffnet, in die Nähe des Schlosses verfügt; sie hatten ausgespäht, wo der König war, und hatten sich bereit gemacht, auf ihn Feuer zu geben. Seine Wohnung befand sich zu ebner Erde, und angezündete Kerzen ließen sie das Opfer erkennen, das unter ihren Schüssen fallen sollte. Gustav, der von der Jagd zurückkam, entkleidete sich, setzte sich in sein Bibliothekzimmer und schlief, kaum einige Schritte von seinen Mördern entfernt, auf seinem Lehnsessel ein. Mag es sein, daß sie Jemand erschreckte, der in ihre Nähe kam, oder daß sie gerührt wurden, indem sie den König sahen, der ruhig schlief, während ihm der Tod drohte, sie gaben diesmal ihren Anschlag auf. Sie gestanden diesen Vorfall erst in ihrem Verhöre nach der wirklichen Ausführung ihres Planes und der König selbst bestätigte, daß sich alle Umstände so verhalten hätten, wie sie angaben. Sie verloren den Muth und waren nahe daran, ihren Anschlag ganz aufzugeben, weil es ihnen schien, als ob die Vorsehung

ihnen entgegenwirke, und weil sie es überdrüßig waren, so lange Zeit über einem solchen Entschlusse zu brüten; da bot ihnen das Schicksal eine Gelegenheit dar, die sie stärker als je in Versuchung führte und sie dazu bestimmte, den König zu ermorden.

VI.

In dem Opernhause wurde ein Maskenball gegeben, bei dem der König zugegen sein sollte; sie beschlossen, die bei einem solchen Feste unvermeidliche Verwirrung und den günstigen Umstand, daß sie dabei verkleidet erscheinen konnten, zu benutzen, um den König zu ermorden, ohne die Hand sehen zu lassen, von der er getroffen wurde. Kurze Zeit vor dem Balle aß der König mit Einigen seiner Günstlinge zu Abend. Es wurde ihm ein Brief überbracht; er öffnete ihn und las ihn, indem er dabei scherzte, hierauf warf er ihn auf den Tisch. Der Verfasser dieses Briefes ohne Unterschrift sagte ihm, daß er weder Freund seiner Person, noch Anhänger seiner Politik sei, aber daß er als redlicher Feind es für seine Pflicht halte, ihn zu benachrichtigen, wie er mit dem Tode bedroht werde. Er rieth ihm, nicht auf den Ball zu gehn, oder wenn er doch glaube hingehen zu müssen, so ermahnte er ihn, sich vor der Menge Leute, die sich um ihn her drängen würden, in Acht zu nehmen, weil dieses um seine Person herum entstehende Gedränge das Zeichen sein würde, daß der Streich gegen ihn geführt werden solle. Um dieser Warnung bei dem Könige noch mehr Gewicht zu verschaffen, erinnerte er ihn an den Abend, an welchem er in Haga in einem Lehnstuhl geschlafen und ohne Zeugen zu sein geglaubt hatte, und beschrieb ihm zugleich seinen Anzug, seine Geberden, seine Haltung und die geringfügigsten Nebenumstände. Solche Zeichen mußten auf den Fürsten Eindruck und ihn besorgt machen; seine Unerschrockenheit trotzte nicht der Warnung, sondern dem Tode; er stand auf und begab sich auf den Ball.

VII.

Kaum hatte er einen Gang durch den Saal gemacht, so wurde er, wie ihm vorausgesagt worden war, von einem

Haufen Masken umgeben, und wie durch eine unwillkürliche Bewegung von seinem aus Offizieren bestehenden Gefolge getrennt. In diesem Augenblicke wurde hinter ihm eine mit Eisenstücken geladene Pistole auf ihn abgefeuert, ohne daß der Thäter bemerkt wurde. Der Schuß traf ihn in die linke Seite über der Hüfte; Gustav sank in die Arme seines Günstlings, des Grafen Armfeld. Der Knall des Schusses, der Pulverrauch, der Ruf: Feuer, Feuer! der überall ertönte, die Verwirrung, die erfolgte, sobald der König gefallen, die natürliche oder erkünstelte Eilfertigkeit der den König umgebenden Personen, welche sich auf ihn losstürzten, um ihn in die Höhe zu heben, begünstigte das Entkommen der Mörder; die Pistole war auf die Erde gefallen. Gustav verlor nicht einen Augenblick die Geistesgegenwart; er befahl die Thüren zu schließen, und daß Jedermann die Maske abnehmen solle. Von Gardesoldaten wurde er in seine neben dem Opernhause befindliche Wohnung gebracht und empfing dort die erste ärztliche Hülfe; er ließ einige fremde Gesandte vor sich und sprach zu ihnen mit heiterm Muthe und mit Festigkeit. Selbst der Schmerz trieb ihn nicht zu Rachgefühlen; edelmüthig bis an den Tod, fragte er unruhig, ob der Mörder verhaftet worden wäre. Man antwortete ihm, daß er noch unbekannt wäre. „Ach wollte Gott, sagte er, daß man ihn nicht entdeckte!"

Während der König die ersten Hülfsleistungen empfing und in seinen Palast gebracht wurde, mußten alle Anwesende vor den an den Thüren des Saales aufgestellten Wachen die Masken abnehmen, worauf sie befragt, ihre Namen aufgezeichnet und ihre Kleider durchsucht wurden. Nichts Verdächtiges wurde entdeckt. Vier der hauptsächlichsten Verschwornen, die dem höchsten Adel Stockholms angehörten, war es gelungen, in der Verwirrung, die, sobald der Schuß gefallen war, hatte entstehen müssen, aus dem Saale zu kommen. Von neun Personen, die um den Anschlag wußten, waren schon acht fortgegangen, ohne den geringsten Verdacht erregt zu haben; im Saale blieb nur noch Einer, der langsam und ruhig auf die Wachen losschritt, als ob er dadurch zeigen wolle, daß er sich unschuldig fühle.

Er verließ zuletzt den Saal; vor dem Polizeibeamten

nahm er seine Maske ab und sagte zu ihm, indem er ihn fest ansah: „Was mich betrifft, mein Herr, so werden Sie mich gewiß nicht für verdächtig halten.“ Der Mann, der so sprach, war der Mörder.

Er wurde hinausgelassen, das Verbrechen hatte kein anderes Anzeichen, als das Verbrechen selbst, eine Pistole und ein als Dolch geschliffenes Messer, die unter Masken und Blumen auf dem Boden des Saales gefunden wurden. Die Waffe allein verrieth die Hand, welche sie geführt. Ein Waffenhändler von Stockholm erkannte die Pistole und erklärte, sie kurze Zeit vorher an einen schwedischen Edelmann, den ehemaligen Gardeoffizier Ankarström verkauft zu haben. Ankarström wurde zu Hause angetroffen, und dachte weder daran, zu leugnen, noch zu entfliehen. Er erkannte die Waffe an und gestand das Verbrechen. Er gab an, daß ein gegen ihn gefälltes, nach seiner Meinung ungerechtes, Urtel, in Folge dessen ihn indeß der König begnadigt hatte, Ueberdruß des Lebens, dessen letzte Tage er noch berühmt machen und zum Nutzen seines Vaterlandes anwenden wollte, die Hoffnung, im Falle eines glücklichen Erfolges eine der That würdige Nationalbelohnung zu empfangen, ihn dazu verleitet hätten. Er beanspruchte für sich allein allen Ruhm und alle Schande, die daran sich knüpften. Er leugnete, daß eine Verschwörung bestehe und daß er Mitschuldige habe. Er gab sich für einen Fanatiker aus, um darunter zu verbergen, daß er in Folge einer Verschwörung die That begangen.

Die Gewalt der Wahrheit und seiner Gewissensbisse machten es ihm nach einigen Tagen unmöglich, diese Rolle noch weiter fortzuspielen. Er entdeckte die ganze Verschwörung, er nannte die Schuldigen, er gestand, daß er den Mord für Bezahlung verübt. Gustav's Blut war mit Thalern aufgewogen worden. Der Plan seiner Ermordung, der seit einem halben Jahre gefaßt worden, war bereits durch Zufall oder durch das Schicksal vereitelt worden während des Reichstages zu Gefle, in Stockholm und in Haga. Nach des Königs Tode sollten alle seine Günstlinge, alle die Werkzeuge seiner Regierung der Rache des Senats und für die Wiedereinsetzung des Adels in seine alten Rechte als Opfer fallen. Ihre Köpfe sollten, wie bei ähnlichen

Vorfällen in Paris, wo das Volk Gericht gehalten, auf Piken in den Straßen der Hauptstadt herumgetragen werden. Der Herzog von Südermanland, Bruder des Königs, sollte ebenfalls fallen und der junge König in den Händen der Verschwornen ein lenksames Werkzeug werden, um die alte Verfassung wieder einzuführen und um ihre Uebelthat zu beschönigen. Die hauptsächlichsten Verschwornen gehörten den ersten Familien Schwedens an. Die Scham, ihre Macht verloren zu haben, hatte ihren Ehrgeiz so tief sinken lassen, zu einem Verbrechen ihre Zuflucht zu nehmen. Es waren der Graf Ribbing, Graf Horn, Baron Erenswärd und der Oberst Lilienhorn. Lilienhorn, Commandant der Garden, den die Gunst des Königs aus drückenden Umständen und aus untergeordneter Stellung hervorgezogen hatte, um ihm den ersten Grad in der Armee zu verleihen und als Vertrauten in seinem Palaste Eingang zu verschaffen, bekannte seine Undankbarkeit und sein Verbrechen; er gestand, daß er sich aus Ehrgeiz hatte hinreißen lassen, um während der Unruhen an die Spitze der Stockholmer Nationalgarde zu treten. La Fayette's Rolle zu Paris war ihm als das Ideal des Bürgers und des Soldaten erschienen. Er hatte nicht der Verleitung, es ihm gleich zu thun, widerstehen können. Halb in die Verschwörung verwickelt, hatte er, während er für sie wirkte, versucht, sie unmöglich zu machen. Er war es gewesen, der den Brief ohne Unterschrift an den König geschrieben hatte, in welchem der Fürst an den zu Haga unausgeführt gebliebenen Anschlag erinnert und zugleich vor dem Mordversuche gewarnt wurde, der während des Festes gegen ihn unternommen werden sollte: mit der einen Hand trieb er den Mörder vorwärts; mit der andern hielt er das Opfer zurück. Es war, als ob er sich selbst eine Entschuldigung vorbehalten wollte, wenn der Streich geschehen wäre.

An dem verhängnißvollen Tage hatte er den Abend in dem Gemache des Königs zugebracht; er hatte ihn den Brief lesen sehen und war ihm auf den Ball nachgefolgt, Wie bei einem Verbrechen zuweilen räthselhafte Sachen vorgehen, gab es hier einen mitleidigen Mörder, in dessen Seele sich das Verlangen nach dem Blute seines Wohlthä-

ters mit dem Abscheu, dasselbe zu vergießen, in Widerstreit befand.

VIII.

Es dauerte ziemlich lange, ehe Gustav starb; ohne daß ihn sein Gleichmuth oder seine Ergebung verließ, sah er den Tod bald näher treten, bald sich von ihm entfernen; er empfing den Hof, unterhielt sich mit seinen Freunden, versöhnte sich selbst mit den Gegnern seiner Regierung, die ihren Widerstand nicht verbargen, die aber ihre Abneigung gegen ihn als Aristokraten nicht bis zu Mordanschlägen steigerten. „Ich bin getröstet — sagte er zum Grafen Brahe, einem der ersten Adeligen des Reichs und einem der Häupter der Unzufriednen — denn der Tod führt mir in Ihnen einen alten Freund wieder zu."

Bis an sein Ende wachte er über das Wohl seines Reiches. Er ernannte den Herzog von Südermanland zum Regenten, setzte einen Regentschaftsrath ein, machte Armfeld, seinen Freund, zum Militairgouverneur von Stockholm, und umgab den jungen, dreizehnjährigen König mit Allem, was ihm während seiner Minderjährigkeit als Stütze dienen konnte. Er bereitete den Uebergang von einer Regierung zur andern vor und ordnete Alles so, daß sein Tod nur für ihn allein als Ereigniß gelten konnte. „Mein Sohn, schrieb er einige Stunden vor seinem Ende, wird erst mit seinem achtzehnten Jahre großjährig werden, aber ich hoffe, daß er in seinem sechzehnten Jahre König sein wird." Er sagte so seinem Nachfolger den frühzeitigen Muth und die frühzeitige geistige Bildung voraus, die ihn selbst hatte vor der Zeit regieren und herrschen lassen. Während er seinem Geistlichen beichtete, sagte er zu ihm: „Ich glaube, mich keiner großen Verdienste vor Gott rühmen zu können, aber ich nehme mit mir wenigstens das Bewußtsein hinüber, Niemand mit meinem Willen Böses zugefügt zu haben." Hierauf verlangte er einen Augenblick zu ruhen, um Kräfte zu sammeln, ehe er zum letzten Male seine Familie umarmen wollte; er nahm lächelnd von seinem Freunde Bergenstiern Abschied, schlief ein und erwachte nicht wieder.

Der Kronprinz, der zum König ausgerufen wurde,

bestieg am nämlichen Tage den Thron. Das Volk, das Gustav vom Drucke des Senats befreit hatte, schwor freiwillig, seine Einrichtungen in der Person seines Sohnes zu vertheidigen. Er hatte die Tage, welche ihm Gott noch verliehen hatte, nachdem ihn die Kugel des Mörders getroffen, so gut angewendet, daß von ihm nichts, als er selbst unterging, und daß es schien, als ob sein Geist noch über Schweden zu herrschen fortfahre.

An dem Könige war nichts groß, als sein Geist, nichts schön, als seine Augen. Er war von kleiner Gestalt, starkschultrig, der Oberkörper saß ungeschickt auf den Hüften auf, er hatte eine sonderbar geformte Stirn, eine lange Nase, einen breiten Mund, aber alle diese Unvollkommenheiten wurden von der auf seinem Gesichte herrschenden Anmuth und Lebhaftigkeit verdeckt und machten ihn zu einem der verführerischsten Männer seines Reichs; Verstand, Wohlwollen, Muth sprachen aus seinen Augen und theilten diesen Ausdruck seinen Zügen mit. Man fühlte, was er als Mensch sein mußte, man bewunderte den König, man ahnete den Helden; sein Genie war, wie bei allen großen Männern, mit festem Muth vereinigt. Gebildet, kenntnißreich, beredt, wandte er alle diese Fähigkeiten an, um zu herrschen; die, welche er durch seinen Muth besiegt hatte, nahm er durch seinen Edelsinn für sich ein und riß sie durch seine Worte hin. Verschwendung und Wollust waren seine Fehler. Den Ruhm mischte er mit Vergnügungen und Neigungen, die man den Helden vorwirft und sie ihnen verzeiht. Er hatte Alexander's, Cäsar's, Heinrich's IV. Laster. Rache, wozu schändliche Liebe trieb, trug einigermaßen mit dazu bei, die Verschwörung, der er zum Opfer fiel, entstehen zu lassen; um diesen großen Männern zu gleichen, fehlte ihm nur das Glück.

Fast noch Kind hatte er sich von der Vormundschaft des Adels losgerissen; indem er den Thron frei machte, hatte er das Volk frei gemacht. An der Spitze eines Heeres, das er ohne Schätze geschaffen und durch Begeisterung an Zucht gewöhnt, eroberte er Finnland und verfolgte unter beständigen Siegen den Weg nach St. Petersburg. In seinem Triumphe wurde er von einer Empörung seiner Offiziere aufgehalten und in sein Zelt eingeschlossen.

Er hatte sich durch die Flucht gerettet und war einem andern Theile seines Reichs, wo die Dänen eingefallen waren, zu Hülfe geeilt. Nochmals hatte er Schwedens erbitterte Feinde besiegt und die Dankbarkeit der Nation hatte ihm sein reuiges Heer wiedergegeben; er hatte sich an demselben nur dadurch gerächt, daß er ihm das Glück zugeführt hatte.

Außerhalb des Reiches hatte er Alles besiegt, innerhalb desselben Alles friedlich gestaltet. Sein Ehrgeiz trieb ihn nur noch, ohne Aussicht auf irgend einen Vortheil, blos des Ruhmes wegen, zu einer einzigen Unternehmung. Er wollte Ludwig's XVI. verlassene Sache rächen, und eine Königin, die er, obgleich entfernt, doch hoch verehrte, ihren Verfolgern entreißen. Auch dies war der Traum eines Helden, nur in einer Hinsicht hatte er Unrecht; sein Genie war größer, als sein Reich. Der Heldenmuth, mit dem die Mittel, über die er verfügen kann, nicht im Einklange stehen, läßt den großen Mann als Abenteurer erscheinen und verwandelt große Pläne in bloße Hirngespinnste. Aber die Geschichte richtet nicht wie das Glück; mehr das Herz, als der große Erfolg macht den Helden zu dem, was er ist. Dieser romantische und abenteuerliche Zug Gustav's ist das Zeichen einer großen Seele, die sich in den engen, ihr vom Geschicke gezogenen Grenzen beunruhigt fühlt. Die Nachricht von seinem Tode wurde von den Jacobinern mit Freudengeschrei empfangen; sie vergötterten Ankarström; aber der laute Ausbruch ihrer Freude bei dem Ende Gustav's ließ ersehen, wie wenig aufrichtig sie früher gewesen waren, wenn sie Verachtung gegen diesen Feind der Revolution an den Tag gelegt hatten.

IX.

Als diese beiden Hindernisse verschwunden waren, wurde der Gang der Ereignisse in Frankreich und in Europa nur noch von dem schwachen Kabinete der Tuilerien aufgehalten. Die Ungeduld der Nation, der Ehrgeiz der Girondisten, das Rachegefühl der Constitutionellen, die sich in Narbonne's Person beleidigt sahen — Alles dies vereinte sich, um dieses Kabinet zu stürzen. Brissot, Vergniaud, Guadet, Condorcet, Gensonné, Péthion, ihre Freunde in der Versammlung,

der engere Kreis bei Madame Roland, ihre Anhänger bei den Jacobinern schwankten unschlüssig hin und her, da sich ihnen zwei Wege zeigten, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen: entweder die Regierungsgewalt umstürzen, oder sie an sich reißen. Brissot rieth ihnen zu dem Letztern. Mehr in der Politik erfahren, wie die jüngern Redner der Gironde, konnte er die Revolution nicht ohne Regierung bestehend denken. Die Anarchie richtete nach seiner Ansicht nicht weniger die Freiheit als die Monarchie zu Grunde. Je bedeutender die Ereignisse waren, um so mehr war ihnen eine Leitung nothwendig. Die Gewalt, die vor der Versammlung und der öffentlichen Meinung entwaffnet dastand, biete sich ihnen dar, und sie müßte ergriffen werden; wenn sie dieselbe in Händen hätten, so würden sie nach dem Rathe des Geschicks oder nach dem Willen des Volkes eine Monarchie oder eine Republik daraus machen. Diese Rathschläge gefielen Männern, die zu Allem bereit waren, was sie unter des Königs oder unter des Volkes Namen herrschen lassen würde, und die kaum aus der Unbedeutendheit hervorgegangen, von der Leichtigkeit, mit der das Glück sich ihnen zuwandte, es ohne Weiteres erfaßten, wo es sich ihnen darbot. Die Männer, die sich schnell erheben, werden leicht vom Schwindel ergriffen.

Indeß gab sich im geheimen Rathe der Girondisten eine tief durchdachte Politik in der Wahl der Männer kund, auf die sie besondere Rücksicht nahmen, um sie dem Könige als Minister vorzustellen. Brissot bewies hierdurch die Geduld eines durchaus ehrgeizigen Charakters. Er theilte Péthion, Vergniaud, Guadet, Gensonné und allen bedeutenden Männern seiner Partei seine Klugheit mit. Er nahm mit ihnen halb im Verborgenen eine Stelle neben der Regierungsgewalt ein; aber außerhalb des von ihnen vorgeschlagenen Ministeriums wollte er die öffentliche Meinung durch untergeordnetere Männer untersuchen lassen, von denen man sich im Nothfalle lossagen und sie opfern konnte, und mit den Häuptern der Girondisten im Hintergrunde in Bereitschaft bleiben, um, wenn die Nation entscheidendere Maßregeln verlangte, diesem schwachen Uebergangsministerium entweder Beistand zu leisten, oder es zu stürzen. Brissot und seine Freunde waren so zu Allem bereit, sowol die Regierungsgewalt zu leiten, als sie zu ersetzen; sie standen an

der Spitze und waren nicht verantwortlich. An diesem Plane von Staatsmännern ließen sich Machiavelli's Schüler erkennen. Außerdem blieben sie, wenn sie darauf verzichteten, im obersten Rathe eine Stelle einzunehmen, bei dem Volke beliebt und bewahrten den mächtigen Einfluß ihrer Stimmen in der Versammlung und bei den Jacobinern, der unterdrückt worden wäre, wenn sie selbst ins Ministerium getreten wären; diese Popularität war für sie nöthig, um sich gegen Robespierre behaupten zu können, der dicht hinter ihnen herging und der die Herrschaft über die öffentliche Meinung erlangt haben würde, wenn sie ihm dieselbe überlassen hätten. Als sie öffentlich auftraten, trugen sie in Bezug auf diesen Nebenbuhler mehr Verachtung zur Schau, als sie wirklich gegen ihn hegten; Robespierre allein hielt ihrem Einflusse bei den Jacobinern das Gleichgewicht. Billaud-Varennes', Danton's, Collot-d'Herbois' Geschrei setzte sie nicht in Schrecken, das Schweigen Robespierre's beunruhigte sie; sie hatten ihn in Bezug auf die Kriegsfrage besiegt; aber Robespierre's stoischer Widerstand und die Begeisterung des Volks für den Krieg hatten seinem Rufe und seinem Einflusse keinen Schaden gebracht. In der Einsamkeit hatte er seine Kräfte gestählt. Die Eingebungen eines vereinzelt stehenden, der Verführung unzugänglichen Gemüths waren stärker, als das Hinreißende, was eine ganze Partei besaß. Diejenigen, welche nicht seiner Meinung waren, bewunderten ihn noch; er hatte sich auf die Seite gestellt, um dem Kriege den Weg offen zu lassen; aber die öffentliche Meinung merkte stets auf ihn; es war, als ob ein inneres, unwillkürliches Gefühl dem Volke anzeigte, daß dieser Mann allein in sich eine Zukunft einschloß. Wenn er vorwärts ging, so wurde ihm gefolgt; that er es nicht, so wurde auf ihn gewartet; die Girondisten wurden demnach von der Klugheit dazu getrieben, mistrauisch gegen ihn zu sein und in der Versammlung zwischen ihm und dem Ministerium zu bleiben. Nachdem sie diese Vorsichtsmaßregeln getroffen, suchten sie um sich herum nach Männern, die an sich selbst unbedeutend und ihrer Partei ganz und gar ergeben waren, um Minister daraus zu machen; sie brauchten Werkzeuge und keine Gebieter, Anhänger, deren Geschick mit dem ihrigen verbunden war, die sie nach ihrem Belieben gegen den König oder

gegen die Jacobiner richten, die sie ohne Furcht erheben und, ohne sich Vorwürfe zu machen, stürzen konnten. Sie glaubten sie zuletzt in Clavière, in Roland, in Dumouriez, in Lacoste und in Duranton gefunden zu haben, und hatten sich auch nur in Bezug auf einen Einzigen getäuscht. Dumouriez barg einen hervorragenden Geist unter dem Kleide eines Abenteurers.

X.

Als so die Rollen vertheilt und Madame Roland von der baldigen Erhebung ihres Mannes in Kenntniß gesetzt worden war, griffen die Girondisten in der Sitzung vom 10. März das Ministerium in der Person Lessart's an. Brissot las eine mit Gewandtheit und Hinterlist abgefaßte gegen diesen Minister gerichtete Anklageakte vor, in welcher der Schein als Thatsache, bloße Vermuthungen als Beweise gegeben und Lessart's Unterhandlungen als schändlicher Verrath dargestellt wurden. Er schlägt vor, einen Anklagebeschluß gegen den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu erlassen. Die Versammlung schweigt oder läßt Beifallsbezeigungen hören. Einige Mitglieder verlangen, ohne die Minister zu vertheidigen, die Versammlung solle sich Zeit zur Ueberlegung nehmen und wenigstens die Unparteilichkeit der Gerechtigkeit zeigen. „Es ist keine Zeit zu verlieren, ruft Isnard aus, während ihr euch berathet, entflieht vielleicht der Verräther.“ — „Ich bin lange Zeit Richter gewesen, antwortet Boulanger, ich habe niemals so leicht für die Todesstrafe gestimmt.“ Vergniaud, der die Versammlung unentschlossen sieht, eilt zwei Mal auf die Rednerbühne, um die Entschuldigungen und das Zögern der rechten Seite zu bekämpfen. Becquet, dessen Kaltblütigkeit seinem Muthe gleichkommt, will die Gefahr umgehen und verlangt, der diplomatische Comité solle über den Antrag entscheiden. Vergniaud fürchtet, es möge die für seine Partei günstige Zeit unbenutzt vorbeigehn. „Nein, nein, sagte er, es sind keine Beweise nothwendig, um einen Anklagebeschluß zu erlassen; dazu reichen Vermuthungen hin, die noch nicht widerlegt sind. Es gibt Niemand unter uns, der nicht auf das Höchste über die Feigheit und die Treulosigkeit aufge-

bracht wäre, welche die Thaten des Ministers bezeichnen. Hat er nicht zwei Monate lang den Beschluß der Vereinigung Avignons mit Frankreich in seinem Portefeuille behalten? Fordern uns denn nicht das in dieser Stadt vergossene Blut, die verstümmelten Leichen so vieler Opfer zur Rache gegen ihn auf? Ich sehe von dieser Rednerbühne aus den Palast, in welchem schändliche Räthe den König, den uns die Verfassung gibt, täuschen, in welchem sie Ketten schmieden, mit denen sie uns fesseln wollen, wo sie Anschläge aussinnen, die uns dem Haus Oestreich überliefern sollen. (Der Saal ertönt von rasenden Beifallsbezeigungen.) Die Zeit ist da, um solcher Kühnheit, solcher Frechheit ein Ende zu machen und endlich die zu vernichten, welche Verschwörungen anspinnen. Schreck und Entsetzen sind oft in alten Zeiten aus diesem berüchtigten Palaste im Namen des Despotismus hervorgegangen; nun — so mögen sie heute im Namen des Gesetzes dort einziehen. (Anhaltende Beifallsbezeigungen). Mögen sie dort alle Herzen durchdringen, mögen Alle, welche darin wohnen, es wissen, daß die Verfassung nur dem Könige Unverletzlichkeit zugesteht, mögen sie erfahren, daß das Gesetz dort alle Schuldigen erreichen wird, und daß es dort kein Haupt gibt, welches dem Schwerte entgehen kann, wenn es eines Verbrechens überwiesen wird."

Diese Anspielungen auf die Königin, welche beschuldigt wurde, den östreichischen Comité zu leiten; die an den König gerichteten drohenden Worte mußten bis zu Ludwig XVI. dringen und ihn zwingen, die Ernennung des girondistischen Ministeriums zu unterzeichnen. So wurde von der Rednerbühne aus, unter dem Anscheine des Unwillens und der augenblicklichen Eingebung, ein vorher angelegter Parteistreich ausgeführt; es war noch mehr als dies, es war das erste Zeichen, welches die Girondisten den Männern des 20. Juni und des 10. Augusts gaben. Der Anklagebeschluß wurde erlassen und Lessart vor den Gerichtshof zu Orléans geschickt, um später den Mördern zu Versailles überliefert zu werden. Er hätte fliehen können, aber seine Flucht wäre zum Nachtheil des Königs ausgelegt worden. Er stellte sich edelmüthig zwischen den Tod und seinen Gebieter, keines Verbrechens schuldig außer der Liebe zu ihm.

Der König sah ein, daß er nur noch eine Stufe her-

abzusteigen hatte, um zur Entsagung zu gelangen. Es handelte sich für ihn darum, seine Minister unter seinen Feinden zu wählen und sie bei der Regierungsgewalt zu interessiren, indem diese in ihre Hände niedergelegt wurde. Er gab den Verhältnissen nach, nahm von seinem Minister Abschied und forderte die Girondisten auf, ihm einen andern zu geben. Die Girondisten hatten sich schon insgeheim damit beschäftigt. Seit Ende Februar waren schon, im Namen der Partei, Roland hierauf bezügliche Eröffnungen gemacht worden. „Der Hof, wurde ihm gesagt, ist nicht abgeneigt, aus den Jacobinern Minister zu nehmen; dies geschieht indeß nicht aus gutem Willen, sondern aus Hinterlist. Er stellt sich, als ob er ihnen Vertrauen schenke, aber in der That will er eine Falle legen. Er möchte gern Männer haben, die gewaltsam verfahren, um ihnen die Ausschweifungen des Volks und die im Reiche herrschende Verwirrung Schuld geben zu können. Diese Hoffnungen müssen vereitelt und ihm feste und weise Patrioten gegeben werden. An Sie wird gedacht."

XI.

Roland, den sein Ehrgeiz in bittre Stimmung versetzt hatte, weil ihm seine Stellung nicht bedeutend genug schien, wurde von solchen Aussichten erfreut. Brissot war selbst am 21. Februar zu Madame Roland gekommen und hatte von ihr, indem er die nämlichen Worte wiederholte, die bestimmte Einwilligung ihres Mannes verlangt. Madame Roland war ehrgeizig; sie strebte nicht nach Macht, sondern nach Ruhm. Der Ruhm wird dem zu Theil, der hoch steht. Sie wünschte sehnlichst, daß ihr Mann sich erheben möchte. Sie antwortete wie eine Frau, die diese Erhebung vorausgesagt hatte und welche das Glück, wenn es wirklich eintrifft, nicht überrascht. „Die Last ist schwer, sagte sie zu Brissot, aber Roland hat großes Vertrauen auf seine Kräfte; er wird in der Ueberzeugung, der Freiheit und seinem Lande nützlich zu sein, neue finden."

Sobald diese Wahl getroffen war, richteten die Girondisten ihre Blicke auf Lacoste, einen höhern Beamten im Ministerium der Marine, einen Bureaumenschen, dessen geistiger Blick durch den regelmäßigen Gang der Geschäfte

beengt war, der aber redlich und ohne Falsch seiner Anspruchslosigkeit wegen sich allen Parteiungen entzogen hatte. In den Minsterrath versetzt, um Beobachter seines Gebieters zu sein, wurde er natürlicher Weise sein Freund. Duranton, Advocat aus Bordeaux, wurde znm Justizminister ersehen. Die Girondisten, die ihn kannten, brüsteten sich mit seiner Redlichkeit und rechneten auf seine Bereitwilligkeit und seine Schwäche. Für die Finanzen bestimmte Brissot Clavière, einen Genfer Oekonomisten, der, ein Verwandter und Freund Brissot's, aus seinem Vaterlande vertrieben, zum Ränkeschmieden geschickt, ein Nebenbuhler Necker's, unter den Augen Mirabeau's sich erhoben hatte, welcher diesem ohnehin verhaßten Finanzminister einen Nebenbuhler entgegensetzen wollte. Außerdem war er ohne republikanische Vorurtheile und ohne monarchische Prinzipien; er suchte in der Revolution nichts, als wie er eine Rolle einnehmen könne, und sein letztes Wort war: emporkommen. Gleichgültig gegen Bedenklichkeiten jeder Art, paßte er in jede Lage und war dazu geschickt, in jeder Partei eine Stelle einzunehmen. Die Girondisten, die Neulinge in der Verwaltung der Angelegenheiten waren, hatten als Minister der Finanzen und des Kriegs Männer nöthig, die durch ihre Bildung ausschließlich dazu geeignet waren und ihnen als Werkzeuge der Regierung dienen konnten. Hierzu gehörte Clavière. Kriegsminister wurde Hr. v. Grave, den der König an Narbonne's Stelle setzte. Grave, der aus einer untergeordneten Stellung im Heere zum Minister erhoben wurde, stand in anerkannter Verbnidung mit den Girondisten. Er war mit Gensonné, mit Vergniaud, mit Guadet, mit Brissot, selbst mit Danton befreundet und hoffte von ihnen, daß sie zu gleicher Zeit die Verfassung und den König retten würden. Beiden ergeben, bemühte er sich, durch seine Vermittlung die Girondisten mit der Monarchie zu verbinden. Er war jung und noch den Täuschungen seines Alters zugänglich. Als Constitutioneller war er aufrichtig in seiner Ueberzeugung, aber schwach und kränklich, schneller dazu bereit, Etwas zu unternehmen, als er Festigkeit besaß, es auszuführen, gehörte er unter die Männer, die dazu geignet sind, eine vorübergehende Rolle zu spielen, die dazu beitragen, daß die Ereignisse ihre Vollendung finden können, und die ihnen

nicht hinderlich sind, wenn sie ihre Vollendung gefunden haben.

Aber der bedeutendste Minister, in dessen Händen das Geschick des Vaterlandes ruhen und der die ganze Politik der Girondisten in sich zusammenfassen sollte, war der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der an die Stelle des unglücklichen Lessart kommen sollte. Der Bruch mit Europa war die hauptsächlichste Angelegenheit dieser Partei; sie brauchte einen Mann, der den König beherrschte, der die verborgenen Anschläge des Hofes zu nichte machte, der um die Geheimnisse der europäischen Kabinete wußte, und dessen Gewandtheit und Entschlossenheit zu gleicher Zeit die Feinde des Landes zum Kriege, die zweifelhaften Freunde zur Neutralität, die geheimen Anhänger zur Schließung von Bündnissen zu nöthigen vermochten. Sie suchten einen solchen Mann, und er befand sich ganz in ihrer Nähe.

Dreizehntes Buch.

I.

Dumouriez vereinigte Alles in sich, was die Girondisten wünschten: er war kühn, gewandt und ihrer Sache ergeben; er war bis jetzt in untergeordneter Stellung fast unbekannt gewesen, und er konnte nur so lange, als sie selbst das Glück nicht verließ, darauf rechnen, daß es auch ihm treu bleiben würde. Sie stellten sich vor, daß sein Name ihre geistige Ueberlegenheit nie in den Schatten stellen würde, und daß sie ihn, wenn er sich als unzureichend bewies oder sich ihren Plänen widersetzte, ohne Furcht stürzen und ohne Mitleid vernichten würden. Brissot, das diplomatische Orakel der Girondisten, war augenscheinlich der eigentliche Minister, der dazu bestimmt war, eines Tages die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten und einstweilen im voraus unter Dumouriez' Namen regieren sollte.

Die Girondisten hatten durch Gensonné's Vermittlung Dumouriez in einer untergeordneten Stellung entdeckt. Gensonné hatte Dumouriez zum Kollegen bei dem ihm von der constituirenden Versammlung zu dem Zwecke ertheilten Auftrage gehabt, sich in die von einem dunkeln Vorgefühle des Bürgerkriegs und von religiösen Unruhen aufgeregten Departements des Westens zu verfügen, um die Stimmung und den Zustand derselben zu untersuchen. Während dieser

mehrere Monate dauernden Sendung, hatten die beiden Commissäre oft Gelegenheit gehabt, ihre geheimsten Gedanken über die großen Ereignisse, welche damals die Gemüther in Aufregung versetzten, auszutauschen. Sie hatten gegenseitig auf dem Grunde ihrer Seelen gelesen. Gensonné hatte mit Umsicht in Dumouriez Eins der Genies erkannt, die, durch die Umstände niedergedrückt und von der Niedrigkeit ihrer Stellung den Blicken fern gehalten, nur zu öffentlichem Wirken gebracht zu werden brauchen, um sich in dem ganzen Glanze zu zeigen, mit dem sie Natur und Studium versehen haben; er hatte bei ihm deutlich diese Spannkraft des Charakters bemerkt, die gleich geeignet dazu ist, die Wirkung einer Revolution kräftig zu ertragen und bei Führung der Angelegenheiten allen Schwierigkeiten geschickt sich zu beugen. Kurz, Dumouriez hatte bei'm ersten Zusammentreffen den verführerischen Einfluß, die Herrschaft ausgeübt, mit welcher die Ueberlegenheit stets auf die Gemüther einwirkt, denen sie sich offenbart.

Dieses Verführerische seines Wesens war es vorzüglich, wodurch sich Dumouriez auszeichnete. Dadurch nahm er später die Girondisten, den König, die Königin, seine Armee, die Jacobiner, Danton, Robespierre selbst so sehr für sich ein. Was die großen Männer ihren Stern nennen, der vor ihnen hergeht und ihnen den Weg bereitet, das war für Dumouriez das Verführerische seines Wesens; aber dieses selbst bestand nur in der hinreißenden Kraft seiner richtigen, schnell sich drängenden Ideen, in deren Kreis seine unglaubliche geistige Thätigkeit den Geist derer hineinzog, die ihn denken hörten oder ihn handeln sahen. Gensonné hatte, als er von seiner Sendung zurückkam, seiner Partei diesen unbekannten Mann, dessen einstige Größe er ahnte, zugeführt. Er stellte Dumouriez seinen Freunden in der Versammlung, Guadet, Vergniaud, Roland, Brissot, Grave vor; er theilte ihnen mit, welches Staunen, aber auch welches Vertrauen Dumouriez' Fähigkeiten als Diplomat und als Soldat bei ihm erregt hatten. Er sprach von ihm zu ihnen, wie von dem verborgnen Retter, den das Schicksal für die Freiheit erzog. Er beschwor sie, diesen Mann, der sie selbst, wenn er durch sie stieg, erheben würde, an sich zu fesseln.

Kaum hatten sie Dumouriez gesehen, so war von keiner Einwendung mehr die Rede. Sein Geist wirkte gleichsam elektrisch; er traf, ehe man die Zeit gefunden, sich zu wehren. Die Girondisten stellten ihn Grave vor, Grave dem König. Der König trug ihm an, einstweilen das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen, bis Herr von Lessart, der vor das hohe Gericht geschickt worden war, vor seinen Richtern seine Unschuld erwiesen hätte und seinen Platz, den er ihm in seinem Ministerium bewahrte, wieder einnehmen könnte. Dumouriez weigerte sich, die Rolle eines einstweiligen Ministers zu übernehmen, die ihn allen Parteien gegenüber in den Schatten stellte und zugleich bei allen verdächtig machte. Der König gab nach und Dumouriez wurde ernannt.

II.

Die Geschichte muß einen Augenblick bei diesem Manne verweilen, der ohne den Namen eines Dictators angenommen zu haben, zwei Jahre lang das im Tode liegende Frankreich in sich zusammenfaßte und über sein Land die unbestrittenste aller Dictaturen, die Dictatur seines Genies ausübte. Dumouriez gehört unter die Männer, die man nicht schildert, wenn man sie blos nennt, sondern deren Wesen durch ihr ganzes vorhergehendes Leben erklärt wird, bei denen die Vergangenheit Aufschluß über ihre Zukunft mit sich führt, deren Dasein, wie bei Mirabeau, sich in zwei Abschnitte scheidet, die auf einem doppelten Boden wurzeln und die man nur kennt, wenn man sie in ihren Einzelnheiten untersucht.

Dumouriez, Sohn eines Kriegscommissärs, war 1739 zu Cambrai geboren; obgleich seine Familie den Norden Frankreichs bewohnte, floß doch südliches Blut in seinen Adern. Seine Familie stammte aus Aix in der Provence; das Klare, das Glühende, das Gefühlvolle seines geistigen Wesens erinnerte an diese Herkunft; es war, als ob sich darin der Himmel bemerkbar machte, der Mirabeau's Genie hatte entstehen lassen. Sein Vater, wissenschaftlich gebildeter Soldat, erzog ihn zu gleicher Zeit für die Wissenschaften und für den Krieg. Ein Oheim, ein Beamter beim

Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten weihte ihn bei Zeiten in die Diplomatie ein. Die Kraft und die Biegsamkeit seines Geistes machte ihm auf gleiche Weise zu Allem fähig; er war ebenso geeignet zum Handeln, wie zum Denken, und ging von dem einen zum andern, je nach den verschiedenen Gestaltungen seines Schicksals mit Leichtigkeit über. Er gab ein Bild von der wechselnden Vielseitigkeit des griechischen Geistes in den veränderlichen Zeiten der atheniensischen Demokratie. Seine tieferen Studien ließen ihn sich bei Zeiten der Geschichte, diesem Gedichte der Männer des Handelns, zuwenden. Im Plutarch fand er die kräftigste geistige Nahrung. Er bildete sich nach den von diesem Geschichtschreiber, gleichsam in ihrer Nacktheit gezeichneten antiken Figuren das Ideal seines eignen Lebens; nur gefielen ihm alle die verschiednen Rollen dieser großen Männer auf gleiche Weise. Er verwirklichte eine nach der andern in seinen Träumen und war ebenso geeignet dazu, als Wollüstling oder als Weiser, als Parteisüchtiger oder als Patriot, als Aristipp oder als Themistokles, als Scipio oder als Coriolan aufzutreten. Seine Studien verband er mit den Uebungen des kriegerischen Lebens; er bildete den Körper aus, um Beschwerden zu ertragen, und machte zu gleicher Zeit die Seele großer Gedanken fähig; er war ebenso geschickt das Schwert zu führen, als unerschrocken ein Pferd zu bändigen. Geduld hatte Demosthenes, trotz einer stammelnden Zunge, ein vollklingendes Organ verschafft. Dumouriez, der in der Kindheit schwach und kränklich gewesen war, bildete seinen Körper für den Krieg aus. Sein ehrgeiziger, reger Geist hatte nöthig, sich sein Werkzeug in Bereitschaft zu setzen.

III.

Sein Vater wollte aus ihm einen Beamten im Kriegsministerium machen, aber es widerstand ihm, die Feder zu führen, und er erhielt eine Stelle als Unterlieutnant in der Reiterei. Den Feldzug von Hannover machte er als Adjutant des Marschalls d'Armentières mit; auf dem Rückzuge reißt er eine Fahne aus den Händen eines Flüchtlings, sammelt zweihundert Reiter, rettet eine Batterie von fünf Ka-

nonen und deckt den Marsch der Armee. Er bleibt fast allein bei der Nachhut, verschanzt sich hinter den Leichnam seines Pferdes und verwundet drei feindliche Husaren. Mit Wunden bedeckt, den Fuß unter dem Pferde, mit zwei zerhauenen Fingern, mit blutender Stirne, mit versengten Augen kämpft er noch und ergibt sich erst dem Baron von Becker, der ihn rettet und ihn in's englische Lager bringen läßt.

Seine Jugendkraft läßt ihn in zwei Monaten wieder hergestellt sein. Dazu bestimmt, sich für den Sieg durch das Beispiel von Niederlagen und von Unerfahrenheit der Generale vorzubereiten, geht er zum Marschall von Soubise und dem Marschall von Broglie und ist Zeuge von den Niederlagen, welche den Franzosen ihre neidische Eifersucht zuzieht.

Nach dem Friedensschlusse begibt er sich zu seinem Regimente, das in Saint-Lô liegt. In Pont-Audemer besucht er eine Schwester seines Vaters. Hier hält ihn leidenschaftliche Liebe für eine der Töchter seines Oheims zurück. Seine Liebe wird erwiedert; von seiner Tante wird sie begünstigt, aber sein Vater ist dagegen. Das junge Mädchen flüchtet sich aus Verzweiflung in ein Kloster; Dumouriez schwört sie zu befreien; er reist ab; unterwegs erfaßt ihn tiefe Betrübniß, er kauft sich in Dieppe Opium, schließt sich in sein Zimmer ein, schreibt seiner Geliebten ein Lebewohl, seinem Vater ein Wort des Vorwurfs und vergiftet sich; seine Natur rettet ihn und die Reue wird in ihm rege; er eilt zu seinem Vater, wirft sich ihm zu Füßen und versöhnt sich mit ihm.

Im vierundzwanzigsten Jahre brachte er nach sieben Feldzügen nichts weiter aus dem Kriege mit, als zweiundzwanzig Wunden, einen Orden, den Hauptmannsrang, eine Pension von sechshundert Livres, Schulden, die er im Dienste gemacht und hoffnungslose Liebe, die an seiner Seele zehrte. Sein Ehrgeiz, von seiner Liebe angetrieben, läßt ihn in der Politik das Glück suchen, welches ihm die kriegerische Laufbahn noch versagt.

Es gab damals in Paris einen jener räthselhaften Menschen, die eben so geschickt im Ränkeschmieden, wie in der Staatskunst, in untergeordneter Stellung, ohne je öffentlich auf-

zutreten, unter Andrer Namen im Verborgnen wichtigen Antheil an der Führung der Angelegenheiten nehmen. Es sind Männer, die im Polizeiwesen ebenso thätig sind, wie in der Politik, und die Regierungen, welche sie brauchen und sie verachten, bezahlen ihre Dienste nicht mit Aemtern, sondern mit Gelde. Sie sind gleichsam Handlanger der Politik, die von einem Tage zum andern Lohn empfangen; sie werden vorwärts getrieben, blosgestellt, verleugnet, zuweilen selbst in's Gefängniß geworfen; sie ertragen Alles, selbst den Kerker und die Schande, wenn es ihnen nur Geld einbringt. Solche Männer sind verkäufliche Sachen, deren Preis durch ihr Talent und ihre Nutzbarkeit bestimmt wird: unter sie gehörten Linguet, Brissot, Mirabeau selbst, während er jung war, und auch damals ein gewisser Favier.

Dieser Favier, den der Herzog v. Choiseul und Herr v. Argenson der Reihe nach brauchten, um diplomatische Schriften abzufassen, besaß die genaueste Kenntniß von allen europäischen Angelegenheiten. Er war thätiger Spion aller Kabinete, wußte um ihre verstecktesten Gedanken, errieth ihre Ränke, die er durch Gegenminen, welche oft für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der ihn brauchte, ein Geheimniß blieben, unschädlich machte. Ludwig XV., ein König, dem kleinliche Gedanken und kleinliche Maßregeln gelegen waren, scheute sich nicht, Favier bei seinen Umtrieben gegen seine eignen Minister in's Vertrauen zu ziehen. Favier war der Zwischenträger bei dem politischen Briefwechsel, den dieser König ohne Mitwissen seines Kabinetes mit dem Grafen v. Broglie unterhielt. Dieses Verhältniß zwischen dem Könige und Favier, welches die Minister mehr vermutheten, als kannten, sein bedeutendes schriftstellerisches Talent, seine ausgebreiteten Kenntnisse im Bereiche des öffentlichen Rechtes, der Geschichte und der Diplomatie, gaben ihm einen ungleich größern Einfluß auf die Administration und auf die Leitung der Angelegenheiten, als seine untergeordnete Stellung und sein übler Ruf hätten erwarten lassen können; er war gleichsam der Minister in Bezug auf die Ränke, welche zu seiner Zeit von hochgestellten Personen geschmiedet wurden.

IV.

Dumouriez, welcher einsah, daß es für ihn keinen ebnen gebahnten Weg gab, um zum Glücke zu gelangen, beschloß zu versuchen, ob er es auf Seitenwegen erreichen könne. Er trat mit Favier in Verbindung. Favier schloß sich ihm an und in diesem Umgange nahm er den abenteuerlichen und verwegnen Charakter an, der seinem Leben, seinem Heldenmuthe und seiner Politik die Gewandtheit und die Unbesonnenheit mittheilte, welche sich in Neigung zu Ränken und zu Handstreichen zeigte. Favier weihte ihn in die Geheimnisse der Höfe ein und rieth Ludwig XV. und dem Herzoge v. Choiseul, Dumouriez' Talente zu gleicher Zeit in der Diplomatie und in dem Kriege zu verwenden.

Zu dieser Zeit suchte der große corsicanische Patriot Paoli sein Vaterland der tyrannischen Herrschaft der Republik Genua zu entreißen und seinem Volke eine Unabhängigkeit zu verschaffen, deren Schutzherrschaft er nach einander England und Frankreich antrug. Dumouriez reist nach Genua und nimmt es über sich, zu gleicher Zeit die Pläne der Republik, Englands und Paoli's zu vereiteln; er tritt mit corsicanischen Abenteurern in Verbindung, regt Umtriebe gegen Paoli an, landet mit bewaffneter Macht auf der Insel, die er zur Unabhängigkeit aufruft, und findet halben Erfolg. Er schifft sich auf einer Feluke ein, um dem Herzoge v. Choiseul Nachrichten über die neue Gestaltung der Verhältnisse auf der Insel zu überbringen und um Frankreichs Beistand anzurufen. Er wird vom Sturm verschlagen, mehrere Wochen lang an der afrikanischen Küste herumgetrieben und langt zu spät in Marseille an; der Vertrag zwischen Frankreich und Genua war schon unterzeichnet; in Paris steigt er bei seinem Freunde Favier ab.

Favier vertraut ihm, daß er beauftragt ist, eine Schrift aufzusetzen, um dem Könige und den Ministern die Nothwendigkeit darzuthun, der Republik Genua gegen die Vertheidiger der Unabhängigkeit in Corsica Beistand zu leisten; daß diese Schrift ihm insgeheim von dem Genuesischen Gesandten und von einer Kammerfrau der Herzogin v. Grammont, der Lieblingsschwester des Herzogs v. Choiseul, die

eben so, wie die Brüder der Dubarry, bei den Lieferungen der Armee betheiligt sei, aufgetragen worden sei; daß ihm fünfhundert Louisdor als Preis für diese Schrift und für das Blut der Corsicaner ausgesetzt worden seien; er ladet Dumouriez ein, an diesem geheimen Plane und an dem Gewinne Theil zu nehmen. Dieser stellt sich, als ob er darauf eingehe, eilt zum Herzoge v. Choiseul, entdeckt ihm, was er so eben erfahren: er wird vom Herzoge gut aufgenommen, glaubt schon ihn gewonnen zu haben und macht sich bereit, wieder abzureisen, um den Corsicanern die erwartete Hülfe an Geld und Waffen zu bringen. Am andern Tage findet er den Minister verändert und wird von ihm mit beleidigenden Worten weggewiesen. Dumouriez verläßt ihn und geht heimlich nach Spanien. Dort wird er von Favier unterstützt, der sich damit begnügt, ihm einen Streich gespielt zu haben, und der mit seiner Arglosigkeit Mitleiden hat; mit dem Beistande des Herzogs von Choiseul macht er mit dem spanischen Minister und dem französischen Gesandten Pläne zu der Eroberung Portugals und wird beauftragt, die Topographie und die Vertheidigungsmittel dieses Landes militairisch zu untersuchen. Der Marquis v. Pombal, erster Minister von Portugal, schöpft Verdacht in Bezug auf Dumouriez' Sendung und nöthigt ihn, Lissabon zu verlassen. Er kehrt nach Madrid zurück und erfährt dort, daß seine Cousine von den Priestern dazu gebracht worden ist, ihn aufzugeben und den Schleier zu nehmen. Er knüpft eine neue Verbindung mit einer jungen Französin, der Tochter eines Baumeisters, der sich zu Madrid niedergelassen hat, an, gibt sich ganz der Liebe hin und verbringt einige Jahre in Unthätigkeit. Ein Befehl des Herzogs v. Choiseul ruft ihn nach Paris zurück; er zögert ihm zu gehorchen, aber seine Geliebte selbst bestimmt ihn, sie zu verlassen und opfert ihm ihr Glück auf, als ob sie damals schon geahnet hätte, daß ihn der Ruhm erwarte. Er kommt nach Paris, wird zum Generalquartiermeister der französischen Armee in Corsica ernannt; wie überall, zeichnet er sich auch hier aus. An der Spitze einer Abtheilung Freiwilliger nimmt er das Schloß Corte, den letzten Zufluchtsort und die Wohnung Paoli's ein. Er behält für sich, als Antheil an der Beute, dessen Bibliothek. Die Wahl der Bücher und die Anmer-

kungen, welche Paoli mit eigner Hand hineingeschrieben, zeigten, daß er unter die Charaktere gehörte, welche an die großen Erscheinungen des Alterthums erinnern. Dumouriez war dieser Beute würdig, weil er sie höher schätzte als Gold. Friedrich der Große nannte Paoli den ersten Feldherrn Europas. Voltaire nannte ihn den Sieger und den Gesetzgeber seines Vaterlandes. Die Franzosen schämten sich ihn besiegt, das Glück, ihn verlassen zu haben. Wenn er seinem Vaterlande auch nicht die Freiheit brachte, hatte er doch das Verdienst, den Kampf desselben unsterblich zu machen. Zu groß als Bürger für ein so kleines Volk, stand der Ruhm, den er sich erwarb, nicht im Verhältniß mit seinem Vaterlande, sondern im Verhältniß mit seinen Tugenden. Corsicas Stelle ist unter den eroberten Provinzen geblieben. Paoli's Stelle dagegen unter den großen Männern.

V.

Als Dumouriez wieder nach Paris zurückgekehrt war, verbrachte er daselbst ein Jahr in der Gemeinschaft von Schriftstellern und von vergnügungssüchtigen Frauen, die der Gesellschaft der damaligen Zeit den Anstrich einer anständigen Orgie gaben. Er fühlte sich von wirklicher Zuneigung an eine ehemalige Gefährtin der Madame Dubarry gefesselt und machte auch mit dieser emporgekommnen Buhlerin, welche ihr freies Leben bis in die Nähe des Thrones gehoben hatte, Bekanntschaft. Aber da er ihrem Feinde, dem Herzog v. Choiseul ergeben war, und sein Ehrgefühl, welches bei den Franzosen als Ergänzung der Tugend gilt, sich bewahrt hatte, so schändete er seine Uniform nicht dadurch, daß er sich zu ihr drängte; er schämte sich, als er sah, wie der greise König bei der Heerschau zu Fontainebleau zu Fuße in bloßem Kopfe vor seiner Armee neben dem Wagen herging, in welchem diese Frau ihre Schönheit zur Schau trug und sich als Herrscherin bemerkbar machte. Madame Dubarry fühlte sich dadurch beleidigt, daß der junge Offizier sie nicht berücksichtigte, sie vermuthete, daß Verachtung gegen sie ihn von ihr fern hielt. Dumouriez wurde nach Polen mit denselben Aufträgen, wie früher nach Portugal geschickt. Diese Sendung, die zu gleicher Zeit seine Fähigkeiten als

Diplomat und als Soldat in Anspruch nehmen sollte, war insgeheim vom König ausgesonnen worden, dem sie von seinem Vertrauten, dem Grafen v. Broglie, und von Favier, dem Berather des Grafen, gerathen wurde.

Polen, welches von den Russen bedroht und halb eingenommen, von Preußen auf versteckte Weise angegriffen, von Oestreich verlassen wurde, machte zu dieser Zeit einige unvollständige Versuche, zur Einheit zu gelangen und seinen Unterdrückern wenigstens stückweise seine Nationalität streitig zu machen; es war der letzte Seufzer der Freiheit, der sich dem Leichnam eines Volkes entwand. Der König, der die russische Kaiserin Katharine zu beleidigen, Friedrich einen Vorwand zu Feindseligkeiten zu geben und den wiener Hof mistrauisch zu machen fürchtete, wollte dem sterbenden Polen die Hand Frankreichs bieten, ohne jedoch diese Hand zu zeigen und ohne sich die Freiheit nehmen zu lassen, sie, wenn es nothwendig war, plötzlich zurückziehn zu können. Dumouriez wurde zum Vermittler hierzu ausersehen; er sollte geheimer Gesandter Frankreichs bei den polnischen Verbündeten sein und ihnen im Nothfalle als General dienen, aber als ein abenteuerlicher, nicht anerkannter General, der sie bei ihren Bestrebungen zusammenhalten und leiten sollte.

Der Herzog v. Choiseul, der Frankreichs Erniedrigung mit dem höchsten Unwillen ansah, bereitete insgeheim den Krieg gegen Preußen und gegen England vor. Für seine Kriegspläne war diese mächtig wirkende ableitende Bewegung in Polen nothwendig und er gab Dumouriez im Vertrauen Anweisungen und Befehle. Aber der Herzog von Choiseul wurde durch die Umtriebe der Madame Dubarry und Herrn v. Argensons gestürzt und aus Versailles verbannt, ehe noch Dumouriez in Polen angekommen war. Frankreichs Politik, die mit dem Ministerwechsel sich änderte, stand im voraus den Plänen Dumouriez' im Wege; er verfolgte indeß diese Pläne mit einem Eifer und einer Ausdauer, die eines bessern Erfolgs werth gewesen wären. Er fand das polnische Volk durch Elend, Sklaverei und durch die Gewohnheit, fremder Herrschaft sich zu beugen, niedergedrückt; er fand, daß die polnischen Aristokraten durch Luxus verderbt waren, den Vergnügungen sich überließen und daß sie ihren glühenden Patriotismus in Ränkemachen und Redehalten bei den Zu-

sammenkünften und den Verbindungen von Eperies verschwendeten. Eine Frau von berühmter Schönheit, von hoher Geburt, mit gleichsam orientalischem Geiste, die Gräfin Mnizeck, verband oder trennte diese verschiednen Parteien, wie es ihrem Ehrgeize beliebte oder wie es ihre Liebschaften verlangten. Einige Redner ließen umsonst die letzten Worte ertönen, welche an die Unabhängigkeit erinnerten. Einige Fürsten und Edelleute bildeten Vereinigungen, die unter einander ohne Zusammenhang waren, sie stritten mehr wie Parteigänger, als wie Bürger und brüsteten sich mit persönlichem Ruhme, der ohne Einfluß auf das Wohl des Ganzen war. Dumouriez brauchte den Einfluß, welchen die Gräfin auf die Gemüther ausübte, suchte die vereinzelten Anstrengungen in ein Ganzes zusammenzufassen, bildete eine Infanterie, schuf eine Artillerie, nahm zwei Festungen ein, bedrohte überall die Russen, die auf den weiten Ebenen Polens in einzelnen Abtheilungen zerstreut sich befanden, gewöhnte die Insurgenten an den Krieg und an die Kriegszucht und bekämpfte mit Glück Suwarow, den russischen General, der später der Republik gegenüber eine so drohende Stellung einnehmen sollte.

Aber der König Stanislaus, eine Creatur Katharinens, sieht Gefahr bei einer nationalen Empörung, die, indem sie die Russen verdrängt, ihm die Krone rauben würde. Er zwingt sie zur Unthätigkeit, indem er den Verbündeten vorschlägt, selbst an ihrem Bunde Theil nehmen zu wollen. Bohucz, der letzte große Redner der polnischen Freiheit, weist in einer edeln Rede die hinterlistige Hülfe des Königs zurück und bringt alle Verbündeten ohne Ausnahme dahin, zum letzten Mittel zu greifen, das den Unterdrückten übrig bleibt, zur Empörung. Sie bricht aus. Dumouriez ist die Seele derselben, er eilt aus einem Lager in das andre, er gibt dem Angriffsplane Einheit. Krakau wird umzingelt und ist nahe daran, in seine Hände zu fallen. Die Russen ziehen in Unordnung nach den Grenzen zurück. Aber die Anarchie, diese Furie Polens, macht bald der Einigkeit der Führer ein Ende; einer nach dem andern wird durch die vereinten Anstrengungen der Russen unterdrückt. Alle wollen für sich allein die Ehre in Anspruch nehmen, das Vaterland zu retten; sie führen lieber seinen Untergang herbei, als daß

sie das Heil desselben einem Nebenbuhler verdanken wollen. Sapieha, der erste Führer, wird von seinem Adel ermordet. Pulauwski und Mickſenski werden verwundet den Russen ausgeliefert. Zaremba verräth sein Vaterland. Oginski, der letzte der großen Patrioten, bringt in derselben Zeit, in welcher Klein-Polen die Waffen niederlegt, Litthauen in Aufruhr. Er wird verlassen und muß fliehen; er entweicht nach Danzig und irrt dreißig Jahre lang in Europa und Amerika umher, indem er allein sein Vaterland im Herzen trägt. Die schöne Gräfin Mnizeck verfällt in Krankheit und findet vor Schmerz zu gleicher Zeit mit Polen den Untergang. Dumouriez beweint diese Heldin, die von ihrem Lande verehrt wird, in welchem, wie er sagt, die Frauen mehr Männer sind, als die Männer. Er zerbricht seinen Degen, verzweifelt für alle Zeiten an dieser Aristokratie ohne Volk und legt ihr bei der Abreise den Namen asiatische Nation Europas bei.

VI.

Er kommt nach Paris zurück. Der König und Argenson, um sich in den Augen Rußlands und Preußens zu rechtfertigen, lassen ihn und Favier in die Bastille setzen; hier hat er ein Jahr lang Zeit, die Undankbarkeit der Höfe und die Schwäche der Könige zu verwünschen, und findet sein natürliches kräftiges Wesen in der Einsamkeit und in dem Studium wieder. Der König verwandelt sein Gefängniß in Verbannung in die Citadelle von Caen; dort findet Dumouriez in einem Kloster die Cousine wieder, die er einst geliebt. Frei und des Klosterlebens überdrüssig, wird sie gerührt, als sie ihren frühern Geliebten wiedersieht. Er heirathet sie. Er wird zum Kommandanten von Cherbourg ernannt. Sein thätiger Geist macht sich mit den Elementen zu schaffen, wie er sich früher mit den Menschen zu schaffen gemacht hatte. Er faßt den Plan zu dem Kriegshafen, der das unruhige Meer in ein Granitbecken einschließen und der französischen Marine einen Ruhepunkt am Kanal verschaffen sollte. Er verbringt so funfzehn Jahre seines Lebens mit eifrigem Studium militairischer Wissenschaften, ohne davon Anwendung machen zu können, und in den Zerstreuungen

der philosophischen und vergnügungssüchtigen Gesellschaft seiner Zeit, während er in seinem häuslichen Leben durch die Launen und die mürrische Frömmigkeit seiner Frau gestört wird.

Die herannahende Revolution findet ihn gleichgültig gegen ihre Principien, vorbereitet auf alle Wechselfälle, die sie mit sich bringen kann. Ein klarer geistiger Blick läßt ihn mit einem Male die Bedeutung der Ereignisse ermessen. Er sieht ein, daß eine Revolution in den Ideen den Institutionen den Untergang bringen würde, wenn nicht die Institutionen sich nach den neuen Ideen gestalten; ohne Begeisterung gibt er sich der Constitution hin, er wünscht die Erhaltung des Thrones, er glaubt nicht an die Republik, er ahnet einen Wechsel der herrschenden Familie und wird selbst beschuldigt, Pläne dazu zu ersinnen. Die Emigration, welche in den ersten Graden der Armee die Reihen lichtet, macht ihm Platz; er wird nach Alter der Dienstzeit zum General ernannt. Er beträgt sich fest und gewandt, bleibt gleich weit vom Thron wie vom Volke, von der Gegenrevolution wie von der Empörungssucht entfernt und ist bereit, mit der öffentlichen Meinung, je nachdem es die Ereignisse verlangen, zum Hofe oder zur Nation überzugehn. Er nähert sich der Reihe nach dem Herzog von Orleans und den Jacobinern, La Fayette und den Girondisten, als ob er die entstehende Kraft Mirabeau's und Montmorin's untersuchen wollte. Auf verschiedne Weise wird er während dieser bedeutungsvollen Tage gebraucht und er hält stets durch seine Popularität die Kriegszucht aufrecht, vergleicht sich mit dem empörten Volke und stellt sich an die Spitze der Bewegungen, um sie zu mäßigen. Das Volk glaubt, er sei ganz seiner Sache ergeben, der Soldat betet ihn an; er verabscheut die Anarchie, aber er schmeichelt den Volksmännern. Mit Erfolg wendet er die feinen Kunstgriffe, die ihn Favier gelehrt hat, an, um bei dem Volke Glück zu machen. Er sieht in der Revolution eine heroische Intrigue. Er wendet seinen Patriotismus an, wie er seine Bataillone auf dem Schlachtfelde angewandt haben würde. Mit Ungeduld sieht er den Krieg sich nahn, er kennt schon, was Helden groß macht. Er sieht voraus, daß die Revolution, welche der Adel verläßt und ganz Europa angreift,

einen General nöthig haben wird, um die ungeordneten Anstrengungen der Massen, welche sie zur Erhebung bringt, zu leiten. Er hält für sie diesen Führer in Bereitschaft. Er ist es überdrüssig, seine Fähigkeiten so lange Zeit nur in untergeordneter Stellung angewandt zu haben. Im sechsundfunfzigsten Jahre besitzt er noch das Feuer seiner jüngern Jahre, aber vereint mit der ruhigern Ueberlegung des reifern Alters; bei allem, was er unternimmt, leitet ihn das glühende Verlangen, sich emporzuschwingen; er strebt mit ungestümem Eifer nach dem Ruhme, da ein Blick auf sein Leben ihm zeigt, wie viel Zeit er schon verloren. Sein Körper, den er durch Reisen in verschiedenartigen Himmelsstrichen gestählt, bietet sich seiner Thätigkeit als ein williges Werkzeug dar; Alles an ihm war jung, außer seinem Alter. Viele Jahre hatte er schon verlebt, aber seine Kraft war ungeschwächt geblieben. Er besaß Cäsar's Jugend, die Ungeduld, seinem Glücke nachzustreben, und die Gewißheit, es zu erlangen: für große Männer heißt leben, sich erheben; er hatte nicht gelebt, denn er war noch nicht hoch genug gestiegen.

VII.

Dumouriez hatte die mittlere Gestalt des französischen Soldaten, der mit Anstand seine Uniform, mit Leichtigkeit sein Gepäck, mit Lebhaftigkeit seine Waffe trägt; sein Körper war zu gleicher Zeit beweglich und kräftig und besaß die sichere Haltung, welche sich an Bildsäulen von Kriegern zeigt, die mit gespannten Muskeln dastehn, aber bereit scheinen, vorwärts zu schreiten. Sein Auftreten ließ auf Stolz und Selbstvertrauen schließen; alle seine Bewegungen waren schnell, wie seine Gedanken. Er sprang auf das Pferd, ohne schwerfällig im Steigbügel zu drücken, indem er die Mähne um die linke Hand wickelte. Mit einem Satze sprang er herunter und wußte das Bajonett des gemeinen Soldaten eben so rasch zu handhaben, wie den Degen des Generals. Sein Kopf saß frei auf den Schultern und bewegte sich ohne Zwang und mit Anstand hin und her, wie bei Menschen, die einen leichten Sinn besitzen. Diese stolzen Bewegungen des Kopfes ließen ihn unter dem

dreifarbigen Federbusche größer erscheinen. Seine hohe, wohlgestaltete, an den Schläfen nach hinten zu abfallende Stirn deutete Gewohnheit des Nachdenkens und Entschlossenheit an. An ihr waren alle Formen auffällig, die auf gefühlvollen Sinn, auf gebildeten Verstand, auf Feinheit des Taktes schließen lassen; seine großen, schwarzen, feurigen Augen waren mit langen Wimpern versehen, die anfingen weiß zu werden und den Glanz derselben erhöhten; seine gebogne Nase und das Oval seines Gesichtes gehörten den Bildungen an, die den durch Krieg und Gewohnheit des Herrschens veredelten Racen eigen sind; sein halb offner, freundlicher Mund war fast stets lächelnd; keine auffällige Bewegung der Lippen verrieth, daß sein gewandter, unermüdlicher Geist, für den Schwierigkeiten und Hindernisse ein Spiel waren, etwas mit Anstrengung verfolgte; sein etwas starkes, vorwärts geneigtes Kinn war gleichsam ein festes, breites Gestell für sein ganzes Gesicht; der gewöhnliche Ausdruck seines Gesichtes war eine gemüthliche, einnehmende Heiterkeit. Man fühlte, daß für ihn das Gewicht keines Geschäftes zu schwer war, daß er immer noch Freiheit des Geistes genug behielt, um das gute oder böse Geschick mit ungetrübtem Sinne zu betrachten. Er behandelte Politik, Krieg und Regierungsangelegenheiten auf eine heitere Weise. Der Klang seiner Stimme war volltönend, stark und männlich; man hörte sie noch bei den Wirbeln der Trommeln und dem Geklirr der Bajonette. Seine Beredsamkeit war eindringlich, geistreich, überraschend; sie traf und blendete, wie der Blitz; im Rath, in vertraulicher und freundschaftlicher Unterhaltung waren seine Worte von gleicher Gewalt; diese Beredsamkeit rührte und sprach zum Gemüth, wie die einer Frau. Er war überzeugend, denn sein lebhaftes Gefühl und die Regsamkeit seines Geistes theilten seinen Worten immer, je nach dem Eindrucke des Augenblicks, das Gepräge der Wahrheit mit. Er war der Liebe leicht zugänglich und leidenschaftlich für die Frauen eingenommen und der Umgang mit denselben hatte ihm die schönste Tugend derselben, das Mitleiden, zu Theil werden lassen. Er konnte den Thränen nicht widerstehen; die Thränen der Königin würden aus ihm ein Werkzeug des Thrones gemacht haben. Es gab keine Aussicht auf Glück und keine Meinung, die

er nicht einer Regung des Edelmuthes aufgeopfert hätte; seine Seelengröße hing nicht von Berechnung, sondern vor Allem vom Gefühle ab. Politische Principien besaß er nicht; die Revolution war für ihn ein schönes Drama, das dazu geeignet war, ihm einen großen Schauplatz für seine Fähigkeiten und eine Rolle für sein Genie zu schaffen. Er war ein großer Mann, der den Ereignissen unterthan war; hätte die Revolution ihn nicht zu ihrem General und ihrem Retter erwählt, so wäre er eben so leicht General und Retter der Coalition geworden. Dumouriez war nicht Held eines Princips, er war Held der Gelegenheit.

VIII.

Die neuen Minister versammelten sich bei Madame Roland, der Seele des girondistischen Ministeriums; Duranton, Lacoste, Cahier-Gerville wurden hier, ohne eignen Willen zu zeigen, von den Männern, deren Stellvertreter sie eigentlich nur im Ministerrathe waren, vorwärts getrieben. Dumouriez zeigte, wie sie, im Anfange die vollständigste Nachgiebigkeit gegen die Girondisten. Diese Partei, welche bei Roland in einer jungen, schönen, beredteu Frau personifizirt wurde, mußte für den General dadurch noch anziehender sein. Er hoffte über sie zu herrschen, indem er das Herz dieser Frau beherrschte. Er brachte ihr gegenüber seine ganze Gewandtheit, alles Verführerische und Einnehmende, was in seinem Wesen lag, in Anwendung. Aber Madame Roland hatte ein Schutzmittel gegen die Verführungen des Generals, welches Dumouriz bei den Frauen, die er geliebt hatte, nicht anzutreffen gewohnt war: nämlich eine strenge Tugend und eine starke Ueberzeugung. Es gab nur ein Mittel, Madame Roland zur Bewunderung hinzureißen, und das bestand darin, sie an patiotischer Aufopferung zu übertreffen. Diese beiden Charaktere konnten nicht auf einander treffen, ohne ihre Verschiedenheit hervortreten zu lassen, noch sich begreifen, ohne sich zu verachten. Dumouriez hielt Madame Roland bald für fanatisch und störrig; für Madame Roland war Dumouriez bald ein leichtsinniger, eitler Mann; sie fand, daß sein Blick, sein Lächeln, sein Ton merken ließe, wie er gewiß sei, bei

allen Frauen Sieger zu werden, wie dies nach ihrer Meinung die Zügellosigkeit der Frauen bezeuge, unter denen er gelebt habe, und hierdurch ward ihre Sittenstrenge beleidigt. Dumouriez war mehr Höfling, als Patriot. Diese französische Aristokratie misfiel der einfachen Tochter des Graveurs. Ihr Ideal war nicht der Soldat, sondern der Bürger. Eine republikanische Seele wäre allein dazu geschaffen gewesen, ihr Herz zu erobern. Außerdem bemerkte sie bei dem ersten Blicke, daß Dumouriez zu groß war, um lange sich ihrer Partei zu beugen; sie vermuthete bei aller seiner Nachgiebigkeit sein eigentliches geistiges Wesen, und bei aller Gutmüthigkeit seinen Ehrgeiz: „Nimm dich vor diesem Manne in Acht, sagte sie nach der ersten Zusammenkunft zu ihrem Mann; es wäre leicht möglich, daß aus dem Collegen ein Gebieter würde, der die aus dem Ministerium treiben könnte, die ihn erst hineingebracht haben.

IX.

Roland, der sich zu glücklich darüber fühlte, an der Leitung der Angelegenheiten mit Theil zu nehmen, hatte nicht solche trübe Ansichten von der Zukunft; er beruhigte seine Frau, und faßte immer mehr Vertrauen zu Dumouriez, der sich stellte, als ob er ihn bewundere. Roland glaubte, er wäre der Staatsmann des Cabinets. Die Befriedigung seiner Eitelkeit machte ihn in Bezug auf Dumouriez' Zuvorkommenheit leichtgläubig und stimmte ihn selbst für den König günstig. Bei seinem Eintritte in's Ministerium hatte Roland in seinem Anzuge die Strenge seiner Principien und in seinem Benehmen die rauhe Einfachheit seiner republikanischen Gesinnung zur Schau getragen. Er war in die Tuilerien in schwarzem Anzuge, mit rundem Hute, mit schweren, staubigen Schuhen gekommen; er wollte in seiner Person den Mann aus dem Volke vorstellen, der im einfachen Kleide in den Palast tritt und dem gekrönten Herrscher Trotz bietet. Diese stillschweigende Beleidigung sollte nach seiner Meinung der Nation schmeicheln und den König demüthigen; die Höflinge waren darüber empört, der König hatte sich unangenehm berührt gefühlt, Dumouriez hatte darüber gelacht. „Ach, meine Herrn, es ist wirklich Alles

verloren!" hatte er zu den Höflingen gesagt; „es gibt keine Monarchie mehr, weil es keine Etiquette mehr gibt!" Dieses Witzwort hatte zu gleicher Zeit den Unwillen des Hofes und die ganze Wirkung von Rolands lacedämonischem Auftreten verschwinden lassen.

Der König beachtete nicht mehr diesen Verstoß gegen den Anstand und behandelte Roland mit der Herzlichkeit, die alle Welt für ihn einnahm. Die neuen Minister waren ganz erstaunt, dem Monarchen gegenüber Vertrauen und Rührung zu empfinden. Sie traten mistrauisch und republikanisch gesinnt in die Sitzung des Ministeriums und verließen sie fast als Royalisten.

„Man kennt den König nicht," sagte Roland zu seiner Frau; „es ist ein schwacher Fürst, aber der beste Mensch; ihm fehlen nicht gute Absichten, wohl aber gute Rathschläge; er liebt die Aristokratie nicht und hat Mitleid mit dem Volke; vielleicht ist er dazu geboren, als Uebergang zwischen der Republik und der Monarchie zu dienen. Indem wir die Verfassung für ihn leichter machen, bringen wir ihn dahin, sie zu lieben; seine Popularität, die er wiedererlangen wird, wenn er unsern Rathschlägen folgt, wird uns selbst die Regierung erleichtern. Seine Natur ist so gut, daß der Thron sie nicht hat verderben können; er ist ebenso weit davon entfernt, der stumpfsinnige Schwachkopf zu sein, wie er zum Spott des Volks dargestellt wird, als der gefühlvolle und vollkommne Mann zu sein, als welchen ihn seine Höflinge gern verehrt haben möchten; ohne hervorragende Geisteskräfte zu haben, besitzt er ausgebreitete Kenntnisse und ist der Ueberlegung fähig; in einem unbedeutenden Staate würde sein Verdienst für seine Bestimmung ausreichend gewesen sein; er weiß sehr viel, er kennt die Angelegenheiten in ihren Einzelnheiten; er verkehrt mit den Menschen mit der einfachen, aber überzeugenden Geschicklichkeit, welche den Königen die frühzeitig ihnen auferlegte Nothwendigkeit, sich zu beherrschen gibt; sein unerhörtes Gedächtniß läßt ihn immer sich, wenn es nöthig ist, an Sachen, Namen, Gesichter erinnern; er liebt die Arbeit und liest Alles; nie ist er einen Augenblick müßig; ein zärtlicher Vater, das Muster eines guten Gatten, von keuscher Gesinnung, hat er alles Aergerniß entfernt, das früher den Hof seiner Vorgänger

entehrte; er liebt nur die Königin, und seine Nachgiebigkeit, die zuweilen für seine Politik höchst schädlich wird, ist wenigstens nur die Schwäche einer Tugend. Wenn er zwei Jahrhunderte früher geboren wäre, so würde seine friedliche Regierung unter die glückliche Zeit der Monarchie gezählt werden. Die Umstände scheinen auf seinen Geist eingewirkt zu haben, die Revolution hat ihn von ihrer Nothwendigkeit überzeugt; er muß von ihrer Möglichkeit überzeugt werden. In unsern Händen kann der König ihr nützlicher werden, wie irgend ein anderer Bürger des Landes; wenn wir diesen Fürsten aufklären, können wir zu gleicher Zeit seinen wahren Interessen und denen der Nation treu sein: der König und die Revolution müssen in uns nur ein einziges Ganze ausmachen."

X.

So sprach Roland in der ersten Zeit, wo ihn seine hohe Stellung gleichsam blendete; seine Frau hörte ihn mit ungläubigem Lächeln an; ihr Blick war ungestörter und hatte vom Anfang an eine weitere Laufbahn und ein bestimmteres Ziel ersehen, als diesen halben und vorübergehenden Vergleich zwischen einem seiner Würde beraubten Königthum und einer unvollständigen Revolution. Es hätte ihr zu viel Ueberwindung gekostet, dem Ideale zu entsagen, nach dem sie mit der ganzen Gluth ihrer Seele strebte; ihre Wünsche richteten sich auf eine Republik: alle ihre Thaten, alle ihre Worte, alle ihre Seufzer mußten, ohne daß sie es wußte, ihren Mann und ihre Freunde diesem Ziele zutreiben.

„Hüte dich vor der Hinterlist Aller und vorzüglich vor deiner eignen Tugend," antwortete sie dem schwachen und stolzen Roland; „du lebst unter Leuten, die den Hof umgeben, bei denen Alles nur Schein ist und die oft unter glatter Oberfläche die gefährlichsten Pläne verbergen; du bist nur ein ehrlicher Bürgersmann, der sich unter die Hofleute verirrt hat, und deine Tugend ist mitten unter diesen Lastern in Gefahr; sie sprechen unsre Sprache und wir kennen die ihrige nicht: wie sollten sie uns nicht betrügen können? Ludwig XVI., einer entarteten Race entsprossen, ohne höhern geistigen Schwung, ohne Thatkraft des Willens,

hat sich in seiner Jugend von religiösen Vorurtheilen binden lassen, die seinem Geiste einen noch kleinlichern Anstrich gegeben haben; von einer leichtsinnigen Königin mit fortgerissen, welche den östreichischen Uebermuth mit Eitelkeit auf ihre Schönheit und ihren hohen Rang verbindet, und die im Verborgnen aus ihrem verderbten Hofe einen Tempel ihrer Ungebundenheit und ihrer Laster macht, wird der König auf der einen Seite von den Priestern, auf der andern von der Liebe in Verblendung erhalten, und hält auf's Gerathewohl die Zügel der Regierung, die ihm entschwindet, in der Hand; Frankreich, das an Männern erschöpft ist, stellt ihm weder in Maurepas', noch in Necker's, noch in Calonne's Person einen Minister zur Seite, der fähig wäre ihn zu leiten; die Aristokratie bringt nichts mehr hervor und gibt nur noch zu Aergernissen Anlaß; die Regierung muß sich in einer gesundern und tiefern Schicht der Nation aufs neue kräftigen; die Zeit der Demokratie ist herangenaht; warum sie noch aufschieben? Ihr seid die Männer, die Tugenden, die Charaktere, die Kenntnisse derselben; die Revolution ist hinter euch, sie begrüßt euch, sie treibt euch vorwärts, und ihr wolltet sie, trotz des Vertrauens, das sie euch beweist, bei'm ersten Lächeln eines Königs verlassen, weil er die Gutmüthigkeit eines Mannes aus dem Volke besitzt! Nein, Ludwig XVI., der von der Nation halb entthront ist, kann die Verfassung, die ihm Fesseln auferlegt, nicht lieben; er kann sich stellen, als ob ihm diese Fesseln werth wären, aber er wird mit ganzer Seele darnach streben sie wieder abzuschütteln. Seine einzige Hülfe ist jetzt, seine Anhänglichkeit an die Revolution laut zu bekennen und die Minister einzuschläfern, welche die Revolution beauftragt, seine Umtriebe genau zu bewachen; aber diese Verstellung ist die letzte und gefährlichste aller Verschwörungen des Thrones. Die Verfassung ist die Absetzung Ludwigs XVI. und die patriotischen Minister müssen ihn bewachen; es gibt keine gefallne Größe, die ihre Erniedrigung liebt, es gibt keinen Mann, der seine Demüthigung liebt: glaube an die menschliche Natur, Roland, sie allein täuscht niemals, und sei mistrauisch gegen die Höfe; deine Tugend steht zu hoch, um die Fallen zu sehen, welche die Höflinge dir auf allen Seiten stellen."

XI.

Solche Worte machten Roland schwankend. Brissot, Condorcet, Vergniaud, Gensonné, Guadet und vorzüglich Buzot, der Freund und der innigste Vertraute seiner Frau, steigerten in den Abendzusammenkünften das Mistrauen des Ministers. Die Unterhaltungen mit ihnen gaben ihm Anlaß, neuen Argwohn zu schöpfen. Mit ernstern Mienen, mit strengern Ansichten ging er in die Sitzungen der Minister; der König entwaffnete ihn durch seine Freimüthigkeit, Dumouriez entmuthigte ihn durch seine Heiterkeit, das Bewußtsein, eine hohe Stelle bei der Leitung der Angelegenheiten zu bekleiden, schmeichelte seiner Eitelkeit und ließ ihn weniger kräftig auftreten. Er suchte zur Lösung der beiden großen Schwierigkeiten, die Alles in Anspruch nahmen, Fristen zu erlangen; diese Schwierigkeiten waren die Entscheidung der Kriegsfrage und die vom Könige zu erlangende Bestätigung zweier Beschlüsse, die seinem Herzen und seinem Gewissen am meisten zuwider waren, des Beschlusses gegen die Emigranten und des Beschlusses gegen die unvereideten Priester.

Während Roland und seine Collegen auf alle Weise Ausflüchte suchten, um keine bestimmte Entscheidung abgeben zu müssen, nahm Dumouriez den König ganz für sich ein und riß die öffentliche Gunst an sich. Die Erklärung seines Betragens hierbei lag in den Worten, die er kurz vorher in einer geheimen Zusammenkunft mit Herrn v. Montmorin ausgesprochen hatte: „Wenn ich König von Frankreich wäre, so würde ich die Pläne aller Parteien dadurch vereiteln, daß ich mich an die Spitze der Revolution stellte.“

Diese Worte drückten die einzige Politik aus, welche Ludwig XVI. hätte retten können. In Revolutionszeiten wird ein König, der nicht revolutionair ist, unvermeidlich zwischen zwei Parteien erdrückt, ein neutraler König regiert nicht mehr, ein geduldeter König erniedrigt den Thron, ein von seinem Volke besiegter König hat keinen andern Zufluchtsort, als in der Verbannung oder auf dem Blutgerüste. Dumouriez sah ein, daß er vor Allem den König

davon überzeugen mußte, wie sehr er ihm ergeben sei, daß er ihn wie einen Vertrauten oder gleichsam wie einen Mitschuldigen von der Rolle, die er zu spielen sich vornahm, in Kenntniß setzen mußte; daß es darauf ankam, den geheimen Vermittler zwischen dem Willen des Königs und den Forderungen der Minister zu machen, und so den König durch seinen Einfluß auf die Girondisten, die Girondisten durch seinen Einfluß auf den König zu beherrschen; diese Rolle als Günstling des Unglücks und als Beschützer einer Königin gefiel seinem Ehrgeize eben so wie seinem Herzen. Als Soldat, als Diplomat, als Edelmann hatte er dem seiner Würde beraubten Königthum gegenüber ganz andre Gefühle, als das Gefühl befriedigter Eifersucht, welches sich bei den Girondisten Luft machte. Für Dumouriez bestand das Blendende des Thrones; für die Girondisten bestand nur das Blendende der Freiheit. Dieser Unterschied zwischen beiden, der sich in Haltung, in Sprache, in Geberde kund gab, konnte Ludwig's XVI. Beobachtungsgabe nicht lange verborgen bleiben. Die Könige haben ein doppeltes feines Gefühl, das durch Misgeschick noch gesteigert wird; die unglücklichen erkennen das Mitleiden an einem Blicke; es ist die einzige Huldigung, die zu empfangen, ihnen erlaubt ist, und sie sind desto eifersüchtiger darauf. In einer geheimen Unterhaltung eröffneten sich der König und Dumouriez gegenseitig ihre Ansichten.

XII.

Dumouriez' ungestümes Betragen, während er in der Normandie commandirte, seine Freundschaft mit Gensonné, seine Beliebtheit bei den Jacobinern hatten Ludwig XVI. gegen ihn eingenommen. Dumouriez seinerseits erwartete den König der Constitution feindlich gesinnt und durch die Beleidigungen des Volks erbittert zu finden; er glaubte, daß sein Geist der eines beschränkten Routiniers, daß er heftig und auffahrend, daß seine Redeweise herrisch und für die, welche mit ihm umgingen, beleidigend sei. Dies war ein Zerrbild dieses unglücklichen Fürsten. Um ihn der Nation verhaßt zu machen, mußte er entstellt werden.

Dumouriez bemerkte an ihm an diesem Tage und während der drei Monate, die er Minister war, gesunden

Sinn, eines für alle Gefühle des Wohlwollens offnes Herz, eine einnehmende Höflichkeit, eine Langmuth und eine Geduld, die durch alle traurigen Verhältnisse seiner Lage nicht vermindert wurden. Nur wurde das freiere Aufstreben seines Gemüths durch eine große Schüchternheit, das Ergebniß der Abgeschlossenheit, in der ihn Ludwig XV. lange Zeit während seiner Jugend gehalten hatte, fast ganz gehemmt. Diese Schüchternheit zeigte sich auch in seinen Worten und in seinem Umgange mit Andern durch Unbehülflichkeit und Verlegenheit, welche die Anmuth seines Wesens in Schatten stellten. Sein Muth beruhte auf Nachdenken und war unerschütterlich; er sprach zu Dumouriez oft von seinem Tode, wie von einem wahrscheinlichen und verhängnißvollen Ereignisse, dessen Herannahen weder seiner Heiterkeit Eintrag thun, noch ihn verhindern würde, bis an's Ende seine Pflichten als Vater und als König zu erfüllen.

„Ew. Majestät haben die schlimme Meinung aufgegeben, welche Ihnen von mir beigebracht worden war," sagte Dumouriez zum König, indem er ihn mit der Rührung anredete, welche das Mitgefühl bei ehrfurchtsvoller Annäherung durchblicken läßt, während seine Mienen deutlicher noch als die Worte ausdrückten, was er in seinem Herzen fühlte. „Sie haben mir durch Hrn. v. Laporte befehlen lassen, den Posten den ich ausgeschlagen hatte, anzunehmen." — „Ja," erwiderte der König. — „Nun, ich weihe mich ganz und gar dem Dienste und dem Wohle Ew. Majestät. Aber die Rolle eines Ministers ist nicht mehr die nämliche, wie früher. Ohne aufzuhören Diener des Königs zu sein, bin ich der Mann der Nation. Ich werde mit Ihnen immer die Sprache der Freiheit und der Verfassung sprechen. Dulden Sie es, daß ich, um Ihnen nützlicher zu sein, öffentlich und im Rathe nur die constitutionelle Seite meiner Rolle zeige, und daß ich alle Beziehungen vermeide, welche irgendwie merken lassen könnten, wie sehr ich Ihnen persönlich ergeben bin. Ich werde in dieser Hinsicht mich an keine Etiquette kehren; ich werde mich nicht bemühen, Ihnen gefällig zu erscheinen; im Ministerrathe werde ich Ihren Wünschen widersprechen; ich werde Männer, die der Nation ergeben sind, dazu be-

stimmen, Frankreich im Auslande zu vertreten. Wenn Ihr Widerwille gegen die, welche ich dazu gewählt, unbesiegbar ist und auf gültigen Gründen beruht, so werde ich Ihnen gehorchen; wenn dieser Widerwille aber so weit geht, das Wohl des Vaterlandes und Ihr eignes in Gefahr zu bringen, so werde ich Ew. Majestät bitten, mir zu erlauben mich zurückziehn zu dürfen und mir einen Nachfolger zu bestimmen. Denken Sie an die furchtbaren Gefahren, die Ihren Thron umlagern. Er muß durch das Vertrauen des Volks auf die Aufrichtigkeit Ihrer Anhänglichkeit an die Revolution wieder befestigt werden. Es ist eine Eroberung, die Sie machen können, wenn Sie es wollen. Ich habe vier Schreiben an die Gesandten in diesem Sinne abgefaßt. Ich spreche darin eine in den gegenseitigen Beziehungen der Höfe ungewohnte Sprache, die Sprache einer beleidigten und entschlossnen Nation. Morgen werde ich sie in Ihrer Gegenwart in der Sitzung der Minister vorlesen. Wenn Sie meine Arbeit billigen, so werde ich fortfahren, so zu reden, und werde auf eine meinen Worten entsprechende Weise handeln; wenn dies nicht der Fall ist, so bin ich zur Abreise bereit, und werde, da ich Ihnen nicht mit meinem Rathe förderlich sein kann, dahin gehen, wohin mich meine Neigung und meine dreißigjährigen Studien rufen, nämlich meinem Vaterlande meine Dienste als Soldat anbieten."

Der König war erstaunt und gerührt und sagte: „Ich liebe Ihre Freimüthigkeit, ich weiß, daß Sie mir ergeben sind, und erwarte Alles von Ihren Diensten. Ich bin gegen Sie eingenommen gewesen, aber dieser Augenblick gleicht Alles wieder aus. Gehen Sie und handeln Sie, wie es Ihnen Ihr Herz eingibt und wie es die Interessen der Nation, welche die meinigen sind, verlangen." Dumouriez verließ ihn, aber er wußte, daß die Königin, die von ihrem Gemahl angebetet wurde, die Politik des Königs nach den Eingebungen ihres leidenschaftlichen und veränderlichen Gemüthes gestaltete. Er wünschte und fürchtete zu gleicher Zeit mit ihr eine Zusammenkunft. Ein Wort von ihr konnte die kühne Unternehmung, den König mit der Nation auszusöhnen, welche er in's Werk zu setzen wagte, vollenden lassen oder vereiteln.

XIII.

Die Königin ließ den General in ihre entlegensten Zimmer kommen. Dumouriez fand sie allein; ihr Gesicht drückte aus, daß in ihrem Innern ein Kampf stattfand und sie ging in großer Aufregung in der Stube herum, wie Jemand, den das stürmische Drängen seiner Gedanken zur Bewegung treibt. Dumouriez fühlte Ehrfurcht und Theilnahme, als er die schöne und so unglückliche Königin vor sich sah. Er trat in das Zimmer und blieb schweigend neben dem Kamine stehen. Mit majestätischer Haltung und aufgebrachter Miene kam sie auf ihn zu, und sagte mit einem Ausdrucke, welcher Erbitterung gegen das Unglück und Verachtung des Schicksals anzeigte: „Sie sind in diesem Augenblicke allmächtig, aber Sie sind es nur durch die Gunst des Volkes, das seine Götzenbilder bald wieder umstürzt.“ Sie wartete seine Antwort nicht ab und fuhr fort: „Ihr Leben hängt von Ihrem Betragen ab. Es heißt, daß Sie Talente besitzen. Sie können sich leicht denken, daß weder der König noch ich selbst alle die neuen Sachen der Constitution ertragen können. Ich erkläre es Ihnen frei heraus. Also richten Sie sich darnach.“

„Ew. Majestät,“ sagte Dumouriez überrascht, „ich bin über die gefährliche Eröffnung erschrocken, die Sie mir soeben machen; ich werde sie nicht verrathen; aber ich stehe zwischen dem Könige und der Nation und ich gehöre meinem Vaterlande an. Erlauben Sie mir,“ fuhr er, ehrfurchtsvoll in sie dringend, fort, „Ihnen vorzustellen, daß das Wohl des Königs, Ihr eignes, das Ihrer Kinder, selbst die Wiederherstellung des königlichen Ansehns mit der Verfassung in Verbindung steht. Sie sind von Feinden umgeben, die Sie ihren eignen Interessen aufopfern; die Constitution allein kann, wenn sie sich befestigt, Sie schützen und zum Glücke und zum Ruhme des Königs beitragen.“ — „Das wird nicht dauern, nehmen Sie sich in Acht!“ erwiderte die Königin mit einem drohenden und zornigen Blicke. Dumouriez glaubte in diesem Blicke und den Worten eine Anspielung auf die Gefahren, die ihn treffen könnten, und einen Versuch, ihn in Furcht zu setzen, zu bemerken. Er

sagte mit gedämpfter Stimme und mit einem Tone, der die Festigkeit des Soldaten kundgab, aber auch zu gleicher Zeit Rührung durchblicken ließ: „Ich bin über funfzig Jahre alt; ich habe in meinem Leben viele Gefahren zu bestehen gehabt; als ich den Ministerposten annahm habe ich wohl gewußt, daß meine Verantwortlichkeit nicht die größte Gefahr sei, die mir drohen könnte.“ — „O,“ rief die Königin mit einer Geberde des Abscheus aus; „nur diese Verleumdung und diese Schmach fehlte noch; Sie scheinen der Meinung zu sein, daß ich fähig bin, Sie ermorden zu lassen!“ Thränen des Unwillens erstickten hier ihre Stimme. Dumouriez, der eben so erschüttert war wie die Königin, verwahrte sich auf das Stärkste dagegen, daß er ihrer Antwort habe eine so schmähliche Deutung geben wollen. „Möge mich Gott davor bewahren, Ew. Majestät auf so schreckliche Weise beleidigen zu wollen. Ihre Seele ist edel und groß und der Heldenmuth, den Sie bei so vielen Gelegenheiten gezeigt haben, hat mich für alle Zeiten an Sie gefesselt.“ Sie wurde bald beruhigt und legte zum Zeichen der Versöhnung ihre Hand auf Dumouriez' Arm.

Der Minister benutzte die Zeit, als die Königin wieder gefaßt war und ihm Vertrauen bewies, um ihr Rathschläge zu ertheilen, für deren Aufrichtigkeit seine Mienen und der Ton seiner Stimme zeugten: „Ew. Majestät können überzeugt sein, daß ich kein Interesse dabei habe, Sie zu täuschen; ich verabscheue ebenso wie Sie die Anarchie und ihre Verbrechen, aber ich habe Erfahrung, ich lebe mitten unter den Parteien, ich bin dem Volke nahe, ich kann besser, wie Ew. Majestät die Bedeutung und die Richtung der Ereignisse beurtheilen. Es ist hier nicht die Rede von einer einzelnen Volksbewegung, wie Sie zu glauben scheinen, sondern von einer fast einstimmigen Erhebung einer großen Nation gegen eine veraltete und zerfallende Ordnung der Dinge. Große Parteiungen fachen den Brand an; bei allen gibt es Bösewichte und Irrsinnige. Ich erblicke in der Revolution nur den König und die Nation. Was darauf ausgeht, sie zu trennen, stürzt sie beide ins Verderben. Ich will sie vereinigen. Sie können mir dabei Hülfe leisten. Wenn ich Ihren Plänen im Wege stehe

und wenn Sie dieselben nicht aufgeben wollen, so eröffnen Sie es mir, und im nächsten Augenblicke verlasse ich meinen Posten, um in der Zurückgezogenheit das Schicksal meines Vaterlandes und das Ihrige zu betrauern." Die Königin wurde gerührt und überzeugt. Dumouriez' Offenheit gefiel ihr und riß sie mit fort. Das Herz des Soldaten bürgte ihr für die Aufrichtigkeit der Worte, die er als Staatsmann zu ihr gesprochen. Entschlossen und heldenmüthig, wie sie war, sah sie lieber diesen Soldaten im Rathe des Königs, als die Politiker und die Redner, die schöne Reden hielten, die sich aber jeder Aeußerung der öffentlichen Meinung und jedem Aufruhre beugten. Die Königin und der General faßten zu einander Vertrauen.

Die Königin hielt eine Zeit lang, was sie versprochen. Die erneuten Beleidigungen des Volks ließen gegen ihren Willen ihren Zorn wieder ausbrechen und brachten sie wieder dahin, an Verschwörungen zu denken." „Sehen Sie!" sagte sie eines Tags in Dumouriez' Gegenwart zum König, indem sie mit der Hand nach den Gipfeln der Bäume im Garten der Tuilerien zeigte; „ich bin Gefangene in diesem Palaste, ich wage nicht mehr auf der Gartenseite zum Fenster hinauszusehn. Die Haufen, die unten stehen und die selbst meine Thränen belauschen, verspotten mich, wenn ich hier erscheine. Gestern bin ich, um Luft zu schöpfen, an ein Fenster, das auf den Hof geht, getreten und ein Kanonier, der auf Wache war, hat mir eine abscheuliche Beleidigung zugerufen .... Wie gern möchte ich, hat er hinzugefügt, deinen Kopf hier auf der Spitze meines Bajonettes sehen .... In diesem schrecklichen Garten sieht man auf der einen Seite einen Mann auf einem Stuhle stehen, der die schändlichsten Beleidigungen gegen uns ausstößt, und dessen drohende Geberden gegen die Bewohner des Palastes gerichtet sind; auf der andern Seite sieht man, wie die Menge sich zusammenrottet und unter Schlägen und Schmähungen einen Soldaten oder einen Priester nach dem Wasserbecken schleppt. Während dieser Zeit spielen Andre, kaum einige Schritte von diesen unheimlichen Scenen entfernt, mit dem Ballon und gehen in den Laubgängen spazieren. Welcher Aufenthalt! welches Leben! welches Volk!" Dumouriez konnte nur die königliche Familie be-

dauern und ihr Geduld anempfehlen. Aber die Geduld der Opfer hört eher auf, als die Grausamkeit der Henker. Ließ sich wohl mit gutem Gewissen von einer muthigen, stolzen Königin, die daran gewöhnt war, von ihrem Hof angebetet zu werden, verlangen, bei der Revolution das zu lieben, was das Werkzeug der Demüthigungen und Peinigungen, die sie trafen, war, und in diesem gleichgültigen oder grausamen Volke eine Nation zu erblicken, die der Herrschaft und der Freiheit würdig war?

XIV.

Als Dumouriez mit dem Hofe seine Maßregeln getroffen, zögerte er nicht, den ganzen Abstand, der zwischen den König und den äußersten Parteien war, verschwinden zu lassen und der Regierung ein durchaus patriotisches Ansehn zu geben. Er zeigte sich zuvorkommend gegen die Jacobiner und kam am folgenden Tage ohne Furcht in ihre Sitzung. Staunend und schweigend sahen ihn die Galerien eintreten. Sein kriegerisches Gesicht und sein ungestümer Gang nimmt im voraus die Versammlung für ihn ein. Niemand vermuthet bei solcher Kühnheit die List, die sich darunter verbirgt. Er wird nur als ein Minister angesehen, der sich dem Volke hingibt, und alle Herzen sind ihm gewogen.

Zu dieser Zeit war die rothe Mütze, das Zeichen der übertriebensten Meinungen, eine Art Livrée des Volkes, die von seinen Demagogen und seinen Schmeichlern getragen wurde, fast einstimmig von den Jacobinern angenommen worden. Dieses Zeichen, wie viele ähnlicher Art, welche die Revolutionen durch den Zufall annehmen, wußten selbst diejenigen, welche es trugen, nicht zu erklären. Zum ersten Male war es während des Triumphes der Soldaten vom Regimente Chateauvieux öffentlich getragen worden. Die Einen meinten, es wäre die Kopfbedeckung der Galeerensklaven, die ehemals Schande brachte, aber, seit sie von den Märtyrern der Empörung getragen worden, zum Ruhme gereiche; es hieß, das Volk habe diese Kopfbedeckung von aller daran haftenden Schande frei machen wollen, indem

es dieselbe mit ihnen getragen. Andere erblickten darin die phrygische Mütze, das Zeichen der Freilassung der Sklaven.

Die rothe Mütze hatte vom ersten Anfang an bei den Jacobinern zu Streitigkeiten und Spaltungen Anlaß gegeben. Die Ueberspannten setzten sie auf, die Gemäßigten thaten dies noch nicht. Dumouriez zögert nicht, er steigt auf die Rednerbühne, setzt das Zeichen des Patriotismus auf und gibt sich so den Anschein, zur äußersten Partei zu gehören. Diese wortlose, aber bedeutungsvolle Meinungsäußerung läßt überall Begeisternng für ihn ausbrechen. „Meine Brüder und meine Freunde," sagt Dumouriez, „jeder Augenblick meines Lebens ist dazu bestimmt, den Willen des Volks zu thun und die Wahl des constitutionellen Königs zu rechtfertigen. Ich werde in den Unterhandlungen alle Kräfte eines freien Volks sichtbar werden lassen, und diese Unterhandlungen werden in kurzer Zeit einen sichern Frieden oder einen entscheidenden Krieg zur Folge haben (Beifallsbezeigungen). Wenn wir diesen Krieg bekommen, dann werfe ich die Feder weg und werde meine Stelle bei dem Heere einnehmen, um mit meinen Brüdern zu siegen oder frei zu sterben. Eine große Last liegt auf mir! Brüder, helft sie mir ertragen. Ich habe Rath nöthig. Laßt mir ihn durch eure Journale zukommen. Sagt mir die Wahrheit, die bittersten Wahrheiten. Nur gebt der Verleumdung keinen Raum und stoßt nicht einen Bürger zurück, dessen Aufrichtigkeit und Unerschrockenheit ihr kennt und der sich der Sache der Revolution und der Nation weiht."

Der Präsident erwiderte dem Minister, daß die Gesellschaft es sich zum Ruhme anrechne, ihn unter ihre Brüder zu zählen. Diese Worte ließen ein Gemurmel entstehen, das jedoch von den Beifallsbezeigungen übertäubt wurde, die Dumouriez bis zu seinem Platze begleiteten. Es wurde verlangt, die beiden Reden sollten gedruckt werden. Legendre widersetzte sich diesem Vorschlage aus Sparsamkeit und wurde von den Galerien ausgezischt „Wozu sollen diese ungewöhnlichen Ehrenbezeigungen und diese Antwort des Präsidenten auf die Rede des Ministers dienen?" sagte Collot d'Herbois. „Kommt er als Minister hierher, so kann ihm nichts geantwortet werden. Kommt er als Verbündeter und als Bruder, so thut er nur seine Pflicht

und setzt sich mit unsern Ansichten in Einklang. Nur eine Antwort kann ihm ertheilt werden: er möge handeln, wie er spricht." Dumouriez hebt die Hand auf und macht eine Bewegung, die Collot d'Herbois' Worten entspricht.

Robespierre steht auf, sieht Dumouriez mit strengem Lächeln an und sagt: „Ich gehöre nicht unter Diejenigen, welche es für durchaus unmöglich halten, daß ein Minister Patriot sein kann, und ich nehme selbst mit Vergnügen an, was Hr. Dumouriez über seine künftige Handlungsweise aussagt. Wenn er wirklich seine Verheißungen erfüllt, wenn er die Feinde zerstreut haben wird, die von seinen Vorgängern und von den Verschwörern, die noch jetzt ungeachtet der Entfernung einiger Minister die Regierung leiten, gegen uns zu den Waffen gerufen worden sind, dann werde ich geneigt sein, ihm das zukommende Lob zu ertheilen, und selbst dann werde ich nicht der Meinung sein, daß nicht jeder gute Bürger dieser Gesellschaft mit ihm auf gleicher Stufe stehe. Das Volk allein ist groß, ist ehrenwerth in meinen Augen! Vor ihm verschwindet das Spielwerk der Ministergewalt. Aus Achtung vor dem Volke, vor dem Minister selbst verlange ich, daß sein Eintritt bei uns nicht zu Huldigungen Anlaß gebe, die den Verfall der öffentlichen Meinung bezeugen würden. Er verlangt von uns, wir sollen den Ministern Rathschläge ertheilen. Ich meinerseits verspreche, ihm Rathschläge zu geben, die ihnen selbst und dem Ganzen zum Besten gereichen werden. So lange Herr Dumouriez durch glänzende Beweise seines Patriotismus und vorzüglich durch wirkliche dem Vaterlande geleistete Dienste darlegen wird, daß er der Bruder der guten Bürger und der Vertheidiger des Volkes ist, wird er hier nur Unterstützung finden. Die Gegenwart eines Ministers gibt mir zu keinen Befürchtungen für diese Gesellschaft Anlaß, aber ich erkläre, daß ich an dem Tage, an welchem ein Minister hier mehr Einfluß erlangen würde als ein Bürger, seine Ausweisung durch Abstimmung verlangen würde. Der Fall wird nicht eintreten!"

Robespierre steigt von der Rednerbühne herab. Dumouriez wirft sich in seine Arme. Die Versammlung steht auf, die Galerien beweisen durch Beifallklatschen ihre Freude an dieser brüderlichen Umarmung. Es wird darin ein gün-

stiges Vorzeichen der Vereinigung der Regierungsgewalt mit dem Volke gesehn. Der Präsident Doppet liest, die rothe Mütze auf dem Kopfe, einen Brief Péthions über diese neue von den Patrioten angenommne Kopfbedeckung vor. Péthion spricht sich darin gegen dieses überflüssige Zeichen des Bürgerthums aus.

„Dieses Zeichen,“ sagt er, „anstatt eurer Popularität zu nützen, setzt die Gemüther in Schrecken und gibt Anlaß dazu, Verleumdungen gegen euch auszusprengen. Die Zeit ist ernst und die Aeußerungen des Patriotismus müssen ernst sein, wie die Zeit. Die Revolution wird zu solchen nichtigen Dingen von ihren Feinden getrieben, welche später das Recht haben wollen, sie des Leichtsinns und der Veränderlichkeit zu beschuldigen. Sie geben so dem Patriotismus den Anschein einer untergeordneten Partei. Solche Zeichen trennen Die, welche zusammenhalten müssen. Wie sehr sie auch im gegenwärtigen Augenblicke im Schwunge sind und wie sehr auch von vielen Seiten dazu gerathen wird, sie werden doch niemals allgemeine Annahme finden. Mancher für das öffentliche Wohl leidenschaftlich eingenommene Mann wird sehr gleichgültig gegen die rothe Mütze sein. Mit diesem Zeichen wird die Freiheit weder schöner noch majestätischer werden, aber diese Abzeichen, mit denen ihr euch ziert, werden als Vorwand dienen, unter den Kindern der Freiheit Spaltungen entstehen zu lassen. Ein Bürgerkrieg, der mit einem Witzwort beginnt und mit Blutvergießen endet, kann einer lächerlichen Kundgebung wegen entstehen. Ich überlasse es euch, über diese Ideen nachzudenken.“

XV.

Während der Präsident, ein ängstlicher Mann, der in Péthion's Rathschlägen den Willen Robespierre's erkannte, diesen Brief vorlas, hatte er verstohlner Weise das so verschmähte Zeichen von seinem Kopfe abgenommen. In der Gesellschaft folgte ein Mitglied nach dem andern seinem Beispiele. Robespierre, der allein dieses in die Mode gekommne Spielzeug nicht angenommen, und unter dessen Mitwirkung Péthion den Brief abgefaßt hatte, steigt auf die Rednerbühne und sagt:

„Ich achte, wie der Maire von Paris, jedes Abzeichen der Freiheit, aber wir haben ein Zeichen, das uns beständig den Schwur, frei zu leben oder zu sterben, in's Gedächtniß zurückruft, und hier ist dieses Zeichen. (Er weist auf seine Kokarde.) Wenn die Bürger die rothe Mütze, die sie aus löblichem Patriotismus angenommen, wieder ablegen, so verlieren sie nichts dabei. Die Freunde der Revolution werden wie früher sich an dem Zeichen der Vernunft und der Tugend erkennen! Diese Zeichen gehören uns allein an, alle andere können von Aristokraten und Verräthern nachgeahmt werden! Ich erinnere euch im Namen Frankreichs an das einzige Sammelzeichen, welches unsern Feinden Achtung gebietet! Laßt uns nur die Kokarde und die Fahne, unter welcher die Constitution entstanden ist, beibehalten!"

Die rothe Mütze verschwand aus dem Saale. Aber selbst Robespierre's Stimme und der Entschluß der Jacobiner konnte nicht der Aufregung steuern, welche dieses Zeichen der rächenden Gleichheit hatte auf allen Häuptern erscheinen lassen. Noch an demselben Tage, an welchem es von den Jacobinern verworfen worden, wurde es auf allen Theatern gefeiert. Das Brustbild Voltaire's, des Zerstörers der Vorurtheile, ward unter Beifallklatschen der Zuschauer mit der phrygischen Mütze bedeckt. Die rothe Mütze und die Pike machten Uniform und Waffe des Bürgers aus, wenn er als Soldat auftrat. Die Girondisten, denen dieses Zeichen zuwider war, so lange es ihnen schien, als ob Robespierre dafür stimme, entschuldigten es, sobald er es verworfen hatte. Brissot selbst ließ darüber sein Bedauern aus, als er über diese Sitzung Bericht erstattete, „weil," sagte er, „dieses von dem ärmsten Theile der Bevölkerung angenommne Symbol eine Demüthigung für die Reichen und ein Schrecken für die Aristokraten würde." Der Bruch zwischen Beiden wurde immer bedeutender, es gab weder bei den Jacobinern, noch in der Versammlung, noch bei der Regierungsgewalt Raum genug für diese beiden ehrgeizigen Männer, die sich um die Herrschaft über die öffentliche Meinung stritten.

Die ganz unter girondistischem Einfluß geschehne Ernennung der Minister, die Zusammenkünfte bei Madame Roland, Brissot's, Guadet's, Vergniaud's Gegenwart bei den Berathungen der Minister, die Besetzung der Aemter

mit ihren Freunden, alles dies gab zu Vorwürfen Anlaß, welche ihnen insgeheim die eifrigsten Jacobiner machten. Diese Jacobiner, Robespierre's und Danton's Freunde, wurden Bergpartei genannt, weil sie die höchsten Bänke des amphitheatralisch gebauten Versammlungssaales einnahmen. „Erinnert euch,“ sagten sie, „an den Scharfblick Robespierre's, der fast prophetischer Geist genannt werden könnte, als er Brissot, der den frühern Minister Lessart angriff, antwortete und ihn diese so bald gerechtfertigte Anspielung hören ließ: Ich für mein Theil, der ich weder für mich noch für meine Freunde die Augen auf die Ministerstellen richte ....“ Die girondistischen Journale ihrerseits schmähten diesen Haufen Verleumder und kleiner Tyrannen, die Catilina, wenn auch nicht durch ihren Muth, doch durch ihre Verbrechen gleichkamen. So fing der Krieg mit Beleidigungen an.

Während dieser Zeit schrieb der König, als das Ministerium vollständig geworden war, an die Versammlung einen Brief, der eher einer Abdankung zu Gunsten der öffentlichen Meinung, als dem constitutionellen Act einer freien Regierungsgewalt glich. Wollte er mit dieser demüthigen Ergebung seine abhängige Stellung zur Schau tragen, wollte er vom Throne herab den unter den Waffen stehenden Mächten ein Zeichen seiner Erniedrigung und des ihm auferlegten Zwanges zukommen lassen, damit sie einsehen sollten, daß er nicht mehr frei wäre, und in ihm nur ein gekröntes Werkzeug der Jacobiner erblicken sollten? Der Brief lautete folgendermaßen:

„Tief betroffen von den Unordnungen, die sich auf betrübende Weise in Frankreich zeigen, und im Gefühl der Pflicht, welche mir die Verfassung auferlegt, über die Erhaltung der Ordnung und der öffentlichen Ruhe zu wachen, habe ich nicht aufgehört alle Mittel anzuwenden, welche sie in meine Macht stellt, um den Gesetzen ihre Geltung zu verschaffen; ich hatte zu meinen ersten Beamten Männer gewählt, welche die Rechtlichkeit ihrer Principien und ihrer Ansichten empfehlungswerth machte. Sie haben ihren Posten aufgegeben und ich glaubte sie durch Männer ersetzen zu müssen, die durch ihre populären Ansichten in Ansehen stehen. Sie haben mir so oft wiederholt, daß dieses Ver-

fahren das einzige Mittel wäre, zu der Wiederherstellung der Ordnung und zur Ausübung der Gesetze zu gelangen und ich habe geglaubt es einschlagen zu müssen, um der Böswilligkeit auch nicht einen Vorwand mehr zu lassen, an meinem aufrichtigen Wunsche zum Wohle und zum Glücke meines Landes beizutragen, zu zweifeln. Ich habe zum Finanzminister Hrn. Clavi.re uud zum Minister des Innern Hrn. Roland ernannt. Ich bin von dem, den ich zum Justizminister bestimmt hatte, gebeten worden, eine andre Wahl zu treffen, und sobald dies geschehen, werde ich nicht ermangeln, die Versammlung davon in Kenntniß zu setzen.... Gezeichnet Louis."

Die Versammlung empfing dieses Schreiben mit Beifallrufen. Sie hatte den König in ihrer Gewalt und konnte aus ihm ein Werkzeug zur Umgestaltung der Verhältnisse machen. Im Ministerrathe schien die größte Einigkeit zu herrschen. Der König setzte die neuen Minister durch seine Ausdauer und sein Geschick bei Führung der Angelegenheiten in Erstaunen. Er sprach mit jedem, wie es ihm am besten gefallen mußte, mit Roland über seine Schriften, mit Dumouriez über seine Abenteuer, mit Clavière über die Finanzen; er vermied alle Berathung über allgemeine Politik, die störend hätte einwirken können. Madame Roland machte ihrem Mann Vorwürfe darüber, daß solche Gespräche geführt würden, sie forderte ihn auf, die Zeit nützlich anzuwenden, die Besprechungen bestimmter zu machen und ein genaues Register darüber zu führen, um später seine Verantwortlichkeit zu retten. Die Minister kamen überein, sich bei ihr viermal in der Woche vor ihrer Sitzung zum Essen zu versammeln, um darüber zu berathen, was sie thun und welche Sprache sie dem Könige gegenüber zu führen hätten. In diesen vertraulichen Zusammenkünften flößten Buzot, Guadet, Vergniaud, Gensonné, Brissot den Ministern die Ansichten ihrer Partei ein und herrschten, ohne bemerkbar zu werden, über die Versammlung und den König. Es dauerte nicht lange, so wurde ihnen Dumouriez verdächtig. Sein Geist war zu groß, um sich ihrer Herrschaft zu beugen, und sein Charakter zu biegsam, um ihren Fanatismus zu theilen. Madame Roland, durch sein bestechendes Wesen für ihn eingenommen, bewunderte ihn, aber nur, indem sie

sich Vorwürfe darüber machte; sie sah ein, daß das Genie dieses Mannes ihrer Partei nothwendig war, aber daß das Genie ohne Tugend für die Republik verderblich sein werde. Sie machte ihre Freunde gegen Dumouriez mistrauisch. Der König verschob es immer wieder von neuem, den Beschlüssen der Versammlung gegen die Emigranten und gegen die Priester die von den Girondisten verlangte Bestätigung zu ertheilen. Madame Roland, die voraussah, daß die Minister früher oder später vom Volke wegen Verzögerung dieser Bestätigung zu strenger Rechenschaft gezogen werden würden, wollte ihre Maßregeln gegen die Angriffe der öffentlichen Meinung treffen. Sie überredete ihren Mann, dem Könige im Vertrauen einen Brief voll strenger patriotischer Lehren zu schreiben, diesen in der Sitzung dem Könige vorzulesen und eine Abschrift davon zu behalten, die Roland zur passenden Zeit veröffentlichen sollte, um als Anklageacte gegen Ludwig XVI. und als Rechtfertigung für ihn selbst zu dienen. In dieser hinterlistigen Vorsichtsmaßregel gegen die Treulosigkeit des Hofes lag etwas Schmähliches und Feiges; sie war eine Falle, die gestellt wurde, und glich einer Angeberei. Leidenschaft allein, welche den klaren geistigen Blick trübt, konnte eine edeldenkende Frau so verblenden, eine solche That nicht ihrem wahren Wesen nach zu erkennen; aber der Parteigeist tritt an die Stelle der Moral, der Gerechtigkeit und auch an die Stelle der Tugend. Dieser Brief wurde in Roland's Hand zu einer verborgnen Waffe, welche er sich bewahrte, um dem Rufe des Königs den Todesstoß versetzen, den seinigen aber retten zu können; seine Frau faßte den Brief ab, nachdem sie den ersten Gedanken dazu gegeben hatte. Dies war ihr einziges Verbrechen oder vielmehr die einzige Verirrung ihres Hasses, aber auch das Einzige, worüber sie sich am Fuße des Blutgerüstes Vorwürfe machte.

XVI.

„Sire," sagte Roland in diesem berüchtigten Briefe, der Zustand der Dinge kann nicht bleiben, wie er ist; es ist ein Zustand der Krise und durch irgend eine gewaltsame Veränderung muß ihm ein Ende gemacht

werden. Frankreich hat sich eine Verfassung gegeben; die Minorität untergräbt sie, die Majorität vertheidigt sie. Sie haben die höchste Gewalt inne gehabt, Sie haben sie nicht ohne schmerzliches Bedauern verlieren können. Die Feinde der Revolution lassen in ihren Berechnungen den Gefühlen, welche sie bei Ihnen vermuthen, eine Stelle finden. Sie würden sich stark fühlen, wenn Sie ihnen insgeheim Ihre Gunst schenkten. Sollen Sie sich nun jetzt den Feinden oder den Freunden der Verfassung zuwenden? Sprechen Sie sich hierüber ein für alle Mal aus. Königthum, Geistlichkeit, Adel, Aristokratie müssen vor den Veränderungen zurückschrecken, die ihnen den Untergang bringen; auf der andern Seite erblickt das Volk in der Revolution den Triumph seiner Rechte, die es sich nicht wieder entreißen lassen wird. Die Erklärung der Rechte ist das neue Evangelium geworden. Die Freiheit ist von nun an die Religion der Völker. Bei diesem Zusammenstoß entgegengesetzter Interessen sind alle Gefühle auf die Spitze getrieben worden; die Meinungen haben den Ton der Leidenschaften angenommen. Das Vaterland ist nicht mehr ein Gedankending, es ist etwas wirklich Bestehendes, an das man sich durch das Glück, welches er verheißt, und durch die Opfer, die man ihm gebracht, gefesselt fühlt. Bis zu welchem übermäßigen Grade wird dieser Patriotismus gesteigert werden, wenn in dem nicht mehr fernen Augenblicke feindliche Streitkräfte des Auslandes sich mit den im Innern des Reiches geschmiedeten Ränken vereinigen werden, um ihn anzugreifen. Der Zorn der Nation wird furchtbar sein, wenn sie nicht zu Ihnen Vertrauen faßt.

„Aber dieses Vertrauen werden Sie nicht durch Worte erobern; dazu sind Thaten nöthig. Geben Sie sichtbare Beweise Ihrer Aufrichtigkeit. Ich führe ein Beispiel an: Zwei wichtige Beschlüsse sind erlassen worden; beide stehen mit dem Wohle des Staates in Verbindung; der Aufschub ihrer Bestätigung bringt Mistrauen hervor. Nehmen Sie sich in Acht! vom Mistrauen ist es nicht weit bis zum Hasse und der Haß scheut das Verbrechen nicht. Wenn Sie der Revolution nicht Genugthuung verschaffen, wird sie mit Blute befestigt werden. Die verzweifelten Maßregeln, die ihnen vielleicht angerathen werden könnten, um

Paris in Furcht zu setzen und die Versammlung zu beherrschen, würden nur dazu beitragen, jene unheimliche Energie sich entwickeln zu lassen, die zu großer Aufopferung und zu großen gewaltthätigen Angriffen führt. (Dies ging auf Dumouriez, der zu ernsten Maßregeln rieth.) Ew. Majestät wird getäuscht, wenn ihr die Nation als gegen den Thron und gegen den König feindlich gesinnt geschildert wird. Lieben Sie die Revolution, seien Sie ihr nützlich und dieses Volk wird sie in Ihnen selbst lieben. Die Priester, denen ihr Besitzthum entzogen ist, regen die Landbewohner auf, bestätigen Sie die Maßregeln, die dazu geeignet sind, ihren Fanatismus zu ersticken. Zögern Sie noch länger damit, so wird es heißen, Sie hätten an Verschwörungen Theil genommen. Wie hat der Himmel die Könige mit Blindheit geschlagen! Ich weiß, daß die Sprache der Wahrheit selten in der Nähe des Thrones willkommen ist; ich weiß auch, daß das Verschweigen der Wahrheit im Rathe der Könige die Revolutionen oft so nothwendig macht. Als Bürger und als Minister bin ich dem Könige Wahrheit schuldig und nichts soll mich daran verhindern, sie auszusprechen. Ich verlange, daß ein Sekretair des Rathes da sei, der unsre Verhandlungen aufzeichnet. Für verantwortliche Minister ist ein Zeuge nöthig, wenn sie ihre Meinungen wissen lassen! Wenn dieser Zeuge da wäre, würde ich mich nicht schriftlich an Ew. Majestät wenden!"

In diesem Briefe war die gegen den König gerichtete Drohung nicht weniger augenscheinlich, als die Hinterlist, und der letzte Satz deutete in doppelsinnigen Ausdrücken auf den schmählichen Gebrauch hin, den Roland eines Tages davon zu machen sich vorbehielt. Vergniaud's Edelmuth hatte sich gegen diesen Schritt des hauptsächlichsten girondistischen Ministers aufgelehnt. Dumouriez' soldatische Offenheit war darüber empört. Der König hörte diesen Brief mit dem Gleichmuthe eines Mannes an, der daran gewöhnt ist, Beleidigungen zu ertragen. Die Girondisten erhielten in den geheimen Zusammenkünften bei Madame Roland Nachricht davon und Roland behielt eine Abschrift, um am Tage seines Falles sicher gestellt zu sein.

XVII.

Zu der nämlichen Zeit wurden von den drei Girondistischen Häuptern Vergniaud, Guadet und Gensonné durch Vermittlung Boze's, Malers des Königs, mit dem Schlosse geheime Verbindungen angeknüpft, von denen Roland selbst nichts wußte. Sie schrieben einen Brief, der dazu bestimmt war, dem Könige vorgelegt zu werden. Der eiserne Schrank bewahrte ihn für den Tag auf, an welchem sie angeklagt werden sollten. „Sie wollen von uns wissen, sagten sie in diesem Briefe, welche Meinung wir über den Zustand Frankreichs und über die Wahl der Maßregeln haben, die dazu geeignet sind, den Staat zu retten. Von Ihnen über so große Interessen befragt, stehen wir nicht an, Ihnen zu antworten: Das Betragen der ausübenden Gewalt ist an allem Uebel schuld. Man täuscht den König, wenn man ihn überredet, daß die Clubs und die Parteien die öffentliche Aufregung unterhalten. Das heißt die Ursache des Uebels in die Anzeichen desselben versetzen. Wenn das Volk sich durch das Vertrauen auf die Aufrichtigkeit des Königs ermuthigt fühlen könnte, so würde es sich beruhigen und die Parteien würden von selbst aufhören. Aber so lange es den Anschein hat, als wenn die Verschwörungen außerhalb und innerhalb des Reiches bei dem Könige Unterstützung finden, werden die Unruhen stets wieder von neuem entstehen und bei dem Mistrauen der Bürger immer bedenklicher sich gestalten. Der Zustand der Dinge nähert sich augenscheinlich einer Krise, deren Wechselfälle aller Wahrscheinlichkeit nach zum Nachtheile des Königthums ausschlagen werden. Das Haupt einer freien Nation wird zu dem Haupte einer Partei gemacht. Die entgegengesetzte Partei muß in ihm nicht einen König, sondern einen Feind erblicken. Was läßt sich von den mit dem Auslande zur Wiederherstellung des Ansehns des Throns gemachten Umtrieben erwarten, im Falle sie einen glücklichen Erfolg haben sollten? Sie würden dem Könige den Anschein geben, einen gewaltsamen Uebergriff in die Rechte der Nation zu thun. Dieselbe Kraft, welche dazu gedient, diese gewaltsame Wiederherstellung ins Werk zu setzen, würde nothwendig sein, sie auf-

recht zu erhalten. Es würde dies soviel, als beständiger Bürgerkrieg sein. Wir sind den Interessen der Nation, von denen wir niemals die des Königs trennen werden, ergeben und wir glauben, für ihn besteht das einzige Mittel, um den Uebeln vorzubeugen, die dem Reiche und dem Throne drohen, darin, sich mit der Nation zu verschmelzen. Neue Betheurungen würden hier nicht ausreichen, es sind Thaten nothwendig. Möge der König auf jeden Zuwachs an Macht verzichten, der ihm von der Hülfe des Auslandes angeboten werden könnte. Möge er von den gegen die Revolution feindlich gesinnten Kabineten erlangen, daß sie die an unsern Grenzen sich sammelnden Truppen entfernen. Wenn ihm dies unmöglich ist, so möge er selbst die Nation bewaffnen und gegen die Feinde der Verfassung aufbieten. Möge er seine Minister unter den der Revolution am meisten gewogenen Männern wählen. Möge er die Gewehre und die Pferde seiner eignen Garde anbieten. Er veröffentliche die Rechnungsführung der Civilliste und beweise so, daß sein geheimer Schatz nicht die Quelle der gegen die Revolution gerichteten Umtriebe ist. Er verlange selbst ein Gesetz über die Erziehung des Kronprinzen und lasse ihn im Geiste der Verfassung erziehen. Er enthebe endlich Hrn. v. La Fayette seiner Stelle in der Armee. Wenn der König solche Entschlüsse faßt und dabei mit Festigkeit verharrt, so wird die Constitution gerettet."

Der König hatte zu diesem Briefe, der ihm von Thierri überreicht wurde, keinen Anlaß gegeben. Er wurde darüber aufgebracht, daß man ihm so Hülfe leisten wollte. „Was wollen denn diese Menschen? sagte er zu Boze. Habe ich denn nicht Alles gethan, was sie mir anrathen? Habe ich nicht Patrioten zu Ministern genommen? Habe ich nicht den Beistand des Auslandes zurückgewiesen? Habe ich nicht erklärt, daß ich das Verfahren meiner Brüder nicht billige? Habe ich nicht, so viel ich vermochte, die Coalition zu verhindern gesucht und die Grenzen in Vertheidigungszustand gesetzt? Bin ich nicht seit der Annahme der Constitution meinem Schwure treuer geblieben, als die Parteimänner?"

Die Häupter der Girondisten, die noch unentschlossen zwischen Republik und Monarchie hin- und herschwankten,

streckten bald in der Versammlung, bald bei dem Könige die Hand nach der Regierungsgewalt aus, indem sie in Bereitschaft standen, sie zu erfassen, wo sie sie finden würden. Da sie dieselbe nicht auf der Seite des Königs antrafen, so schlossen sie, daß es sichrer wäre, den Thron zu untergraben, als ihn zu stützen, und wandten sich immer mehr den aufrührerischen Parteien zu.

XVIII.

Da die Girondisten durch Roland, Clavière und durch Servan, der an Grave's Stelle getreten war, das Ministerium zur Hälfte beherrschten, so erstreckte sich auch bis zu einem gewissen Grade die Verantwortlichkeit dieser drei Minister auf sie. Die Jacobiner fingen an, Rechenschaft von ihnen für die Thaten eines Ministeriums zu fordern, das in ihren Händen war und ihren Namen trug. Dumouriez, der zwischen dem König und den Girondisten stand, sah mit jedem Tage den Argwohn seiner Kollegen gegen ihn wachsen; seine Rechtlichkeit war ihnen nicht weniger verdächtig, wie sein Patriotismus. Er hatte seine Popularität und seinen Einfluß auf die Jacobiner benutzt, um bei seinem Eintritt ins Ministerium von der Versammlung sechs Millionen geheime Gelder zu verlangen. Wie es hieß, waren diese Gelder dazu bestimmt, die fremden Kabinete zu bestechen, von der Coalition die Mächte, welche mit Gelde erkauft werden konnten, zu trennen und in Belgien die revolutionairen Principien zu verbreiten und in Thätigkeit zu setzen. Dumouriez wußte allein, welchen Weg diese Millionen nahmen. Die Verschuldung seines eignen Vermögens, seine verschwenderische Lebensweise, seine Verbindung mit einer verführerischen Frau, Frau v. Beauvert, der Schwester Rivarol's, sein Umgang mit Männern ohne Principien und ohne Sitten, Gerüchte von Unterschleif und Erpressung im Bereiche seiner Verwaltung, die, wenn auch nicht ihn selbst, doch seine Vertrauten trafen, ließen in den Augen der Madame Roland und ihres Mannes manchen Flecken auf seinem Charakter erscheinen. Die Redlichkeit ist die Tugend der Demokraten, denn das Volk sieht vor Allem nach den Händen derer, die es regieren. Die Girondisten, rein wie

die Männer des Alterthums, fürchteten sich schon vor dem schwachen Scheine eines solchen Verdachtes; Dumouriez' Leichtsinn in diesem Punkte berührte sie höchst unangenehm. Sie ließen ihren Unwillen hierüber laut werden. Gensonné und Brissot machten in Roland's Hause Dumouriez hierauf bezügliche Andeutungen. Roland selbst, auf Grund seines Alters und seiner strengen Grundsätze, erinnerte Dumouriez daran, daß ein Mann, der der Oeffentlichkeit angehört, den Anstand beobachten müsse und den revolutionairen Sitten ein empfehlenswerthes Beispiel zu geben schuldig sei. Der General gab diesem Verweise eine scherzhafte Wendung: er antwortete Roland, daß er seinem Vaterlande sein Blut schuldig sei, daß er ihm aber weder seine Neigungen noch seine Liebschaften zu opfern brauche; daß der Patriotismus eines Helden und nicht der eines Puritaners nach seinem Sinne wäre. Solche Worte erzeugten bei ihnen ein bittres Gefühl und sie trennten sich mit gegenseitigem Argwohn.

Von diesem Tage an blieb er aus den Zusammenkünften bei Madame Roland weg. Diese Frau, welche mit dem ihrem Wesen und ihrem Geschlechte eignen feinen Gefühle errieth, was im menschlichen Herzen vorging, täuschte sich nicht über die Gesinnungen Dumouriez'. „Die Zeit ist da, Dumouriez zu stürzen, sagte sie offen zu ihren Freunden. Ich weiß wohl, fügte sie hinzu, indem sie sich an Roland wandte, daß du nicht im Stande sein wirst, Ränke zu schmieden oder dich zu rächen; aber denke daran, daß Dumouriez in seinem Innern gegen die Anschläge ersinnen muß, die ihn beleidigt haben. Wenn man gewagt hat, einem solchen Manne solche Vorwürfe zu machen, so muß man ihn angreifen, oder darauf gefaßt sein, von ihm selbst angegriffen zu werden." Sie fühlte richtig und sprach wahr. Dumouriez, dessen Scharfblick hinter den Girondisten eine Partei bemerkt hatte, die stärker und kühner, wie sie war, begann von dieser Zeit an, mit den Häuptern der Jacobiner in Verbindung zu treten. Er dachte mit Recht, daß der Haß der Parteien stärker wäre, als der Patriotismus, und daß er, wenn er der Eifersucht Robespierre's und Danton's in Bezug auf Brissot, Péthion und Roland schmeichelte, in den Jacobinern selbst eine Stütze der Regierung finden

würde. Er war dem Könige ergeben, er beklagte die Königin. Er besaß alle Vorurtheile, welche der Monarchie günstig sein konnten. Er wäre ebenso stolz darauf gewesen, wenn er den Thron wiederhergestellt, als wenn er die Republik gerettet hätte. Er besaß Geschick, die Menschen zu seinen Zwecken zu gebrauchen und alle Werkzeuge waren ihm zu Ausführung seiner Pläne gut. Die Girondisten, welche, während sie den König beherrschten, ihn selbst bedrohten, überholen und weiter und tiefer, als diese Redner standen, die Popularität, die er gegen sie brauchte, sich verschaffen, war der Anschlag eines Genies; er versuchte ihn auszuführen und es glückte ihm. Aus dieser Zeit stammt auch wirklich seine Verbindung mit Camille Desmoulins und mit Danton.

Danton und Dumouriez mußten der Aehnlichkeit ihrer Laster und ihrer bessern Eigenschaften wegen für einander passen. Danton nahm, wie Dumouriez, bei der Revolution nur auf das Rücksicht, was zum Handeln Anlaß gab. Die Principien waren ihm gleichgültig; was seiner Energie und seinem Ehrgeize zusagte, war die allgemeine stürmische Aufregung, welche die Menschen vom Throne in das Nichts hinabstürzte und aus dem Nichts zu Glück und Macht emporhob. Thätiges Handeln, welches sie mit fortriß und gleichsam betäubend auf sie einwirkte, war für Danton und Dumouriez ein nie zu befriedigendes Bedürfniß ihres Wesens; für beide war die Revolution ein Schlachtfeld, dessen Getümmel ihnen gefiel und ihnen Gelegenheit verschaffte, sich auszuzeichnen.

Aber jede andre Revolution würde ihnen ebenso zugesagt haben: Despotismus oder Freiheit, König oder Volk, Alles würde ihnen gleich gewesen sein. Es gibt Menschen, deren Atmosphäre der Wirbelwind der Ereignisse ist. Nur in sturmbewegter Luft athmen sie leicht. Wenn überdies Dumouriez Laster oder leichtsinnige Handlungsweise besaß, wie sie an Höfen vorkommen, so hatte Danton die Laster und die Ausgelassenheit an sich, wie sie unter den Massen sichtbar sind. Wenn diese Laster auch der Form nach sich verschieden zeigen, so sind sie doch dem Wesen nach dieselben; sie verstehen sich, sie bilden einen Berührungspunkt zwischen den Schwächen der Großen und der

Verderbniß der Geringern. Dumouriez erkannte Danton auf den ersten Blick und Danton stieß Dumouriez nicht zurück und ließ sich von ihm zähmen. Ihre Verbindung, die oft den einen des Unterschleifs und den andern der Bestechlichkeit verdächtig machte, bestand heimlich oder öffentlich bis zu Dumouriez' Verbannung und Danton's Tode. Camille Desmoulins, der Freund Danton's und Robespierre's, schwärmte auch für Dumouriez und verbreitete seinen Namen in seinen Flugschriften. Die Orleanistische Partei, die durch Sillery, Laclos, Frau von Genlis mit den Jacobinern in Verbindung stand, suchte sich mit dem neuen Minister zu befreunden. Robespierre, dessen Politik darin bestand, eine geschickte Zurückhaltung gegen alle Parteien zu beobachten, zeigte sich Dumouriez weder zugethan noch abgeneigt; aber er freute sich im Stillen darüber, daß in ihm ein Nebenbuhler seiner Feinde erstand. Wenigstens erhob er niemals Beschuldigungen gegen ihn. Es ist schwer, den Feind derjenigen, die uns selbst hassen, lange zu hassen.

XIX.

Der Haß, welchen Robespierre und Brissot gegen einander hegten, nahm mit jedem Tage zu. Die Sitzungen der Jacobiner und die öffentlichen Blätter waren der Schauplatz ihres beständigen Kampfes und ihrer Versöhnungen. Sie wurden beide auf gleiche Weise von der Nation unterstützt und waren einander an Rednertalent gewachsen. Darum ließ sich bemerken, daß sie einander fürchteten, wenn sie sich angriffen. Sie kleideten selbst ihre Beleidigungen in Versicherungen gegenseitiger Achtung ein. Aber die unterdrückte feindselige Gesinnung faßte nur desto tiefere Wurzeln in ihrem Innern. Von Zeit zu Zeit kam sie unter ihren höflichen Worten zum Vorschein, wie ja auch der blinkende glatte Stahl den Tod in sich schließt.

Alles, was zu Spaltungen, zu Eifersucht, zu Rachegefühlen Anlaß geben konnte, wurde in den während des April gehaltenen Sitzungen angeregt. Diese Sitzungen waren gleichsam eine allgemeine Musterung, welche die beiden großen Parteien abhielten, die im Begriff standen, das Reich zu zerreißen, während sie sich um die erste Stelle in

demselben stritten. Die Feuillants oder die gemäßigten Constitutionellen waren die Opfer, welche jede der beiden populären Parteien dem Verdachte und dem Zorne der Patrioten zuerst zu bringen suchte. Röderer, ein gemäßigter Jacobiner, wurde beschuldigt, einem Mittagsessen der Feuillants, der Freunde La Fayette's, beigewohnt zu haben. „Ich beschuldige nicht allein Röderer, ruft Tallien aus, ich klage auch Condorcet und Brissot an. Laßt uns aus unserer Gesellschaft alle Ehrgeizigen und alle Cromwellisten ausweisen."

„Bald wird der Augenblick erscheinen, wo die Verräther entlarvt werden, sagte seinerseits Robespierre. Ich will nicht, daß es heute geschehen soll. Wenn wir den Streich führen, muß er entscheidend sein. Ich möchte, daß mich dann ganz Frankreich hören könnte; ich möchte, daß das schuldige Haupt dieser Parteien, La Fayette, mit seinem ganzen Heere dieser Sitzung beiwohnte. Ich würde den Soldaten meine Brust darbieten und ihnen sagen: Trefft hierher! Dieser Augenblick würde der letzte La Fayette's und der Partei der Intriganten sein." (Diesen Namen hatte Robespierre für die Girondisten erfunden.) Fauchet entschuldigte sich, daß er gesagt habe, es wäre ein Glück für das Vaterland, wenn sich Guadet, Vergniaud, Gensonné und Brissot an die Spitze der Regierung stellten. Den Girondisten wurde Schuld gegeben, an einen Protektor, den Jacobinern an einen Tribun des Volkes zu denken. Brissot steigt endlich auf die Rednerbühne. „Ich will mich vertheidigen, sagt er. Welches sind meine Verbrechen? Es heißt, ich habe Minister gemacht. Ich stehe in Briefwechsel mit La Fayette. Ich will aus ihm einen Protektor machen. Wahrlich die, welche sich einbilden, daß ich vom vierten Stock aus, wo ich wohne, dem Schloß der Tuilerien Gesetze vorgeschrieben habe, legen mir eine große Gewalt bei. Aber selbst wenn es wahr wäre, daß ich die Minister gemacht hätte, seit wann ist es denn ein Verbrechen, die Interessen des Volkes den Händen der Freunde des Volks anvertraut zu haben. Es heißt, dieser Minister würde alle Gunst der Regierung den Jacobinern zuwenden. Ach! wollte doch der Himmel, daß alle Stellen mit Jacobinern besetzt würden."

Bei diesen Worten beugt sich Camille Desmoulins,

Brissots Feind, der im Saale versteckt saß, zu seinem Nachbar hinüber und sagt laut mit spöttischem Lächeln: „Wie schlau der Kerl ist! Cicero und Demosthenes haben nicht auf beredtere Weise einschmeichelnde Bemerkungen einzuflechten gewußt.“ Ein Geschrei des Unwillens bricht auf der Seite aus, wo Brissot's Freunde sitzen; sie verlangen, daß Camille Desmoulins ausgewiesen werden soll. Ein Censor des Saales bezeichnet den Ausruf Desmoulins' als eine schändliche Rede und stellt die Ruhe wieder her. Brissot fährt fort: „Die Anklage macht die Waffe des Volks aus; ich beklage mich nicht darüber. Wißt ihr, welches seine ärgsten Feinde sind? Das sind die, welche das Recht der Anklage herabwürdigen. Beschuldigungen ja! aber Beweise! Laßt dem die tiefste Verachtung zu Theil werden, welcher anklagt, aber nicht beweist! Seit einiger Zeit ist die Rede von Protektor und Protektorat; wißt ihr warum? um an die Namen Tribunat und Tribun zu gewöhnen. Sie sehen nicht, daß das Tribunat niemals bestehen wird. Wer sollte es wagen, den konstitutionellen König zu entthronen, wer, sich die Krone aufzusetzen? Wer bildet sich ein, daß kein Brutus wieder erscheinen könnte? Und selbst wenn es keinen Brutus mehr gäbe, wo ist dann der Mann, der zehnmal so viel Talent besäße wie Cromwell? Glaubt ihr, daß Cromwell in einer Revolution, wie die unsere ist, zu einem glücklichen Erfolge gelangt wäre? Zweierlei, die Unwissenheit und der Fanatismus, die heut zu Tage nicht mehr bestehen, erleichterte ihm den Weg zur Usurpation. Ihr, die ihr in La Fayette einen Cromwell zu erblicken glaubt, ihr kennt weder La Fayette noch euer Jahrhundert. Cromwell hatte Charakter, La Fayette besitzt keinen. Ohne Kühnheit und ohne Charakter wird man nicht Protektor; und wenn er auch beides besäße, so enthält doch diese Gesellschaft eine Menge Freunde der Freiheit, die eher untergehen, als ihn unterstützen würden. Ich bin der erste, der den Schwur thut: entweder wird die Freiheit in Frankreich herrschen, oder ich werde im Kampfe gegen die Protektoren und die Tribunen meinen Tod finden!.... Die Tribunen, das sind die wahren Feinde des Volks. Sie schmeicheln ihm, um es in Fesseln zu schlagen; sie erwecken Verdacht gegen die Tugend, die sich nicht entwürdigen will. Erinnert euch daran, was

Aristides und Phocion waren; sie drängten sich nicht unaufhörlich zur Rednerbühne."

Bei diesen Worten wendet sich Brissot nach Robespierre hin, auf den diese verdeckte Beleidigung ging. Robespierre wird blaß und hebt hastig den Kopf in die Höhe. „Sie drängten sich nicht unaufhörlich zur Rednerbühne, sagt Brissot noch einmal, sie waren auf dem ihnen angewiesenen Platze, sei es im Lager oder im Gerichte! (Ein spöttisches Lachen läßt sich unter den Girondisten hören, die Robespierre beschuldigten, seinen Posten im Augenblicke der Gefahr zu verlassen.) Sie verachteten keine Stellung, so gering sie auch sein mochte, wenn sie ihnen vom Volke auferlegt wurde. Sie sprachen wenig von sich selbst, sie schmeichelten den Demagogen nicht, sie erhoben nie Anklagen, ohne Beweise zu haben! Die Verleumder schonten Phocion nicht. Er wurde das Opfer eines Volksschmeichlers!.... Ach! das ruft mir die schreckliche Verleumdung in's Gedächtniß, die gegen Condorcet ausgesprengt worden ist! Wer seid ihr denn, die ihr diesen großen Mann verleumdet? Was habt ihr gethan? Wo sind eure Werke, eure Schriften? Könnt ihr so vieler Kämpfe euch rühmen, wie er sie dreißig Jahre lang mit Voltaire und d'Alembert, gegen den Thron, gegen den Aberglauben, gegen die Vorurtheile, gegen die Aristokratie zu bestehen gehabt hat. Wo würdet ihr ohne diese großen Männer hingelangt sein, wo würde diese Rednerbühne ohne sie sein? Sie sind eure Lehrer und ihr schmäht die, welche die Stimme des Volks geweckt haben!.... Ihr greift Condorcet schonungslos an, während sein Leben nur eine Reihenfolge von Opfern ist! Der Philosoph ist zum Politiker geworden, der Akademiker zum Journalisten, der Hofmann zum Volke, der Adlige zum Jacobiner!.... Nehmt euch in Acht, ihr folgt den versteckten Anreizungen des Hofes.... Ach! ich will nicht meine Gegner nachahmen, ich will nicht die Gerüchte wiederholen, die davon sprechen, daß sie von der Civilliste bezahlt werden. (Das Gerücht war im Umlauf, Robespierre wäre bestochen worden, um gegen den Krieg zu stimmen.) „Ich will nichts von einem geheimen Comité sagen, den sie besuchen und in dem über die Mittel, Einfluß auf diese Gesellschaft zu erlangen, berathen wird. Aber ich will sagen, daß sie denselben Weg verfolgen, wie

die Anstifter des Bürgerkrieges; ich will sagen, daß sie, ohne es zu wollen, den Patrioten mehr Schaden zufügen, als der Hof. Und in welchem Augenblicke lassen sie Spaltungen zwischen uns entstehen! In dem Augenblicke, in dem wir Krieg mit dem Auslande haben und der Krieg im Innern des Reiches auszubrechen droht.... Laßt uns diesen Verhandlungen ein Ende machen, laßt uns zur Tagesordnung übergehn und solchen schmählichen und unheilvollen Anklagen nur Verachtung zu Theil werden."

XX.

Bei diesen Worten eilten Robespierre und Guadet, die beide sich rechtfertigen wollten, zur Rednerbühne, ohne daß sie einer dem andern überlassen will. „Seit achtundvierzig Stunden, ruft Guadet, lastet auf meinem Herzen der Wunsch, mich zu rechtfertigen, während dies erst seit wenig Minuten bei Robespierre der Fall ist. An mir ist es, zuerst zu sprechen." Es wird ihm zugestanden und er beweist seine Unschuld mit wenigen Worten. „Nehmt euch vorzüglich vor den empirischen Rednern in Acht, sagt er, indem er auf Robespierre zeigt, die immer die Worte Freiheit, Tyrannei, Verschwörung im Munde führen, die immer ihr eignes Lob unter die gemeinen Schmeicheleien mischen, die sie an das Volk richten. Laßt diesen Männern ihre Strafe zu Theil werden! — Zur Ordnung! ruft Fréron, der Freund Robespierres, zur Ordnung! Keine Beleidigung und kein Spott!" Auf den Galerien ertönt Beifallgeklatsch und Gezisch. Der Saal spaltet sich in zwei Lager, die von einander durch einen großen Zwischenraum getrennt sind. Heftige Worte werden gewechselt, die Geberden werden zum Ausdrucke der Gedanken, Hüte werden auf Stöcken hin- und hergeschwenkt. „Ich selbst bin Bösewicht genannt worden, fährt Guadet fort, und ich sollte einen Mann nicht anklagen dürfen, der seinen Stolz höher stellt, als den ganzen Staat! Einen Mann, der immer von Patriotismus spricht, und den Posten verläßt, der ihm angewiesen worden war! Ja, ich klage einen Mann an, der, sei Ehrgeiz oder Unglück daran Schuld, der Götze des Volks geworden ist."

Der Lärm erreicht den höchsten Grad und Guadet's Stimme wird übertäubt.

Robespierre stellt selbst zu Gunsten seines Feindes die Ruhe wieder her. „Nun denn, fährt Guadet fort, der durch Robespierre's erheuchelten Edelmuth erschreckt oder gerührt wird, ich klage vor euch einen Mann an, der aus Liebe zur Freiheit seines Vaterlandes sich selbst dem Gesetze des Ostrazismus unterwerfen sollte: denn sich der Vergötterung des Volkes entziehen, heißt für das Beste des Volkes wirken."

Diese Worte verhallen unter dem gezwungenen Lachen, welches sich laut hören läßt. Robespierre steigt mit angenommener Ruhe die Stufen der Rednerbühne hinauf. Seine starren Gesichtszüge lassen unwillkürlich eine innere Genugthuung hervorblicken, als ihn die Jacobiner mit freundlichen Mienen und mit Beifallsbezeigungen empfangen. „Diese Rede erfüllt alle meine Wünsche, sagt er, indem er Brissot und dessen Freunde ansieht; sie enthält schon allein alle die Beschuldigungen, welche die Feinde, von denen ich umgeben bin, gegen mich aufbringen. Indem ich Herrn Guadet antworte, werde ich damit allen zusammen antworten. Man schlägt mir den Ostrazismus vor; es würde ohne Zweifel übermäßige Eitelkeit von mir sein, wenn ich mich dazu verurtheilen wollte, denn er ist eine Strafe für große Männer und es kommt nur Herrn Brissot zu, die Stelle derselben zu bestimmen. Man wirft mir vor, mich immer zur Rednerbühne zu drängen. Ach! Laßt die Freihit sichergestellt sein, laßt die Gleichheit auf festem Grunde ruhen, laßt die Intriganten verschwinden, und ihr werdet mich eben so sehr diese Rednerbühne und selbst diesen Verein meiden sehen, als ich jetzt eifrig bin, ihn zu besuchen. Dann würde in der That mein heißester Wunsch erfüllt sein. Ich würde über das öffentliche Wohlergehen glücklich sein, und friedliche, köstliche Tage im Schooße einer stillen Zurückgezogenheit verbringen."

Diese Worte werden von halb unterdrückten Aeußerungen einer fanatischen Aufregung unterbrochen. Robespierre läßt es bei diesen wenigen Worten bewenden und hebt seine Antwort für die nächste Sitzung auf. Danton nimmt bei dem Kampfe zwischen seinen Feinden und seinem Nebenbuhler den Präsidentensitz ein. Robespierre fängt damit an,

seine Sache zu einer nationalen zu erheben. Er vertheidigt sich wider den Vorwurf, seine Gegner zuerst herausgefodert zu haben. Er zählt die Beschuldigungen und Beleidigungen auf, die von Brissot's Partei gegen ihn ausgegangen sind. „Parteihaupt, Volksaufwiegler, geheimes Mitglied des östreichischen Comité, sagt er, das sind die Namen, mit denen man mich belegt, das sind die Beschuldigungen, auf die ich eine Antwort geben soll! Ich werde nicht die Scipio's und La Fayette's geben, welche auf der Rednerbühne des Verrathes gegen die Nation angeklagt wurden und nur mit Stillschweigen darauf antworteten. Mein ganzes Leben soll für mich antworten.

„Ich bin Jean Jacques Rousseau's Schüler und seine Lehren haben mir seine Gefühle für das Volk eingeflößt. Der Anblick der großen Versammlungen in den ersten Tagen unserer Revolution erfüllte mich mit Hoffnungen. Bald sah ich ein, welcher Unterschied zwischen jenen begrenzten, aus Ehrgeizigen oder Selbstsüchtigen bestehenden Versammlungen und der Nation selbst bestand. Meine Stimme wurde dort erstickt und ich erregte lieber den Unwillen der Feinde der Wahrheit, als daß ich darauf ausging, mir schmachvolle Beifallsbezeigungen zu verdienen. Ich richtete meinen Blick über die Versammlung hinaus und mein Zweck war, von der Nation und der Menschheit gehört zu werden. Deswegen habe ich so oft die Rednerbühne bestiegen. Aber ich habe noch mehr gethan, ich habe meinem Vaterlande Brissot und Condorcet gegeben. Diese großen Philosophen haben allerdings die Priester lächerlich gemacht und sie bekämpft; aber sie haben nichtsdestoweniger sich an die Könige und die Großen gedrängt und dabei ganz leidlichen Vortheil gehabt. (Gelächter) Ihr vergeßt nicht, mit welcher Erbitterung sie den Geist der Freiheit in der Person Jean Jacques verfolgt haben, des einzigen Philosophen, der nach meiner Ansicht die öffentlichen Ehrenbezeigungen verdient hätte, die seit einiger Zeit, in Folge von Umtrieben, so vielen politischen Marktschreiern und so verächtlichen Helden in Menge zu Theil werden. Brissot wenigstens sollte mir dafür Dank wissen. Wo war er, als ich diese Gesellschaft der Jacobiner gegen die constituirende Versammlung selbst vertheidigte? Ohne das, was ich zu dieser Zeit gethan, würdet ihr mich nicht auf dieser Tribune geschmäht haben,

denn sie würde gar nicht bestehen. Ich ein Verderber, ein Aufwiegler, ein Tribun des Volkes! Ich bin nichts von Allem diesem. Ich bin selbst Volk. Ihr werft mir vor, meine Stelle als öffentlicher Ankläger verlassen zu haben! Ich habe es gethan, als ich sah, daß diese Stelle mir nur das Recht geben würde, die Bürger wegen bürgerlicher Vergehen anzuklagen und mir das Recht entziehen würde, die politischen Feinde anzuklagen. Und deshalb liebt mich das Volk. Und ihr wollt, daß ich, um seinem Vertrauen aus dem Wege zu gehen, mich zum Ostrazismus verurtheile? Die Verbannung! Mit welcher Keckheit wagt ihr mir dies vorzuschlagen! Und wohin wollt ihr, daß ich gehen soll! Bei welchem Volke werde ich aufgenommen werden! Welcher Tyrann wird mir einen Zufluchtsort anweisen! Ach! man kann sein Vaterland verlassen, wenn es glücklich, wenn es frei, wenn es siegreich ist; aber wenn das Vaterland bedroht, zerrissen, unterdrückt wird, dann flieht man es nicht, dann rettet man es, oder stirbt für dasselbe! Der Himmel, der mir ein für die Freiheit leidenschaftlich eingenommenes Gemüth gab, der mich unter der Herrschaft der Tyrannen zum Leben rief; der Himmel, der mein Dasein mitten im Reiche der Parteien und Verbrechen entstehen ließ, bestimmt mich vielleicht dazu, mit meinem Blute den Weg des Glücks und der Freiheit der Menschen zu bezeichnen. Fordert ihr von mir noch ein anderes Opfer, das meines Rufes, — ich überlasse ihn euch; ich wollte nur zum Besten meiner Mitmenschen einen Ruf haben; soll ich, um ihn zu bewahren, die Sache der Wahrheit und die Sache der Völker durch ein feiges Stillschweigen verrathen; dann nehmt ihn, befleckt ihn, ich vertheidige ihn nicht.

„Jetzt, da ich mich vertheidigt habe, könnte ich euch auch angreifen. Ich will es nicht thun, ich biete euch Frieden an. Ich vergesse eure Beleidigungen, ich lasse eure Schmähungen unbeachtet, aber unter einer Bedingung. Diese Bedingung ist, daß ihr mit mir die Parteien bekämpft, die unser Land zerreißen, und hauptsächlich die gefährlichste unter allen, die Partei La Fayette's; La Fayette's, dieses sogenannten Helden zweier Welten, der, nachdem er der Revolution der neuen Welt Beistand geleistet, bis jetzt nur darauf ausgegangen ist, die Fortschritte der Freiheit in der

alten zu hemmen. Brissot, sind Sie nicht mit mir darin übereingekommen, daß er der Henker und der Mörder des Volkes sei, daß das Blutbad auf dem Marsfelde die Revolution um zwanzig Jahre habe rückwärts schreiten lassen! Ist dieser Mann weniger zu fürchten, weil er jetzt an der Spitze des Heeres steht? Nein. Nun, so beeilt euch. Laßt das Schwert der Gesetze die Häupter aller großen Verräther treffen. Die Nachrichten, welche von seinem Heere bei uns eintreffen, sind unheilvoll. Schon läßt er Spaltungen zwischen den Nationalgarden und den Linientruppen entstehen. Schon ist das Blut der Bürger zu Metz geflossen. Schon werden die besten Patrioten zu Strasburg in den Kerker geworfen. Ich sage euch, ihr werdet angeklagt, an allen diesen Uebeln Schuld zu sein; entfernt diesen Verdacht, indem ihr euch mit uns vereinigt, und laßt uns mit einander Versöhnung schließen, jedoch nur zum Heile des Vaterlandes!"

Vierzehntes Buch.

I.

Die Nacht war schon ziemlich weit vorgerückt, als Robespierre seine Rede, die von den Jacobinern mit ernster Aufmerksamkeit angehört wurde, beendigte. Die Jacobiner und die Girondisten trennten sich erbitterter wie je. Sie zögerten noch, es zu einem vollständigen Bruche kommen zu lassen, weil dadurch die Partei der Patrioten geschwächt wurde, und die Armee in die Hände La Fayette's, die Versammlung in die der Feuillants gegeben werden konnte. Péthion, der Freund Robespierre's und Brissot's, der den Jacobinern werth war, der mit Madame Roland in Verbindung stand, unterstützte keinen der beiden Theile auf überwiegende Weise mit seiner Popularität, indem er fürchtete, diese zur Hälfte zu verlieren, wenn er einer der beiden Parteien den Vorzug gäbe. Am andern Tage versuchte er eine allgemeine Aussöhnung zu Stande zu bringen. „Auf beiden Seiten, sagte er mit Zeichen des Schreckens, „erblicke ich meine Freunde.“ Dem Anscheine nach trat ein Waffenstillstand ein, aber Brissot und Guadet ließen ihre Reden mit Anmerkungen drucken, die Beleidigungen gegen Robespierre enthielten. Sie untergruben insgeheim seinen Ruf durch neue Verleumdungen. Am 30. April brach ein neuer Sturm los.

Es wurde in Vorschlag gebracht, die Anklagen ohne

Beweise zu untersagen. „Erwägt wohl, was euch vorgeschlagen wird, sagte Robespierre. Die Majorität ist hier eine Partei, die dadurch das Mittel erlangen will, uns zu verleumden und unsere Anklagen in Stillschweigen zu ersticken. Wenn ihr den Beschluß erlaßt, daß es mir untersagt sein soll, mich gegen die Schmähschriftschreiber zu vertheidigen, die sich gegen mich verschworen haben, so verlasse ich diesen Ort und verberge mich in der Zurückgezogenheit." — „Robespierre, wir gehen mit Dir!" rufen Weiberstimmen auf den Galerien. „Péthions Rede, fährt er fort, ist dazu benutzt worden, schändliche Schmähschriften gegen mich zu verbreiten. Péthion selbst ist hierüber empört. Er hat mir sein Herz eröffnet. Es berührt ihn schmerzlich, mich mit Schmähungen überhäuft zu sehen. Les't Brissot's Journal und ihr werdet darin finden, daß ich aufgefordert werde, nicht immer in meinen Reden Worte an das Volk zu richten. Ja, man muß sich auferlegen, nicht mehr den Namen des Volks auszusprechen, wenn man nicht als aufrührerischer Parteimann, als Tribun gelten will. Ich werde mit den Gracchen verglichen. Man hat Recht, wenn man mich mit ihnen vergleicht. Was zwischen mir und ihnen gemein ist, wird vielleicht das tragische Ende sein. Noch nicht genug: ich werde für eine Schrift Marat's verantwortlich gemacht, die zu Mord und Blutvergießen aufruft und mich zum Tribun vorschlägt; habe ich jemals mich zu solchen Prinzipien bekannt? Soll ich die Schuld der Ungereimtheit eines überspannten Schriftstellers, wie Marat ist, tragen!"

In diesem Augenblicke verlangt Lasource, Brissot's Freund, das Wort; es wird ihm verweigert. Merlin fragt, ob der am verflossenen Tage beschworne Friede nur für die eine der beiden Parteien bindend sein soll und die andre dazu ermächtigt, Verleumdungen gegen Robespierre auszusprengen? Die Versammlung legt in der größten Aufregung den Rednern Stillschweigen auf. Legendre beschuldigt das Bureau der Parteilichkeit. Robespierre verläßt die Rednerbühne, nähert sich dem Präsidenten und richtet mit drohenden Geberden einige Worte an ihn, die von dem im Saale herrschenden Lärm und vom Geschrei der Galerien übertäubt werden.

„Woher kommt diese Erbitterung der Intriganten gegen Robespierre? — ruft einer seiner Anhänger, als die Ruhe wiederhergestellt ist. Weil er der einzige Mann ist, der sich gegen ihre Partei zu erheben im Stande ist, wenn es ihnen gelingt, sie zu bilden. Ja, in den Revolutionen sind Männer nöthig, die mit Selbstverleugnung sich den aufrührerischen Parteimännern freiwillig als Opfer überliefern. Das Volk muß ihnen helfen. Ihr habt diese Männer gefunden. Sie sind Robespierre und Péthion. Wollt ihr sie ihren Feinden überlassen?" — „Nein, nein!" rufen Tausende von Stimmen, und ein vom Präsidenten vorgeschlagener Beschluß bestimmt, Brissot habe Robespierre verleumdet.

II.

Die Journale nahmen je nach der Farbe, die sie trugen, an diesen Zwistigkeiten der Patrioten Theil. „Robespierre! sagten die Revolutionen von Paris, wie kommt es, daß der nämliche Mann, den das Volk von der constituirenden Versammlung aus im Triumphe nach Hause trug, jetzt ein Gegenstand des Zweifels geworden ist? Sie haben lange geglaubt, die einzige stützende Säule der französischen Revolution zu sein. Ihr Name war wie die Bundeslade. Man konnte nicht daran fassen, ohne vom Tode getroffen zu werden. Sie haben weder das Aeußere des Redners noch die geistigen Fähigkeiten, welche den Willen der Menschen sich unterthan machen. Sie haben die Clubs mit Ihren Reden belebt. Der Weihrauch, der Ihnen dort gestreut wird, hat Sie berauscht. Der Gott des Patriotismus ist ein Mensch geworden. Die höchste Stufe hat Ihr Ruhm am 17. Juli 1791 erreicht. Seit dieser Zeit hat Ihr Stern sich seinem Untergange zugeneigt. Robespierre, es gefällt den Patrioten nicht, daß Sie sich zur Schau stellen. Wenn das Volk sich um die Rednerbühne drängt, auf der Sie stehen, so geschieht dies nicht, um Ihr eignes Lob mit anzuhören, sondern um zu hören, wie Sie die öffentliche Meinung erleuchten. Sie sind unbestechlich, ja; aber es gibt noch bessere Bürger, als Sie: das sind die, welche es eben so sind, und sich dessen nicht rühmen. Warum

besitzen Sie nicht die einfache Sinnesart, die ihrer selbst unbewußt ist und die Ehrenhaftigkeit der Tugenden des Alterthums, an die Sie zuweilen erinnern.

„Sie werden beschuldigt, Robespierre, einer geheimen Versammlung, die vor nicht langer Zeit bei der Prinzessin von Lamballe in Gegenwart der Königin Marie Antoinette stattgefunden, beigewohnt zu haben. Es wird nichts über die Bedingungen des Vertrags gesagt, der zwischen Ihnen und den beiden Frauen, die sie bestochen haben sollen, abgeschlossen worden wäre. Seit dieser Zeit hat man einige Veränderungen in Ihrem häuslichen Leben bemerkt, und Sie haben das zur Gründung eines Journals nöthige Geld gehabt. Würde im Juli 1791 solcher beleidigender Verdacht gegen Sie gefaßt worden sein? Wir glauben nicht an solche Schändlichkeiten; wir halten Sie nicht für Marat's Mitschuldigen, der Ihnen die Diktatur anträgt. Wir beschuldigen Sie nicht Cäsar nachzuahmen, der sich von Antonius das Diadem anbieten läßt! Nein; aber nehmen Sie sich in Acht! Sprechen Sie mit weniger Selbstgefälligkeit von sich selbst. Wir haben vordem auch La Fayette und Mirabeau gewarnt und die Bürger für den tarpejischen Felsen bestimmt, die sich für größer halten als das Vaterland."

III.

„Die Elenden! antwortete Marat, der sich damals noch mit dem Schutze Robespierre's sicher stellte, sie werfen ihren Schatten auf die reinsten Tugenden. Sein Genie verdunkelt sie. Sie bestrafen ihn für die Opfer, welche er bringt. Seine Neigung treibt ihn dazu, in der Zurückgezogenheit zu leben. Nur aus aufopfernder Liebe für sein Vaterland ist er bei den Jacobinern geblieben. Aber die mittelmäßigen Menschen können sich nicht an fremdes Lob gewöhnen und die Menge wechselt gern mit dem Helden.

„Die Partei eines La Fayette, eines Guadet, eines Brissot umringt ihn. Sie nennen ihn Parteihaupt! Robespierre Parteihaupt! Sie erzählen, er habe aus dem schändlichen Schatze der Civilliste Geld bezogen. Sie rechnen

ihm das Vertrauen des Volkes zum Verbrechen an, als ob ein gewöhnlicher Bürger ohne Vermögen und ohne Macht auf andere Weise, als durch seine Tugenden sich die Liebe des Volks erwerben könnte! Als ob ein Mann, dessen Stimme nur vereinzelt in einer Gesellschaft von Intriguanten, Heuchlern und Betrügern ertönt, jemals Anlaß zur Furcht geben könnte! Aber dieser unbestechliche Censor beunruhigt sie. Sie sagen, daß er mit mir übereingekommen sei, ich solle ihm die Diktatur anbieten. Dies betrifft mich. Ich erkläre also, daß Robespierre so weit davon entfernt ist, über meine Feder zu verfügen, als ich jemals in der geringsten Verbindung mit ihm gestanden habe. Ich habe ihn nur ein einziges Mal gesehen, und dieses einzige Gespräch hat mich überzeugt, daß er nicht der Mann ist, den ich für die höchste energische Gewalt suche, welche von der Revolution verlangt wird.

„Das erste Wort, welches er an mich richtete, war ein Vorwurf darüber, daß ich meine Feder in das Blut der Feinde der Freiheit tauche, immer die Worte Strang, Schwert und Dolch im Munde führe, diese schrecklichen Worte, die ohne Zweifel meinem Herzen zuwider wären, und die keine gute Meinung von meinen Principien aufkommen ließen. Ich enttäuschte ihn. Erfahren Sie, antwortete ich ihm, daß mein Einfluß auf das Volk nicht von meinen Ideen abhängt, sondern von meiner Kühnheit, von dem stürmischen Hervorbrechen meiner Gefühle, von dem Rufe der Wuth und der Verzweiflung, den ich gegen die Niederträchtigen, die den Gang der Revolution hemmen, ertönen lasse. Ich kenne den Zorn, den gerechten Zorn des Volks und deswegen hört es mich an und glaubt mir. Diese Töne der Angst und der Wuth, die Sie für nichtssagend halten, sind der einfachste und aufrichtigste Ausdruck der Leidenschaften, die an meiner Seele nagen. Ja, wenn ich nach Erlassung des Beschlusses gegen die Besatzung von Nancy die Arme des Volks zu meiner Verfügung gehabt hätte, so würde ich die Abgeordneten, die dafür gestimmt, decimirt haben; nach der Untersuchung in Bezug auf die Ereignisse des 5. und 6. Octobers würde ich alle Richter auf einem Scheiterhaufen verbrannt haben; hätte ich nach dem Blutbade auf dem Marsfelde an der Spitze von zweitausend Männern

gestanden, die ebenso wie ich vom Gefühle der Rache bewegt wurden, so würde ich mit ihnen La Fayette in der Mitte seiner Räuberhaufen erdolcht, den König in seinem Palaste verbrannt, und unsere schändlichen Vertreter auf ihren Sitzen erwürgt haben!..... Robespierre hörte mich mit Schrecken an. Er erbleichte und schwieg lange Zeit still. Ich ging fort. Ich hatte einen unbescholtnen Mann gesehen; ich hatte keinen Staatsmann angetroffen.“ So hatte der Lasterhafte Abscheu bei dem Fanatiker, Robespierre fast verächtliches Mitleiden bei Marat erregt.

IV.

Diese beginnenden Zwistigkeiten zwischen den Jacobinern und den Girondisten gaben dem gewandten Dumouriez einen doppelten Stützpunkt für seine Politik. Die Abneigung, welche seine Collegen Roland, Clavière und Servan gegen ihn gefaßt hatten, machte ihm keine Sorge mehr. Er hielt ihrem Einflusse durch seine Verbindung mit ihren Feinden das Gegengewicht. Aber die Jakobiner wollten ein Unterpfand dieser Verbindung haben und er bot es ihnen in dem Kriege dar. Danton, ebenso heftig, aber mehr Politiker als Marat, wiederholte unaufhörlich, daß die Revolution und die Despoten sich nie versöhnen könnten und daß Frankreich sein Heil nur von seiner Kühnheit oder seiner Verzweiflung zu erwarten habe. Der Krieg war nach Danton's Ansicht die Taufe oder das Märtyrerthum, welches die Freiheit als eine neue Religion zu bestehen hatte. Frankreich mußte gleichsam im Feuer von den Flecken und von den Zeichen der Schande seiner Vergangenheit gereinigt werden.

Dumouriez, der in dieser Hinsicht mit La Fayette und mit den Feuillants übereinstimmte, wollte auch den Krieg, aber als Soldat, um in demselben Ruhm zu erlangen und dann die Parteien niederzuwerfen. Vom ersten Tage an, wo er ins Ministerium getreten, unterhandelte er mit Oestreich, um eine entscheidende Antwort zu erlangen. Er hatte fast alle Glieder des diplomatischen Corps erneuert und sie mit entschlossenen kräftigen Männern ersetzt. Seine Depeschen führten einen kriegerischen, nachdrücklichen Ton, welcher der

Sprache eines bewaffneten Volkes glich. Er forderte die Fürsten am Rhein, den König von Preußen, den König von Sardinien, Spanien dazu auf, den constitutionellen König anzuerkennen oder ihn zu bekämpfen. Aber während diese offiziellen Gesandten von den Höfen eine schnelle und bestimmte Antwort verlangten, drängten sich die geheimen Agenten Dumouriez' auf geschickte Weise in die Kabinete ein und machten Versuche, einige Staaten von der sich bildenden Coalition zu trennen. Sie zeigten ihnen die Vortheile der Neutralität in Bezug auf eine Vergrößerung ihres Gebietes; sie versprachen ihnen, wenn der Sieg entschieden sei, den Schutz Frankreichs. Da der Minister nicht hoffen konnte, Verbündete zu erlangen, so suchte er Frankreich geheime Mitschuldige zu verschaffen; er bestach die Staaten, die er nicht durch Drohungen auf seine Seite bringen konnte, indem er ihrem Ehrgeize schmeichelte; er schwächte die Coalition, indem er hoffte, sie später vernichten zu können.

V.

Der Fürst, auf den er den stärksten Einfluß ausübte, war grade der Herzog von Braunschweig, den der Kaiser und der König von Preußen beide dazu bestimmten, den Oberbefehl über die gegen Frankreich vereinigten Heere zu übernehmen. Sie hofften von ihm, er solle der Agamemnon Deutschlands werden.

Karl Friedrich Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel, der an den Krieg gewöhnt und den Wissenschaften wie dem Vergnügen gleich ergeben war, hatte in den Feldlagern Friedrichs des Großen die Kriegskunst, die französische Philosophie und den Machiavelismus seines Gebieters angenommen. Er hatte mit diesem König, der zu gleicher Zeit Philosoph und Soldat war, allen Feldzügen des siebenjährigen Kriegs beigewohnt. Nach dem Friedensschlusse machte er Reisen in Frankreich und in Italien. Ueberall war er als der Held Deutschlands und als Erbe des Geistes Friedrich's des Großen aufgenommen worden, und hatte eine Schwester Georg's III., des Königs von England geheirathet. In der Hauptstadt seines Landes, wo seine Favoritinnen glänzten und die Philosophen lehrten, vereinte

sich der Epikuräismus der Höfe mit der Strenge des Lagers. Er regierte den Lehren der Weisen gemäß; er lebte nach dem Vorbilde der Sybariten. Aber seinem kriegerischen Geiste, der sich leicht von der Schönheit fesseln ließ, that die Liebe keinen Eintrag, nur sein Herz gehörte den Frauen, im Uebrigen lebte er seinem Ruhme, dem Kriege und der Regierung seiner Staaten. Mirabeau, der damals jung war, hatte an seinem Hofe verweilt, als er sich nach Berlin zu Friedrich dem Großen begeben wollte. Der Herzog von Braunschweig hatte Mirabeau aufgenommen und richtig beurtheilt. Diese beiden Männer, die so verschiedene Stellungen einnahmen, glichen einander in Hinsicht auf ihre Fähigkeiten und ihre Fehler. Es waren zwei revolutionaire Geister, aber die Verschiedenheit ihrer Stellung und ihres Vaterlandes ließ den einen dazu bestimmt sein eine Revolution zu machen, den andern sie zu bekämpfen.

Mirabeau wurde von dem Fürsten gewonnen, den er hatte gewinnen sollen. „Das Gesicht dieses Fürsten," schreibt er in seinem geheimen Briefwechsel, „drückt Tiefe des Denkens und Feinheit aus. Er spricht mit Geschmack und mit Bestimmtheit; er ist überaus kenntnißreich, arbeitsam, scharfsichtig. Er führt einen ungeheuern Briefwechsel, zu dem nur sein Verdienst Anlaß gegeben hat. Er ist selbst in Hinsicht auf seine Leidenschaften haushälterisch. Seine Maitresse, Fräulein v. Hartfeld, ist die vernünftigste Frau an seinem Hofe. Als ein wahrer Alcibiades liebt er das Vergnügen, aber niemals leiden hierunter seine Arbeiten. Tritt er als preußischer General auf, so ist Niemand so früh auf dem Platze, so thätig, so bis ins Kleinste genau, wie er. Trotz aller anscheinenden Ruhe, welche eine Folge seiner Selbstbeherrschung ist, reißen ihn oft seine glänzende Einbildungskraft und sein aufstrebender Ehrgeiz mit sich fort; aber die Vorsicht, welche er sich zur Pflicht macht, und die Sorge um seinen Ruhm halten ihn wieder zurück und bringen ihn zu unentschlossnem Schwanken, das vielleicht seinen einzigen Fehler ausmacht." Mirabeau sagte von dieser Zeit an vom Herzog von Braunschweig voraus, er werde nach dem Tode des Königs von Preußen, den Deutschland den Großen nannte, den bedeutendsten Einfluß auf die Angelegenheiten Deutschlands erhalten.

Der Herzog war damals funfzig Jahre alt. Er wies in seinen Unterhaltungen mit Mirabeau zurück, daß er den Krieg liebe. „Die Schlachten sind Glücksspiele. Bis jetzt bin ich nicht unglücklich dabei gewesen. Wer weiß, ob mir jetzt das Glück günstig wäre, obgleich ich geschickter bin.“

Ein Jahr später machte er an der Spitze der englischen Truppen den siegreichen Einfall in Holland. Einige Jahre später bezeichnete ihn Deutschland als Oberbefehlshaber seiner Heere.

Der Krieg mit Frankreich, der seinem Ehrgeize als Soldat schmeichelte, war ihm als Philosoph zuwider. Er fühlte, daß er schlecht gegen die Ideen kämpfen würde, die bei ihm selbst Eingang gefunden hatten. Mirabeau hatte über ihn den bedeutungsvollen Ausspruch gethan, der das schwankende Betragen und die Niederlagen der von diesem Fürsten angeführten Coalition im voraus andeutete: „Dieser Mann ist durch Talent und Charakter ausgezeichnet, aber er ist zu weise, um den Weisen furchtbar zu sein.“

Dieser Ausspruch erklärt es, wie die monarchische Partei der Versammlung darauf kam, dem Herzog von Braunschweig durch Custine die Krone Frankreichs anbieten zu lassen. Die Freimaurerei, diese verborgene Religion, zu der fast alle regierenden deutschen Fürsten gehörten, bedeckte mit ihren Geheimnissen die Verbindungen, welche unsichtbar zwischen der französischen Philosophie und den Fürsten an den Rheinufern bestanden. Der Herzog war in seinem Innern mehr Bürger als Fürst, mehr Franzose als Deutscher. Das Anerbieten eines Thrones in Paris hatte ihn angenehm berührt. Es kämpft sich schlecht gegen ein Volk, dessen König man zu werden hofft, und gegen eine Sache, die man wol besiegen, aber nicht dem Untergange zuführen will: so waren die Gesinnungen des Herzogs von Braunschweig. Als ihn der König von Preußen um Rath fragte, rieth er ihm, seine Macht nach Polen zu wenden und dort Provinzen, statt in Frankreich Principien zu erobern.

VI.

Dumouriez' Plan war, Preußen und Oestreich soviel wie möglich zu trennen, um nur immer Einen Feind vor

sich zu haben. Die Vereinigung dieser beiden Mächte, die der Lage der Dinge nach auf einander eifersüchtig sein mußten, schien ihm so naturwidrig, daß er hoffte, sie verhindern oder auflösen zu können. Der angeborne Haß des Despotismus gegen die Freiheit vereitelte alle seine Hoffnungen. Rußland zwang, vermöge Katharinens Einfluß, Preußen und Oestreich, gegen die Revolution gemeinschaftliche Sache zu machen. Zu Wien dachte der junge Kaiser Franz I. weit mehr daran, den Kampf zu beginnen, als zu unterhandeln. Der Fürst Kaunitz, sein erster Minister, antwortete auf Dumouriez' Noten in Ausdrücken, welche die Versammlung herausforderten.

Dumouriez theilte diese Stücke der Versammlung mit. Er kam den Ausbrüchen ihres gerechten Zornes zuvor, indem er selbst seinem Unwillen Luft machte und seinen Patriotismus sprechen ließ. Die Gegenwirkung dieser Auftritte zu Paris ließ sich selbst im Kabinet des Kaisers zu Wien verspüren. Blaß und vor Zorn zitternd, ließ Franz I. seine Unzufriedenheit über die Langsamkeit seines Ministers aus. Alle Tage wohnte er am Bette des Fürsten Kaunitz den Conferenzen zwischen diesem Greise und den preußischen und russischen Gesandten bei, welche im Auftrage ihrer Gebieter den Krieg betreiben sollten. Der König von Preußen verlangte die Leitung des Feldzuges allein zu übernehmen. Er schlug einen plötzlichen Einfall in Frankreich als das sicherste Mittel vor, unnützes Blutvergießen zu verhüten; dadurch würde die Revolution überrascht werden, und die Gegenrevolution, von der ihm die Emigranten viel vorredeten, werde ausbrechen. Es wurde bestimmt, der Herzog von Braunschweig und der Fürst von Hohenlohe, General der kaiserlichen Truppen, sollten in Leipzig eine Zusammenkunft abhalten, um die Maßregeln Oestreichs und Preußens in Einklang zu bringen. Der Form nach dauerten noch zu Wien Conferenzen zwischen Hrn. v. Noailles, dem französischen Gesandten und dem Vicekanzler des Hofs, den Grafen Philipp von Cobentzl, fort. Diese Couferenzen, in denen zwei unversöhnbare Principien versöhnt werden sollten, führten nur zu gegenseitigen Vorwürfen. Eine letzte Aeußerung des Grafen Cobentzl machte den Verhandlungen ein Ende. Als dieses Wort in Paris bekannt wurde, ließ es

den Krieg zum Ausbruch kommen. Dumouriez verlangte ihn im Ministerrathe und brachte den König dahin, den verhängnißvollen Schritt zu thun und selbst seinem Volke vorzuschlagen, den Krieg zu beginnen. „Das Volk,“ sagte er ihm, „wird an dem Tage, an welchem es Sie seine Sache erfassen und, um sie zu vertheidigen, die Könige bekämpfen sieht, daran glauben, daß Sie es lieben.“

Der König erschien unerwartet am 20. April, von allen seinen Ministern umgeben, in der Versammlung. Im Saale entstand ein bedeutungsvolles Schweigen. Ein Jeder fühlte, daß das entscheidende Wort ausgesprochen werden sollte. Es wurde wirklich ausgesprochen. Nachdem Dumouriez einen vollständigen Bericht über die Verhandlungen mit Oestreich vorgelesen hatte, fügte der König mit ergriffner, aber fester Stimme hinzu: „Sie haben so eben den Bericht angehört, der meinem Ministerium vorgelegt worden ist. Die Anträge desselben sind einstimmig und auch von mir angenommen worden. Ich habe alle Mittel erschöpft, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Jetzt komme ich, nach den Bestimmungen der Constitution, um Ihnen ausdrücklich den Krieg gegen den König von Ungarn und und Böhmen vorzuschlagen.“

Der König ging nach diesen Worten, von dem Zurufe und Geberden der Begeisterung im Saale und auf den Galerien begleitet, wieder fort. Das Volk bezeugte ebenso, wo er vorbeikam, den Antheil, den es an diesem Ereignisse nahm; Frankreich fühlte sich seiner Sache gewiß, indem es zuerst Europa, welches sich gegen es verschworen, angriff. Es schien allen besser gesinnten Bürgern, als ob alle innern Unruhen bei diesen großen nach Außen sich richtenden Anstrengungen eines Volkes, welches seine Grenzen vertheidigt, verschwinden müßten; als ob der Proceß der Freiheit auf den Schlachtfeldern in wenig Stunden seine Entscheidung finden würde, und als ob die Constitution nur einen Sieg nöthig hätte, um die Nation im Innern frei und nach Außen triumphirend sein zu lassen. Der König selbst, als er seinen Palast wieder betrat, fühlte sich von der Last der Unentschlossenheit befreit. Der Krieg gegen seine Verbündeten und gegen seine Brüder hatte seinem Herzen manche schwere Stunde gekostet; es schien ihm, als ob ihm

diese Aufopferung seiner Gefühle Ansprüche auf die Dankbarkeit der Versammlung gäbe; indem er sich auf diese Weise mit der Sache des Vaterlandes einte, war er der Hoffnung, wenigstens Gerechtigkeit und Liebe bei seinem Volke wiederzufinden. Die Versammlung trennte sich, ohne zu berathschlagen, und verstattete einige Stunden mehr der Begeisterung, als dem Nachdenken.

VII.

In der Abendsitzung unterstützte Pastoret, einer der hauptsächlichsten Feuillants, zuerst den Krieg. „Man wirft uns vor, sagte er, in einem Anfalle von Begeisterung für Blutvergießen zu stimmen. Aber sind wir denn heute erst herausgefordert worden? Oestreich hat seit vierhundert Jahren seine mit Frankreich geschlossenen Verträge verletzt. Das sind unsere Beweggründe! Laßt uns nicht länger zaudern. Der Sieg wird der Freiheit treu sein!"

Becquet, constitutioneller Royalist, ein besonnener und muthiger Redner, wagte allein gegen die Kriegserklärung zu sprechen. „In einem freien Lande, sagte er, führt man nur Krieg, um die Verfassung oder die Nation zu vertheidigen. Unsere Verfassung ist erst seit ganz kurzer Zeit in's Leben getreten, sie hat Ruhe nöthig, um feste Wurzeln fassen zu können. Ein Zustand der Krise, wie der Krieg ist, steht den regelmäßigen Bewegungen des politischen Gemeinwesens entgegen. Wenn eure Heere außerhalb des Landes im Kampfe begriffen sind, wer soll dann die aufrührerischen Parteien im Innern im Zaum halten? Man spiegelt euch die Hoffnung vor, daß ihr nur Oestreich zu bekämpfen haben werdet, daß der übrige Norden Neutralität beobachten werde; rechnet nicht darauf. England selbst kann nicht neutral bleiben. Wenn der Krieg euch in die Nothwendigkeit versetzt, Belgien zu revolutioniren, oder in Holland einzufallen, so wird sich England mit Preußen verbinden, um den Statthalter gegen euch zu vertheidigen. Ohne Zweifel ist England der Freiheit zugethan, die sich bei euch niederläßt, aber sein Leben hängt von seinem Handel ab; es kann euch denselben nicht in Belgien überlassen. Wartet ab, bis ihr angegriffen werdet, und

der Geist der Völker wird dann mit euch kämpfen. Die Gerechtigkeit einer Sache ist ganze Heere werth. Aber wenn man euch den Nationen als ein unstätes, eroberungssüchtiges Volk darstellen kann, das nur in Unruhe und Krieg zu leben vermag, dann werden sich die Nationen mit Schrecken von euch wenden, Setzen übrigens nicht die Feinde der Revolution ihre Hoffnung auf den Krieg? Warum also ihnen die Freude machen, daß er ihnen angeboten wird? Die Emigranten, die jetzt verächtlich sind, werden an dem Tage, an welchem sie in den Heeren unserer Feinde eine Stütze finden, gefährlich werden.“

Die durchdachte und vernünftige Rede Becquet's wurde jeden Augenblick von ironischem Lachen und Beleidigungen der Versammlung unterbrochen und endete unter dem Schreien und Zischen der Galerien. Es gehört ein Heldenmuth der Ueberzeugung dazu, in einer französischen Nationalversammlung gegen den Krieg aufzutreten. Bazire allein, ein Freund Robespierre's, wagte zu verlangen, es sollten erst einige Tage der Ueberlegung gewidmet werden, ehe ein Beschluß gefaßt würde, in Folge dessen Ströme Bluts vergossen werden sollten. „Wenn ihr euch für den Krieg entscheidet, sagte er, so führt ihn wenigstens so, daß er nicht von Verrath umgeben ist!“ Einige Beifallsbezeigungen deuteten an, daß Bazire's republikanische Anspielung verstanden war, und daß vor Allem der König und die verdächtigen Generale entfernt werden müßten. „Nein, nein, erwiedert Mailhe, verliert auch nicht eine einzige Stunde, um den Beschluß zu fassen, welcher der ganzen Welt die Freiheit bringt!“ „Löscht die Fackeln eurer Zwietracht beim Donner der Kanonen und bei dem Klirren der Bajonnette aus,“ fügt Dubayet hinzu. „Laßt den Bericht noch in dieser Sitzung gemacht werden,“ verlangt Brissot. „Erklärt den Königen den Krieg und den Nationen den Frieden,“ ruft Merlin aus. Der Krieg wird votirt.

Condorcet, im voraus von den girondistischen Ministern dazu aufgefordert, liest auf der Rednerbühne den Entwurf eines Manifestes an die Nationen vor. Es hieß darin: „Jede Nation hat das Recht, sich Gesetze zu geben und sie nach Belieben zu ändern. Die französische Nation mußte glauben, daß so einfache Wahrheiten von allen Fürsten

anerkannt werden würden. Sie hat sich in ihrer Hoffnung getäuscht. Ein Bund gegen seine Unabhängigkeit hat sich gebildet; niemals hat der Stolz der Throne mit mehr Keckheit die Majestät der Nationen beleidigt. Die Gründe, welche die Despoten gegen Frankreich vorbringen, sind nur Schmähungen gegen seine Freiheit. Dieser beleidigende Uebermuth kann Frankreich nicht in Furcht setzen, sondern nur seinen Muth noch vermehren. Es ist Zeit dazu nöthig, um die Sklaven des Despotismus an Kriegszucht zu gewöhnen, jeder Mann aber, der die Tyrannei bekämpft, wird zum Soldaten."

VIII

Der bedeutendste Redner der Gironde steigt zuletzt auf die Rednerbühne: „Ihr seid es der Nation schuldig, alle Mittel anzuwenden, sagt Vergniaud, um dem großen und furchtbaren Entschlusse, mit dem ihr diesen merkwürdigen Tag bezeichnet habt, einen günstigen Erfolg zu sichern. Erinnert euch an den Tag jener allgemeinen Verbündung, an welchem alle Franzosen ihr Leben der Vertheidigung der Freiheit und der Verfassung weihten; erinnert euch an den Schwur, den ihr selbst am 14. Januar geleistet habt, euch lieber unter den Ruinen dieses Tempels begraben zu lassen, als das geringste Zugeständniß zu machen und die geringste Abänderung an der Constitution zu erlauben. Welches Herz wäre so erstarrt, daß es nicht in diesen erhabnen Augenblicken stärker schlüge, welches Gemüth so kalt, daß es sich nicht mit dem allgemeinen Freudenrufe zum Himmel erhöbe, wer wäre so unempfindlich, daß er nicht sein ganzes Wesen veredelt und seine Kräfte durch eine edle Begeisterung über die Kräfte der Menschheit erhoben fühlte? Nun denn, so gebt noch Frankreich, gebt Europa das großartige Schauspiel dieser nationalen Feste! Belebt den Muth und die Kraft wieder, vor denen die Bastillen fallen! Laßt in ganz Frankreich die erhabnen Worte ertönen: F r e i l e b e n o d e r s t e r b e n! D i e C o n s t i t u t i o n g a n z u n d o h n e A b ä n d e r u n g o d e r d e n T o d! Möge dieser Ruf bis zu den Thronen dringen, die sich gegen euch verbündet haben, möge er sie lehren, daß sie umsonst auf die Spaltungen im In-

nern unseres Reiches gerechnet haben, daß wir alle, wenn das Vaterland in Gefahr ist, nur von einem einzigen Gedanken beseelt werden: von dem Gedanken, es zu retten oder zu sterben; daß endlich, wenn das Glück bei dem Kampfe eine so heilige Sache, wie die unsrige, verließe, unsere Feinde wol unsern Leichen Beschimpfungen anthun könnten, daß sie aber nie einen einzigen Franzosen in Fesseln schlagen werden.“

IX.

Vergniaud's Worte drangen bis nach Berlin und nach Wien: „Uns ist der Krieg erklärt worden,“ sagte Fürst Kaunitz in einer Gesellschaft bei dem Kaiser zu dem russischen Gesandten, Fürst Galitzin, — „das ist so viel, als wenn er Ihnen erklärt worden wäre.“ Der Befehl über die preußischen und östreichischen Truppen wurde dem Herzog von Braunschweig zuertheilt. Damit bestätigten der Kaiser und der König nur die Wahl, welche schon von ganz Deutschland getroffen worden war: die öffentliche Meinung hatte ihn ernannt. Deutschland setzt sich langsam in Bewegung; die Verbündungen haben ihre Nachtheile, wenn der Krieg unversehens ausbricht. Der Feldzug nahm von Seiten Frankreichs seinen Anfang, ehe noch Preußen und Oestreich mit ihren Rüstungen in Bereitschaft waren.

Dumouriez hatte diese Schwerfälligkeit und die Langsamkeit der beiden deutschen Monarchien mit in Anschlag gebracht. Sein geschickt angelegter Plan bestand darin, die Coalition auseinander zu sprengen, und ehe Preußen sich auf dem Platze einfinden könnte, einen raschen Einfall in Belgien zu thun. Hätte Dumouriez den von ihm ausgedachten Plan zu gleicher Zeit auch ausgeführt, so wäre es um Belgien und Holland geschehen gewesen; aber La Fayette, der damit beauftragt wurde, an der Spitze von 40,000 Mann diesen Einfall zu unternehmen, besaß weder seinen Ungestüm, noch seine Verwegenheit. Er war gleichsam eher ein General für die öffentliche Meinung, als für ein Heer; er war eher daran gewöhnt, Bürger auf den Plätzen einer Stadt, als Soldaten während eines Feldzugs zu befehligen. Er besaß persönliche Tapferkeit und wurde von den Trup-

pen geliebt, aber er hatte den amerikanischen Krieg mit kleinen Haufen freier Männer und nicht mit Massen geführt, die der Kriegszucht entfremdet waren. Seine Soldaten nicht unnützer Weise blosstellen, mit Unerschrockenheit die Grenzen vertheidigen, in den Thermopylen einen heldenmüthigen Tod finden, an die Nationalgarden muthvolle Anreden halten, seine Truppen leidenschaftlich für oder wider Meinungen einnehmen — das lag in La Fayette's Wesen. Der große Krieg mit seinen kühnen Unternehmungen, wo viel gewagt wird, um Alles zu gewinnen, wo zuweilen eine Grenze entblößt wird, um einen Schlag gegen ein Reich mitten im Innern desselben ausführen zu können, paßte nicht für seine Gewohnheiten und noch weniger zu seiner Stellung. Er war General geworden, aber immer Parteihaupt geblieben; wenn er sich nach der Seite des Auslands wandte, blickte er immer dabei nach dem Innern des Reiches. Er brauchte Ruhm, der nicht bestritten werden konnte, um seinen Einfluß sich zu erhalten und um die Rolle eines obersten Leiters der Revolution, welche für ihn unsichrer zu werden begann, wieder an sich zu bringen; aber vor Allem war ihm nothwendig, daß er keine Blöße gab. Eine Niederlage würde ihm den Untergang gebracht haben. Er wußte es. Er war ein General, der immer zögerte, um eine günstigere Gelegenheit erfassen zu können, als die war, die sich ihm vielleicht darbot. Aber die Zeit der Revolution verlieren, war so viel als ihre ganze Stärke verlieren. Die Stärke der undisciplinirten Massen besteht in ihrem Ungestüm; wer sie aufhält und zögern läßt, führt sie ihrem Verderben zu.

Der ungestüme Dumouriez war seiner Natur nach ganz von der Wahrheit einer solchen Ansicht der Dinge durchdrungen. Er bemühte sich, in den Conferenzen, die vor der Ernennung der Generale stattfanden, La Fayette ebenfalls davon zu überzeugen. Er stellte ihn als den General, der am meisten dazu geeignet war, Volksbewegungen entstehen zu lassen und den Krieg in den belgischen Provinzen in eine Revolution zu verwandeln, an die Spitze der Heeresabtheilung, die in Belgien eindringen sollte. Belgien zu Gunsten der Freiheit Frankreichs zum Aufstand bringen, dieses Land und Frankreich sich ihre Unabhängigkeit gegen=

seitig verbürgen lassen, hieß es Oestreich entreißen und gegen die Feinde der Revolution wenden.

Die Belgier sollten nach Dumouriez' Plane Belgien für Frankreich erobern; die Keime der Empörung waren in diesem Lande schlecht unterdrückt. Das erste Erscheinen der französischen Soldaten mußte sie wieder zum Leben rufen.

X.

Belgien hat während der langen Dauer der spanischen Herrschaft den abergläubischen, eifersüchtigen Katholizismus angenommen. Die Nation gehört den Priestern; die Vorrechte des Klerus erscheinen ihr als Vorrechte des Volks. Joseph II., ein vorzeitiger Philosoph, aber ein Philosoph mit Waffengewalt versehen, hatte dieses Volk vom Despotismus der Priesterthums frei machen wollen. Belgien war 1790 gegen die Freiheit, die ihm gebracht werden sollte, zu Felde gezogen, und hatte sich auf die Seite seiner Unterdrücker gestellt. Der Fanatismus der Priester und der Fanatismus der Municipalvorrechte, welche in dem Gedanken des Widerstandes gegen Joseph einen Vereinigungspunkt fanden, hatten diese Provinzen aufgewiegelt. Die Empörer hatten Gent und Brüssel genommen, und Oestreich der Souverainetät über die Niederlande für verlustig erklärt. Kaum war die belgische Revolution siegreich gewesen, so waren Spaltungen entstanden. Die Partei der Priester und der Aristokraten hatten eine oligarchische Verfassung verlangt, die Volkspartei eine Demokratie nach dem Vorbilde der französischen Revolution. Van der Noot, ein beredter und grausamer Tribun, war die Seele der erstern Partei. Van der Mersch, ein tapferer Soldat war das Haupt der Volkspartei. Der Bürgerkrieg brach mitten im Unabhängigkeitskriege aus. Van der Mersch wurde von seinen Gegnern gefangen genommen und in den Kerker geworfen. Leopold, der Nachfolger Joseph's II., benutzte diese Spaltungen, um Belgien wiederzuerobern. Der Freiheit überdrüssig, ehe es sie wirklich gekannt, unterwarf sich ihm das Land ohne Widerstand. Van der Noot ging nach Holland. Van der Mersch, der von den Oestreichern befreit wurde, erhielt seine Begnadigung und zog sich in die Verborgenheit zurück. Die

Unabhängigkeit wurde durch starke östreichische Besatzungen unterdrückt; es konnte nicht fehlen, daß sie bei dem Erscheinen der französischen Heere wieder ins Leben trat.

La Fayette schien diesen Plan zu begreifen und zu billigen. Es wurde bestimmt, der Marschall Rochambeau solle Obergeneral der nach Belgien marschirenden Armee sein, La Fayette mit einer bedeutenden Heeresabtheilung den Einfall unternehmen und, sobald dieser geschehen sei, den Befehl allein fortbehalten. Rochambeau, der alt und durch lange Unthätigkeit unfähig geworden war, würde so nur die Ehre des Oberbefehls, La Fayette dagegen die ganze Führung des Feldzuges und die bewaffnete Ausbreitung der Revolution zukommen. „Diese Rolle paßt für ihn, sagte der alte Marschall, ich verstehe nichts vom Städtekrieg.“ Der kühne Plan, den Dumouriez zu diesem Feldzuge gemacht hatte, war folgender: La Fayette marschirt nach dem schlecht vertheidigten Namur und nimmt es ein; von da auf Brüssel und Lüttich los, den beiden Sammelpunkten der belgischen Unabhängigkeit; zu gleicher Zeit rückt der General Biron mit zehn tausend Mann nach Mons vor und wirft sich auf den östreichischen General Beaulieu, der nur mit zwei oder dreitausend dort steht; von der Besatzung zu Lille wird eine andere Abtheilung von dreitausend Mann nach Tournay entsandt, die nachdem sie eine Besatzung in die Citadelle gelegt, zu dem Corps des General Biron stößt; aus Dünkirchen kommen zwölfhundert Mann, die Furnes überrumpeln. Hierauf gehen die vierzigtausend Mann unter La Fayette's Befehl auf verschiedenen Punkten in Belgien vor; der schlecht vorbereitete Feind wird in einem Zeitraum von zehn Tagen überall zu gleicher Zeit angegriffen, die Bevölkerung in seinem Rücken aufgewiegelt; die Angriffsarmee wird sodann bis auf achtzigtausend Mann gebracht, mit denen die im Namen der Unabhängigkeit aufgestandnen Belgier vereinigt werden, um das Heer des Kaisers zu bekämpfen, sobald es von Deutschland aus ankommt. Dieser Plan vereinigte alle Bedingungen, die zu einem glücklichen Erfolg führen konnten, nur fehlte ein Mann, um ihn auszuführen. Diesem Plane gemäß ordnete Dumouriez die Aufstellung der Truppen an und erließ seine Befehle.

XI.

Frankreichs kriegerische Anstrengungen entsprachen dem Geiste, der das Land belebte.

Jenseit des Rheins wurden die Vorbereitungen zum Kriege mit Eifer und mit Einheit betrieben. Der Kaiser und der König von Preußen hatten eine Zusammenkunft zu Frankfurt. Der Herzog von Braunschweig wohnte derselben bei. Die Kaiserin von Rußland theilte die feindlichen Gesinnungen der beiden Mächte gegen Frankreich und ließ in Polen Truppen einrücken, um dort dieselben Principien, welche in Paris bekämpft werden sollten, bei ihrem Entstehen zu unterdrücken. Ganz Deutschland gab wider seinen Willen dem von den drei Kabineten ausgehenden Antriebe nach, und es zogen Massen nach dem Rheine zu. Der Kaiser leitete den Krieg der Throne gegen die Völker dadurch ein, daß er sich zu Frankfurt krönen ließ. Das Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig wurde nach Coblenz, der Hauptstadt der Emigration, verlegt. Der Oberbefehlshaber der verbündeten Mächte hatte dort die erste Zusammenkunft mit den beiden Brüdern Ludwig's XVI., dem Grafen von Provence und dem Grafen Artois. Er versprach ihnen, sie sollten in kurzer Zeit ihr Vaterland und ihren Rang wieder haben. Sie nannten ihn im voraus den Helden des Rheins und den rechten Arm der Könige.

Alles bekam jetzt ein kriegerisches Ansehn. Die zwei preußischen Prinzen, die in der Nähe von Coblenz in einem Dorfe einquartiert waren, hatten nur eine Stube und schliefen auf der Erde. Der König von Preußen wurde auf dem ganzen Rheinufer mit Kanonendonner empfangen. In allen Städten, durch welche er kam, wurde er von den Emigranten, den Einwohnern und seinen Truppen im voraus der Retter Deutschlands benannt. Sein Name wurde bei Illuminationen mit der schmeichlerischen Umschrift umgeben: Vivat Villelmus, Francos deleat, jura regis restituat. Es lebe Wilhelm, er verderbe die Franzosen, er stelle die Rechte des Königs wieder her.

XII.

Coblenz, am Zusammenflusse der Mosel und des Rheins im Gebiete des Kurfürsten von Trier gelegen, war die Hauptstadt der französischen Emigration geworden. Gegen zweiundzwanzigtausend Edelleute scharten sich hier um sieben emigrirte Prinzen des Bourbonischen Hauses. Diese Prinzen waren: der Graf von Provence und der Graf Artois, Brüder des Königs; die beiden Söhne des Grafen Artois, der Herzog v. Berri und der Herzog v. Angoulême; der Prinz v. Condé, Cousin des Königs; der Herzog v. Bourbon, sein Sohn, und der Herzog v. Enghien, sein Enkel. Der ganze junge Militair-Adel Frankreichs hatte mit Ausnahme der Anhänger der Constitution seine Garnisonen und seine Schlösser verlassen, um an diesem Kreuzzuge der Könige gegen die französische Revolution mit Theil zu nehmen.

Diese Gesinnung, welche jetzt verbrecherisch erscheint, weil sie die Bürger gegen ihr Vaterland bewaffnete und Fremde zum Kampfe gegen Frankreich aufrief, trug damals in den Augen des französischen Adels nicht den hochverrätherischen Charakter, den ihm der besser erleuchtete Patriotismus späterer Zeiten zuertheilt. Sie war schuldig vor der Vernunft, rechtfertigte sich aber vor dem Gefühle. Treulosigkeit gegen das Vaterland wurde Treue gegen den König genannt. Das Vaterland verlassen, galt als Ehre.

Treue gegen den König war die Religion des französischen Adels. Die Souverainetät des Volkes schien ihm ein ungebührliches Dogma, gegen welches er das Schwert ziehen mußte, wenn seine Duldung nicht als Theilnahme an dem Verbrechen gelten sollte. Dieser Adel hatte geduldig ertragen, als ihn die constituirende Versammlung durch die Zerstörung der letzten Reste der Feudalität von seiner hohen Stufe niedersteigen ließ und ihm Titel und Vermögen entzog, oder er hatte vielmehr selbst mit edler Aufopferung sich dies in der Nacht des 6. August freiwillig auferlegt. Aber die dem Könige zugefügten Beleidigungen waren ihm unerträglicher erschienen, als die, welche er selbst erfahren hatte. Den König aus seiner Gefangenschaft zu befreien,

ihn den drohenden Gefahren zu entreißen, die Königin und ihre Kinder zu retten, das Königthum in seinem ganzen Umfange wiederherzustellen, oder im Kampfe für diese heilige Sache zu fallen, ließ ihm seine Stellung und seine Abstammung als eine Pflicht erscheinen. Auf der einen Seite stand die Ehre, auf der andern das Vaterland; der Adel hatte nicht gezaudert und war der Ehre gefolgt. Er heiligte sich noch mit dem magischen Worte: Aufopferung. Und in der That fand wirkliche Aufopferung und Selbstverleugnung bei diesen Jünglingen und Greisen statt, wenn sie ihre Stellen in der Armee, ihre Güter, ihr Vaterland, ihre Familien verließen und sich auf fremdem Boden um die weiße Fahne scharten, um als gemeine Soldaten zu dienen, um einer ewigen Verbannung, der gegen sie durch die Gesetze ihres Landes ausgesprochnen Güterentziehung, den Mühseligkeiten der Feldlager oder dem Tode auf dem Schlachtfelde Trotz zu bieten. Wenn die Aufopferung der Patrioten zum Besten der Revolution erhaben war, wie die Hoffnung, so war die Aufopferung des emigrirten Adels, edelsinnig wie die Verzweiflung. In den Bürgerkriegen muß jede Partei nach ihren eignen Ideen beurtheilt werden. Die Bürgerkriege sind fast immer Ausdruck zweier Pflichten, die mit einander in Widerstreit gerathen. Die Pflicht war für die Patrioten das Vaterland, für die Emigrirten der Thron. Eine der beiden Parteien hatte eine falsche Ansicht von der Pflicht, aber beide glaubten sie zu erfüllen.

XIII.

Die Emigranten bestanden aus zwei von einander verschiednen Parteien, den Politikern und den Soldaten. Die Politiker drängten sich um den Grafen von Provence und den Grafen Artois, sie stießen Verwünschungen gegen die Wahrheiten der Philosophie und die Principien der Demokratie aus; sie schrieben Bücher und Journale, in denen die französische Revolution den fremden Fürsten als eine höllische Verschwörung einiger Bösewichte gegen die Könige und gegen Gott selbst dargestellt wurde; sie bildeten die Minister einer nur in der Einbildung bestehenden Regierung; sie drängten sich dazu, Missionen zu erhalten; sie ersannen

Pläne; sie schmiedeten Ränke; sie eilten von einem Hofe zu dem andern; sie brachten die Fürsten und ihre Minister gegen Frankreich auf; sie stritten sich um die Gunst der französischen Prinzen; sie verschwendeten ihre Geldmittel; sie versetzten in das Land der Verbannung den Ehrgeiz, die Eifersucht, die Leidenschaften der Höfe.

Die emigrirten Offiziere hatten nur die Tapferkeit, die Sorglosigkeit, den Leichtsinn und das angenehme Wesen ihrer Nation und ihres Standes mitgebracht. Im Lager zu Coblenz waren Selbstverleugnung und Aufopferung allgemeine Tugenden, aber eben so allgemein waren die Illusionen. Diese wenigen Tapfern hielten sich für eine Nation und indem sie sich die Manöver des Kriegs einübten und an das Lagerleben gewöhnten, bereiteten sie sich darauf vor, eine ganze Monarchie in einigen Märschen wieder zu erobern. Die Emigrirten aller Länder und aller Zeiten haben sich so betragen. Die Emigration hat ihre Fata Morgana, wie sie in der Wüste sind. „Man glaubt, sein Vaterland an der Schuhsohle mit fortgetragen zu haben", sagte Danton.

XIV.

Unter den ersten Emigranten ließ sich eine dreifache Richtung bemerken, die den in der Emigration selbst bestehenden verschiednen Parteien entsprach.

Der Graf von Provence, später Ludwig XVIII., war Philosoph, Politiker, Diplomat, zu Neuerungen geneigt, Feind des Adels, des Priesterthums, der Demokratie günstig und hätte der Revolution vergeben, wenn die Revolution selbst hätte dem Königthum vergeben wollen. Seine früh sich zeigende Schwächlichkeit machte ihn zum Soldaten untauglich; er machte die Politik zu seiner Waffe, bildete seinen Geist, trieb Geschichte, führte die Feder geschickt, ahnte den baldigen Fall Ludwig's XVI. und fürchtete seinen Tod. Er glaubte an die Wechselfälle der Revolutionen und bereitete sich unter der Hand darauf vor, für sein Land der Friedensstifter und der Versöhner zwischen dem Throne und der Freiheit zu werden. Seine Gesinnungen waren nicht sehr männlich und er besaß Fehler und Vorzüge eines Weibes. Er hatte Freundschaft nöthig und ließ sich von Günstlingen

beherrschen, die er mehr nach Maßgabe ihres angenehmen Wesens als ihres Verdienstes wählte. Er beurtheilte Sachen und Menschen nur nach Büchern oder nach dem Sinne seiner Hofleute. Er war in mancher Hinsicht ein Theaterfürst und stellte sich in den Augen Europas wie eine Personification des Rechtes und des Unglücks dar. Seine Haltung und sein Benehmen war eingelernt, er sprach in gesuchten Ausdrücken von seinem Misgeschicke, er stellte sich als ein Opfer und als ein Weiser dar. Die Armee liebte ihn nicht.

XV.

Der Graf Artois, jünger wie er, von der Natur, dem Hofe und den Frauen verzogen, hatte die Rolle eines Helden angenommen. Er stellte zu Coblenz das herkömmliche Ehrgefühl, die ritterliche Aufopferung, den französischen Charakter dar. Der Hofadel, dessen einnehmendes Wesen, Eleganz und Stolz er in seiner Person vereinigte, vergötterte ihn. Sein Herz war gut, sein Geist gewandt, aber weder umfänglich noch klar. Vor der Revolution war er aus Liebhaberei und aus Leichtsinn Philosoph gewesen, später wurde er aus Schwäche abergläubisch und forderte die Revolution mit dem Degen heraus. Er schien mehr dazu geeignet, sie erbitterter zu machen, als sie zu besiegen, und zeigte von dieser Zeit an einen Hang zu Verwegenheit ohne Nachdruck und zu ohnmächtigen Aufreizungen, der ihm später den Thron kosten sollte. Aber sein schönes Aeußere, seine Anmuth, seine Herzlichkeit machten diese Unvollkommenheiten seines Verstandes weniger bemerkbar; er schien dazu bestimmt zu sein, niemals zu sterben. Obgleich den Jahren nach alt, sollte er doch beständig jung regieren und sterben. Er war der Fürst dieser Jugend; zu einer andern Zeit wäre er Franz I. gewesen; in der seinigen wurde er Karl X.

Der Prinz v. Condé war seiner Geburt, seiner Neigung, seinem Stande nach Soldat. Er verachtete die beiden Höfe, die an das Rheinufer versetzt waren; für ihn war das Lager der Hof. Sein Sohn, der Herzog von Bourbon, machte unter seinen Befehlen, seine erste Dienstzeit. Sein Enkel,

der siebzehnjährige Herzog v. Enghien, war bereits sein Adjutant. Dieser junge Prinz war im Lager der Emigrirten der Vertreter der männlichen Anmuth. Seine Tapferkeit, sein feuriger Muth, sein edler Sinn schienen ihn dazu zu bestimmen, ein des Condé'schen Heldenstammes würdiger Held zu werden; er verdiente es, für eine weniger hoffnungslose Sache zu siegen, oder am hellen Tage auf dem Schlachtfelde und nicht, wie einige Jahre später, unten im Graben des Schlosses zu Vincennes, bei Laternenlichte, von keinem andern Freunde, als von seinem Hunde begleitet, unter den Kugeln eines zu nächtiger Stunde, wie zu einer Mordthat ausgerückten Soldatenhaufens seinen Tod zu finden.

XVI.

Unterdessen sah Ludwig XVI. mit Angst der Rückwirkung entgegen, welche der Krieg, den er erklärt und der auf den Grenzen jeden Augenblick auszubrechen drohte, auf die Verhältnisse im Lande ausüben mußte. Er verhehlte sich nicht, daß er weniger das Haupt des Reiches war, als vielmehr Frankreich als Geisel dienen mußte; daß sein und seiner Familie Leben für die der Nation drohenden Unglücksfälle und Gefahren würde haften müssen; wo Gefahr ist, wird überall Verrath erblickt. Mehr wie je sprachen Clubs und Journale von dem Bestehen des östreichischen Comité, dessen Seele die Königin sei. Dieses im Volke immer mehr als wahr angenommne Gerücht kostete der Königin in Friedenszeiten nur ihre Popularität, konnte ihr aber während des Krieges das Leben kosten. So wurde diese unglückliche Familie, die angeklagt worden war, den Frieden zu verrathen, jetzt beschuldigt, den Krieg zu verrathen. In falschen Stellungen wird Alles zur Gefahr. Der König übersah alle diese Gefahren mit einem Male und nahm sich immer vor der, welche ihn am ehesten zu bedrohen schien, am wenigsten in Acht.

Er schickte an den König von Preußen und an den Kaiser einen geheimen Agenten, der sie dazu bestimmen sollte, zu seinem Besten den Anfang der Feindseligkeiten noch zu verschieben und erst ein auf Versöhnung lautendes Manifest zu erlassen, welches Frankreich erlaubte, ohne sich

zu beschimpfen, wieder friedlichere Gesinnungen anzunehmen und welches dazu beitragen sollte, die Nation für das Leben der königlichen Familie verantwortlich zu machen. Dieser geheime Agent war Mallet-Dupan, ein junger genfer Publicist, der sich in Frankreich niedergelassen und an der Bewegung der Gegenrevolution Theil genommen hatte. Mallet-Dupan war der Monarchie aus Princip und dem Könige aus persönlicher Ergebenheit zugethan. Er reiste unter dem Vorwande, nach seiner Vaterstadt Genf zuzückzukehren, von Paris ab. Von Genf aus begab er sich nach Deutschland zum Marschall von Castries, Ludwig's XVI. Vertrauten im Auslande und einem der Führer der Emigranten. Von dem Herzog von Castries beglaubigt, ging er nach Coblenz zum Herzog von Braunschweig und nach Frankfurt zu den Ministern des Kaisers und des Königs von Preußen. Hier wollte man seine Mittheilungen nicht annehmen, wenn er nicht einen Brief von der Hand des Königs aufweisen könnte. Der König ließ ihm drei von ihm auf einem zwei Zoll breiten Papierstreifen geschriebne Zeilen zukommen, worin es hieß: Der Ueberbringer dieses Billets kennt meine Absichten, man kann Allem Glauben beimessen, was er in meinem Namen aussagen wird. Dieses Zeichen königlicher Anerkennung öffnete Mallet-Dupan die Kabinete der Coalition.

Es wurden Conferenzen zwischen ihm, dem Grafen Cobentzl, dem Grafen Haugwitz und dem General Heymann, den Bevollmächtigten des Kaisers und des Königs von Preußen, abgehalten. Nachdem Mallet-Dupan sich bei den Bevollmächtigten legitimirt hatte, theilte er ihnen seine Instruktionen mit. Sie lauteten darauf: „Der König bittet und ermahnt die Emigranten auf das Dringendste, dem bevorstehenden Kriege nicht seinen Charakter eines Krieges zwischen Staaten zu rauben, indem sie selbst zum Besten der Wiederherstellung der Monarchie daran Theil nähmen. Jedes andre Benehmen würde einen Bürgerkrieg hervorrufen, das Leben des Königs und der Königin in Gefahr bringen, den Thron umstürzen und die Ermordung der Royalisten herbeiführen. Der König beschwört die für seine Sache bewaffneten Souveraine, in ihrem Manifeste die Partei der Jacobiner von der Nation und die Freiheit der

Völker von der sie zerreißenden Anarchie zu trennen, der Versammlung, den administrativen Körperschaften, den Municipalitäten bestimmt und nachdrücklich zu erklären, daß sie für alle gegen die geheiligte Person des Königs, der Königin und ihrer Kinder unternommenen verbrecherischen Angriffe verantwortlich wären, und endlich der Nation anzuzeigen, daß der Krieg keine Gebietsentziehung zur Folge haben würde, daß nur mit dem Könige über den Frieden unterhandelt werden sollte und daß demnach die Versammlung sich beeilen möchte, ihm die vollständigste Freiheit wieder zu Theil werden zu lassen, um im Namen des Volkes mit den Mächten unterhandeln zu können."

Mallet-Dupan führte diese Instructionen mit der Einsicht und der innigen Liebe zum König, deren er fähig war, weiter aus. Er stellte auf ergreifende Weise das Leben in den Tuilerien und den Zustand der Angst und des Schreckens, in dem sich die königliche Familie unaufhörlich befand, dar. Die Bevollmächtigten wurden davon gerührt; sie versprachen das, was sie empfunden, ihren Souverainen zu schildern, und gaben Mallet-Dupan die Versicherung, die Vorschläge des Königs sollten als Maßstab und Regel bei der Abfassung des von der Coalition an die französische Nation zu erlassenden Manifestes dienen.

Indeß verhehlten sie ihm nicht ihr Erstaunen darüber, daß die Sprache der französischen Prinzen zu Coblenz von den Ansichten des Königs zu Paris so sehr verschieden war. „Sie sprechen offen aus," sagten sie ihm, „daß es ihre Absicht ist, das Königreich durch die Gegenrevolution wieder zu erobern, sich unabhängig zu machen, ihren Bruder zu entthronen und eine Regentschaft einzurichten." Mallet-Dupan reiste nach dieser Zusammenkunft nach Genf ab. Der Kaiser, der König von Preußen, die bedeutendsten Fürsten der Coalition, die Minister, die Generale, der Herzog von Braunschweig begaben sich nach Mainz. Mainz, wo Festlichkeiten mit Berathungen wechselten, war während einiger Tage das Hauptquartier der Throne. Unter den Eingebungen der Emigranten wurden die äußersten Maßregeln beschlossen. Man entschied sich dahin, eine Revolution, die bei Schonung nur an Umfang gewann, auf das nachdrücklichste zu bekämpfen. Ludwig's XVI. Bitten und die

Warnungen Mallet-Dupan's wurden vergessen. Der Plan des Feldzugs ward festgestellt.

XVII.

Der Kaiser sollte die oberste Leitung des Krieges in Belgien übernehmen und der Herzog von Sachsen-Teschen dort seine Armee befehligen. Funfzehntausend Mann von seinen Truppen sollten den rechten Flügel der Preußen decken und sich mit ihnen bei Longwy vereinigen; zwanzigtausend Mann unter dem Befehle des Fürsten von Hohenlohe zwischen dem Rhein und der Mosel vordringen, den rechten Flügel der Preußen decken und auf Landau, Saarlouis, Thionville operiren. Ein drittes Corps unter dem Fürsten Esterhazy, von fünftausend Emigranten unter Prinz Condé verstärkt, sollte die Grenzen von der Schweiz bis nach Philippsburg bedrohen. Der König von Sardinien würde ein Observationsheer am Var und an der Isère aufstellen. Als diese Verfügungen getroffen waren, wurde beschlossen, dem Schrecken mit Schrecken zu begegnen und im Namen des Oberbefehlshabers, des Herzogs von Braunschweig, ein Manifest zu erlassen, das der französischen Revolution keinen andern Ausweg als Unterwerfung oder Tod übrig lassen sollte.

Hr. von Calonne gab den ersten Gedanken dazu. Marquis von Limon, früher Intendant der Finanzen des Herzogs von Orleans, anfänglich Revolutionair, wie sein Gebieter, dann Emigrant und eifriger Royalist, verfaßte das Manifest und legte es dem Kaiser vor, der Kaiser dem Könige von Preußen und der letztere nöthigte den Herzog von Braunschweig dazu, es anzunehmen. Der Herzog war nicht zufrieden und verlangte einige Ausdrücke mildern zu können. Die Souveraine erlaubten dies, aber Marquis v. Limon, von der Partei der französischen Prinzen unterstützt, stellte den frühern Text wieder her. Der Herzog von Braunschweig wurde aufgebracht und zerriß das Manifest, ohne jedoch zu wagen, dasselbe öffentlich zu verleugnen. So ward es mit allen Beleidigungen und Drohungen gegen die französische Nation, welche es ursprünglich enthielt, veröffentlicht. Der Kaiser und der König von Preußen, die von des Herzogs von Braunschweig geheimer Hinneigung zu Frank-

reich unterrichtet waren und darum wußten, daß ihm von einer Partei die Krone angeboten worden war, ließen ihn die Verantwortlichkeit des Manifestes tragen, entweder aus Rache, oder um ihm den Anschein zu geben, als sage er sich von der französischen Nation los. Diese übermüthige Herausforderung, welche die Könige an die Freiheit richteten, bedrohte alle Nationalgarden, die bei der Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit und ihres Vaterlandes mit den Waffen in der Hand ergriffen werden würden, mit dem Tode, und kündigte an, daß, im Falle sich die aufrührerischen Parteien die geringste Beleidigung der königlichen Majestät erlaubten, Paris dem Erdboden gleich gemacht werden solle.

Funfzehntes Buch.

I.

Während der herannahende Krieg das Volk in Aufregung brachte und den König bedrohte, herrschte wie früher unter den Ministern Uneinigkeit. Dumouriez beschuldigte den Kriegsminister Servan, daß er mit einer Dienstfertigkeit, die mehr auf Liebe als auf Artigkeit schließen ließ, dem Einflusse der Madame Roland gehorche und den ganzen Plan des Einfalls in Belgien vereitele. Die Freunde der Madame Roland drohten ihrerseits Dumouriez ihm vor der Versammlung Rechenschaft über die sechs Millionen geheimer Gelder, über deren Verwendung sie Verdacht geschöpft hatten, abverlangen zu lassen. Schon hatten Guadet und Vergniaud Reden und den Entwurf eines Beschlusses vorbereitet, um eine öffentliche Berechnung über den Gebrauch dieser Summen zu verlangen. Dumouriez, der sich mit diesem Gelde unter den Jacobinern und den Feuillants Freunde und Mitschuldige erkauft hatte, wurde darüber aufgebracht, daß man einen Verdacht auf ihn werfen könne, verweigerte im Namen seiner beleidigten Ehre jede Rechnungsablegung und bot ohne Weiteres seine Entlassung an. Bei dieser Nachricht begeben sich eine große Anzahl Mitglieder der Versammlung, Feuillants, Jacobiner, Péthion selbst, zu dem beleidigten Minister und beschwören ihn, seine Stelle nicht zu verlassen. Er willigt unter der Bedingung ein, daß er es nur

mit seinem eignen Gewissen abzumachen habe, wie diese Gelder verwandt werden sollten. Die Girondisten, die selbst in Angst darüber waren, daß er seine Entlassung wirklich einreichen könnte, und die einsahen, daß ein Mann von solchem Charakter für ihre Schwäche nothwendig war, verzichteten darauf, einen Beschluß gegen ihn abfassen zu lassen, und stimmten mit dafür, daß er das öffentliche Vertrauen verdiene. Das Volk beklaschte ihn, als er aus der Versammlung kam. Diese Beifallsbezeigungen machten einen schmerzlichen Eindruck auf Madame Roland. Dumouriez' Popularität, welche in ihren Augen nicht die der Tugend war, machte sie eifersüchtig. Sie wollte, daß Niemand außer ihrem Manne und ihren Freunden Popularität besitzen sollte. Roland und seine girondistischen Collegen Servan und Clavière strengten sich immer mehr an, sie zu erlangen, indem sie immer gewaltsamer in ihrem Betragen gegen den König wurden und immer neue Beschuldigungen vorbrachten. Der Versammlung schmeicheln, mit dem Volke freundlich thun, die Jacobiner gegen den Hof erbittern, vom Könige immer wieder aufs neue Opfer fordern, die er, wie sie wohl wußten, nicht bringen konnte, ihm der öffentlichen Meinung insgeheim als Ursache alles Uebels, als Hinderniß alles Guten darstellen, ihn durch ihr übermüthiges und beleidigendes Betragen endlich zwingen, sie aus seiner Nähe zu entfernen, um ihn hernach anzuklagen, daß er in ihnen die Revolution verrathe, das war ihre Taktik, die mehr Ergebniß ihrer Schwäche als ihres Ehrgeizes war.

Dieser Eifer, den König, dessen Minister sie waren, zu verleumden, machte das Wesentliche des von Madame Roland ersonnenen Planes aus. Bei Roland fand er seinen Grund in verdrießlicher Laune, bei seinen Collegen in der Eifersucht, mit der sie Robespierre's Patriotismus ansahen, den sie deshalb zu überbieten suchten. Bei Madame Roland kam er von ihrer leidenschaftlichen Begeisterung für die Republik her; sie sah mit Ungeduld noch ein Ueberbleibsel des Throns bestehen, und freute sich über die Parteien, welche in Bereitschaft standen, die Monarchie umzustürzen. Wenn die Parteien keine Waffen mehr hatten, so beeilten sich Madame Roland und ihre Freunde, sie mit neuen zu versehen.

II.

Hiervon gab ein vom Kriegsminister Servan unternommener bedeutungsvoller Schritt einen Beweis. Servan, der von Madame Roland geleitet wurde, schlug, ohne vom König und vom Ministerrathe dazu ermächtigt zu sein, der Versammlung vor, ein Lager von zwanzigtausend Mann in der Umgegend von Paris zusammenzuziehn. Diese Armee sollte aus den eifrigsten Föderirten der Provinzen gebildet werden, und nach dem Plane der Girondisten gewissermaßen die Centralarmee der der Versammlung ergebnen Meinung werden, der Garde des Königs das Gegengewicht halten, die Nationalgarde zügeln und an die Armee des Parlaments unter Cromwells Befehl erinnern, die Karl I. auf das Blutgerüst gebracht hatte.

Die Versammlung, mit Ausnahme der constitutionellen Partei, ergriff diese Idee, wie der Haß die Waffe ergreift, die ihm dargeboten wird. Der König fühlte, welcher Schlag gegen ihn geführt werden sollte. Dumouriez durchschaute den hinterlistigen Anschlag. Er konnte im Ministerrathe seinen Zorn gegen Servan nicht unterdrücken. Seine Vorwürfe waren die eines aufrichtigen Vertheidigers des Königs. Servan's Antworten waren ausweichend, aber herausfordernd. Die beiden Minister legten die Hand an den Degen, und ohne die Gegenwart des Königs und die Vermittlung ihrer Collegen würde im Sitzungssaale Blut geflossen sein.

Der König wollte diesem Beschlusse seine Bestätigung verweigern. „Es ist zu spät," sagte Dumouriez; „Ihre Weigerung würde auf Befürchtungen von Ihrer Seite schließen lassen, die Sie Ihren Feinden nicht zeigen dürfen. Bestätigen Sie diesen Beschluß; ich nehme es über mich diese Truppenzusammenziehung unschädlich zu machen." Der König verlangte Zeit zum Nachdenken.

Die Girondisten forderten am andern Tage den König auf, den Beschluß gegen die unvereideten Priester zu bestätigen. Der König, dessen Religiosität dies nicht zuließ, erklärte, er wolle lieber sterben, als den Befehl zur Verfolgung seiner Kirche unterzeichnen. Dumouriez bestand ebenso wie die Girondisten darauf, die Bestätigung zu er-

langen, aber der König blieb unbeugsam. Umsonst stellte ihm Dumouriez vor, daß er durch Verweigerung seiner Zustimmung zu gesetzlichen Maßregeln gegen den unvereideten Klerus die Priester der Gefahr, ermordet zu werden, aussetze und so für alles Blut, welches vergossen werden könnte, sich verantwortlich mache. Umsonst stellte er ihm vor, daß diese Verweigerung der Bestätigung das Ministerium um seine Popularität bringen und ihm so jede Hoffnung, die Monarchie zu retten, rauben würde. Umsonst wandte er sich an die Königin, und beschwor sie bei der Liebe zu ihren Kindern, sich mit den Ministern zu vereinigen, um eine Sinnesänderung des Königs herbeizuführen. Selbst die Königin konnte lange Zeit nichts ausrichten. Endlich schien der König zu schwanken; er berief Dumouriez am Abend zu einer geheimen Zusammenkunft. Hier verlangte er von Dumouriez ihm drei andere Minister für Roland, Clavière und Servan vorzuschlagen; Dumouriez hatte sie schon in Bereitschaft: nämlich Vergennes für die Finanzen, Naillac für die auswärtigen Angelegenheiten, Mourgues für das Innere. Für sich behielt er das Kriegsministerium, das in der Zeit, wo ganz Frankreich eine Armee wurde, eine Dictatorgewalt verleihen mußte. Roland, Clavière und Servan, über ihre Entlassung, die sie mehr veranlaßt, als vorausgesehen hatten, erbittert, eilten in die Versammlung, um dort ihre Klagen und Beschuldigungen hören zu lassen. Sie wurden daselbst wie Märtyrer ihres Patriotismus aufgenommen. Sie hatten die Galerien mit ihren Anhängern angefüllt.

III.

Roland, Clavière und Servan wohnten unter dem Vorwande, über die Beweggründe ihrer Absetzung Rechenschaft zu geben, der Versammlung bei. Roland las der Versammlung den Brief vor, der von seiner Frau ihm eingegeben worden war und den er dem Könige im Ministerium mitgetheilt hatte. Er stellte sich, als sähe er in der Absetzung der Minister eine Strafe seines Muthes. Die Rathschläge, welche er dem Könige gab, wurden so zu einer Anklage gegen diesen unglücklichen Fürsten. Nie war von

den Parteien ein schrecklicherer Streich gegen Ludwig XVI. geführt worden, als an diesem Tage von seinem Minister. Leidenschaften üben einen störenden Einfluß auf das Gewissen des Volkes aus. Es gibt Zeiten, wo Treulosigkeit als Heldenmuth gilt. Die Girondisten sahen Roland als einen Helden an. Es wurde bestimmt, sein Brief solle gedruckt und an die dreiundachtzig Departements geschickt werden. Roland verließ die Versammlung unter Beifallsbezeigungen. Dumouriez wurde bei seinem Eintreten mit Gezisch empfangen. Die Kaltblütigkeit, die er auf der Rednerbühne bewies, glich der eines Feldherrn auf dem Schlachtfelde. Er begann damit, der Versammlung den Tod des Generals Gouvion anzuzeigen. „Er ist glücklich,“ sagte er ernst, „im Kampfe gegen den Feind den Tod gefunden zu haben und nicht Zeuge der Zwietracht zu sein, die unter uns herrscht. Ich beneide ihn um sein Ende.“ In seinem Ton ließ sich der Gleichmuth eines unerschrocknen Gemüthes, aber auch der bestimmte Entschluß erkennen, die Parteien bis zum Tode zu bekämpfen. Hierauf las er eine Denkschrift über das Kriegsministerium vor. Die Einleitung war gegen die Jacobiner gerichtet, indem darin verlangt wurde, den Ministern der ausübenden Gewalt solle die ihnen gebührende Ehrerbietung zu Theil werden. „Hört ihr den Cromwell!“ rief Guadet mit starker Stimme. „Er glaubt schon der Herrschaft so gewiß zu sein, daß er es wagt, uns seine Rathschläge aufzudringen.“ — „Und warum nicht?“ erwiderte Dumouriez stolz, indem er sich nach der Seite des Berges wandte. Seine Entschlossenheit machte Eindruck auf die Versammlung; seine kriegerische Haltung verschaffte ihm Achtung bei dem Volke. Die Feuillants gingen mit ihm fort und begleiteten ihn nach den Tuilerien. Der König zeigte ihm an, daß er den Beschluß über Zusammenziehung der zwanzigtausend Mann bestätigen wolle. In Bezug auf den Beschluß gegen die Priester erklärte er den Ministern, daß er darüber zu einer bestimmten Ansicht gekommen wäre; er beauftragte sie, dem Präsidenten der Versammlung einen von ihm selbst geschriebnen Brief zuzustellen, welcher die Beweggründe seines Veto enthielt. Die Minister verbeugten sich und trennten sich in Bestürzung.

IV.

Als Dumouriez nach Hause kam, erfuhr er, daß in der Vorstadt Saint-Antoine Zusammenrottungen stattfänden. Er benachrichtigte den König davon. Dieser glaubte, er wolle ihn in Schrecken setzen; er verlor das Vertrauen zu Dumouriez. Dieser bot nunmehr seine Entlassung an; dieselbe wurde angenommen. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ward Chambonas übergeben, das des Krieges Lajard, einem Offizier, der La Fayette's Partei angehörte, das des Innern Herrn von Monciel, einem constitutionellen Feuillant und einem Freunde des Königs. Dies geschah am 17. Juni; die Jacobiner und das Volk, von den Girondisten geleitet, regten schon die Stadt auf; Alles ließ eine baldige Empörung voraussehn. Die Minister, ohne bewaffnete Macht, ohne Popularität, ohne Partei, nahmen die Verantwortlichkeit der von ihren Vorgängern herbeigeführten Gefahren über sich. Der König sah Dumouriez noch einmal. Bei dem Abschied waren Beide gerührt.

„Sie gehen also zur Armee,“ sagte der König. — „Ja, Ew. Majestät,“ antwortete Dumouriez. „Ich würde sehr gern diese schreckliche Stadt verlassen, wenn ich nicht eine Ahnung von den Gefahren hätte, die Ew. Majestät drohen. Hören Sie mich an, ich soll Sie nicht wiedersehn. Ich bin funfzig Jahre alt und habe Erfahrung. Man thut Ihrem Gewissen in Bezug auf den Beschluß gegen die Priester Gewalt an. Man führt Sie dem Bürgerkriege zu. Sie sind ohne Gewalt, Sie werden unterliegen, und die Geschichte wird Sie zwar beklagen, aber Ihnen das Unglück Ihres Volkes Schuld geben.“ Der König saß an einer Tafel, wo er eben die Rechnungsberichte des Generals unterzeichnet hatte. Dumouriez stand neben ihm. Der König ergriff seine Hand und sagte mit einem Tone, der innere Bewegung, aber auch Ergebung in sein Schicksal anzeigte: „Gott ist mein Zeuge, daß ich nur für das Wohl Frankreichs bedacht bin.“ — „Ich zweifle nicht daran,“ erwiederte Dumouriez gerührt. „Sie sind Gott nicht allein für die Reinheit, sondern auch für die richtige Anwendung

Ihrer Absichten Rechenschaft schuldig. Sie glauben die Religion zu retten und Sie bringen ihr den Untergang. Die Priester werden durch Mord fallen. Ihre Krone wird Ihnen entrissen werden; vielleicht selbst werden Sie, die Königin, Ihre Kinder...." Er vollendete nicht und drückte die Hand des Königs an seine Lippen; der König vergoß Thränen. „Ich bin auf meinen Tod gefaßt," sagte er, „und verzeihe ihn im voraus meinen Feinden. Ich danke Ihnen herzlich für Ihr Mitgefühl. Sie haben mir gute Dienste erwiesen; ich achte Sie. Leben Sie wohl. Mögen Sie glücklicher sein als ich." Bei diesen Worten ging Ludwig XVI. in eine Fenstervertiefung im Hintergrunde des Zimmers, um die Bewegung zu verbergen, welche seine Gesichtszüge aussprachen. Dumouriez sah ihn nie wieder. Er zog sich einige Tage lang in einen entlegenen Theil der Stadt Paris zurück. Er sah die Armee noch als die einzige Zuflucht eines Bürgers an, der seinem Vaterlande Dienste erweisen wollte, und reiste nach Douai, Luckner's Hauptquartiere, ab.

V.

Die girondistischen Minister waren einen Augenblick über ihren plötzlichen Fall bestürzt, aber sie freuten sich zugleich darauf, daß sie bald dafür gerächt werden sollten. „Ich bin nicht mehr Minister," sagte Roland zu seiner Frau, als er nach Hause kam. „Mich ärgert nur das Einzige, daß unsere Langsamkeit uns verhindert hat, eher als der König unsere Entlassung in Vorschlag zu bringen." Madame Roland zog sich in eine bescheidene Wohnung zurück, ohne das Geringste von ihrem Einflusse einzubüßen und ohne den Verlust der Gewalt zu bedauern; in ihrer Zurückgezogenheit blieben ihr ihre geistige Regsamkeit, ihr Patriotismus und ihre Freunde treu. Die Verschwörung änderte mit ihr nur den Ort; vom Ministerium des Innern vertrieben, nahm sie ihren Fortgang in dem Kreise, den sie in dem kleinen Speisesaale um sich herum vereinigte und den sie mit ihrem Eifer beseelte.

Dieser Kreis wurde mit jedem Tage größer. Ihre Freunde wurden zu ihr hingezogen, wie sie zu der Freiheit hingezogen wurden. Sie verehrten in ihr die künftige Re-

publik. Die Liebe zu ihr, welche diese jungen Männer sich nicht gestanden, war unwillkürlich mit ihrer Politik verbunden. Die Ideen werden nur dann thätig und mächtig, wenn sie vom Gefühl belebt werden. Sie stellte gleichsam das Gefühl ihrer Partei dar.

Diese Partei wurde zu dieser Zeit durch einen Mann vermehrt, der zwar der Gironde fremd war, den aber seine Jugend, seine seltene Schönheit, sein kräftiges Wesen von selbst zu einem Verein hinziehen mußten, in welchem Illusionen und Liebe eine Stelle fanden und der von einer Frau beherrscht wurde. Dieser junge Mann war Barbaroux.

Barbaroux war damals nur zwanzig Jahre alt. Er war zu Marseille geboren und stammte aus einer jener Familien, die von jeher Schifffahrt betrieben und deren Sitten und äußeres Wesen die Verwegenheit und das Ungestüm des Seemannslebens angenommen hatten. Seine vortheilhafte Gestalt, das Einnehmende, das Ideale seines Gesichts erinnerten an die vollkommnen Formen, welche das Alterthum in den Bildsäulen des Antinous feierte. Die Reinheit seines Profils hätte fast einen Beweis dazu liefern können, daß Marseille ehemals ein Pflanzort des asiatischen Griechenlands gewesen war. Ebenso reich mit geistigen Fähigkeiten wie mit körperlichen Vorzügen ausgerüstet, übte sich Barbaroux bei Zeiten in der Führung des Wortes, diesem Luxus der Bewohner des Südens. Er wurde Advokat und führte einige Angelegenheiten mit Talent zu Ende. Aber seinem kräftigen Wesen und seiner Aufrichtigkeit widerstand diese Beredsamkeit, die oft nur des Lohnes wegen Begeisterung heuchelt. Für ihn waren nationale Angelegenheiten nothwendig, bei denen das Gemüth in das Wort übergeht und wo es sich oft um das Leben handelt. Solche bot ihm die Revolution dar, mit der er geboren war. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, wo er ihr Dienste erweisen konnte.

Seine Jugend hielt ihn noch von dem Schauplatze entfernt, zu dem er sich unwiderstehlich hingezogen fühlte. Er verbrachte sie in der Nähe des Dorfes Ollioules, auf einem kleinen seiner Familie gehörigen Gute. Es war von Korkeichen umgeben, die allein auf den von der Sonne verbrannten Abhängen dieses Thales etwas Schatten geben,

und er gab sich dort mit Gartenbau ab, der bei dem trocknen, felsigen Boden und bei der großen Hitze nur gering sein konnte. In seinen Mußestunden studirte er die Naturwissenschaften; er stand in Briefwechsel mit zwei Schweizern, deren physikalische Systeme damals die Gelehrten beschäftigten, mit Saussure und Marat. Aber die Wissenschaften genügten seiner Seele nicht, die von Gefühlen überströmte. Barbaroux machte ihnen in elegischen Dichtungen Luft, die wie der Süden von einem brennenden Hauche durchweht wurden und sich in unbestimmten Formen zeigten wie das Meer, das sich seinen Blicken darbot. Es herrscht darin die südliche Melancholie, die mehr an höhere Sinnlichkeit als an Schwäche grenzt und die den Liedern des Mannes gleicht, der vor oder nach der That in den Strahlen der Sonne träumend daliegt. Mirabeau hatte so sein Leben begonnen. Das Genie, das am meisten mit Kraft begabt ist, offenbart sich oft durch solche Traurigkeit, als ob in dem ersten Regen seines Lebens ein Vorgefühl seiner harten Bestimmung läge. Es ließe sich von den Gedichten Barbaroux' sagen, daß er bei seinen ersten Thränen einen Blick auf seine Fehler, seine Büßung und sein Schaffot that.

VI.

Nach Mirabeau's Wahl und nach Stillung der in Folge derselben entstehenden Aufregung wurde Barbaroux zum Secretair der Municipalität in Marseille ernannt. Während der Unruhen zu Arles ergriff er die Waffen und zog an der Spitze der jungen Marseiller gegen die Herrscher der Grafschaft. Sein kriegerisches Aeußere, sein ungestümes Auftreten, seine Stimme machten ihn überall zum Führer; er riß mit sich fort. Als er nach Paris abgeordnet wurde, um der Nationalversammlung über die Ereignisse zu Avignon Bericht zu erstatten, drängten sich die Girondisten, Vergniaud, Guadet, welche für die Verbrechen zu Avignon Amnestie erlangen wollten, zu ihm, um ihn an ihre Partei zu fesseln. Barbaroux, mit dem Ungestüm seines Alters, rechtfertigte die Henker von Avignon nicht, aber er haßte die Opfer: einen solchen Mann brauchten die Girondisten. Von seiner Beredsamkeit und seiner Begei-

sterung betroffen, brachten sie ihn zu Madame Roland. Keine Frau war mehr wie sie dazu geschaffen, Jeden, der ihr nahte, für sich einzunehmen; kein Mann mehr dazu geeignet verführt zu werden, wie er. Madame Roland stand in der Blüthe ihrer Jugend und ihrer Schönheit, war aber auch der leicht erregbaren Empfindung fähig, welche die Reinheit ihres Wandels in ihrem Herzen ohne Liebe nicht hatte unterdrücken können; sie spricht von Barbaroux mit Rührung: „Ich hatte," sagte sie, „im Zimmer meines Mannes die Briefe Barbaroux' gelesen, die von gereiften vernünftigen Ansichten und von weiser Ueberlegung zeugten. Als ich ihn sah, war ich erstaunt, ihn so jung zu finden. Er schloß sich meinem Mann an. Wir sahen ihn öfter, als wir das Ministerium verlassen hatten. Wir sprachen damals über den übeln Zustand der Verhältnisse, theilten uns unsere Befürchtungen darüber mit, daß der Despotismus im Norden Frankreichs die Oberhand bekommen könnte, und trugen uns mit Plänen zu einer Republik im Süden herum. „Das wird im schlimmsten Falle uns übrig bleiben, erwiederte Barbaroux lächelnd; aber die Marseiller, die hier angekommen, werden uns der Sorge überheben, dazu unsere Zuflucht zu nehmen."

VII.

Roland wohnte damals in einem unscheinbaren Hause in der Straße Saint Jacques, fast unter dem Dache; es war die Stätte eines Philosophen; durch seine Frau wurde diese düstere Wohnung freundlicher gemacht. Sie war bei allen Unterhaltungen ihres Mannes gegenwärtig und wohnte auch den Verhandlungen zwischen ihrem Manne und dem jungen Marseiller bei. Barbaroux erzählt, die erste Idee der Republik sei auf folgende Weise bei ihnen entstanden: „Diese erstaunliche Frau war zugegen. Roland befragte mich über die Mittel, Frankreich zu retten. Ich schloß ihm mein Herz auf. Mein Vertrauen erweckte das seinige. Die Freiheit findet ihren Untergang, sagte er, wenn nicht sobald wie möglich die Anschläge des Hofes vereitelt werden. La Fayette sinnt auf Verrath im Norden. Die Armee des

Centrums wird planmäßig um ihren innern Halt gebracht. In sechs Wochen werden die Oestreicher in Paris sein. Haben wir denn Jahre lang an der besten aller Revolutionen gearbeitet, um sie an einem Tage zu nichte machen zu sehen! Wenn die Freiheit in Frankreich untergeht, ist sie auf ewige Zeiten für alle Welt verloren. Alle Hoffnungen der Philosophie sind vereitelt. Vorurtheile und Tyrannei werden sich von neuem über die Erde erstrecken. Wir wollen diesem Unglücke zuvorkommen; und wenn der Norden unterjocht ist, wollen wir die Freiheit mit uns in den Süden nehmen und dort eine Colonie freier Menschen stiften! Seiner Frau standen Thränen in den Augen, während sie ihm zuhörte. Ich selbst weinte, wenn ich sie ansah. O! wie solche vertrauensvolle Mittheilungen traurige Gemüther erleichtern und stärken! Ich gab eine kurze Uebersicht der Hilfe, welche der Freiheit im Süden zu Theil werden könnte, und der darauf sich gründenden Hoffnungen. Ueber Roland's Züge verbreitete sich der Ausdruck einer stillen Freude; er drückte mir die Hand und wir bezeichneten auf einer Landkarte die Grenzen dieses Reichs der Freiheit; sie erstreckten sich vom Doubs, vom Ain und von der Rhone aus bis zur Dordogne, von den unzugänglichen Gebirgen der Auvergne bis zur Durance und bis an das Meer. Ich schrieb, während Roland diktirte, um zu Marseille ein Bataillon und zwei Kanonen zu verlangen. Als diese ersten Grundbedingungen gegenseitig angenommen worden waren, verließ ich Roland, mit Achtung gegen ihn und seine Frau erfüllt. Ich habe sie später, als sie zum zweiten Mal im Ministerium waren, wieder gesehen und sie eben so einfach wie in ihrer unscheinbaren Wohnung gefunden. Roland ist für mich derjenige unter den Männern der neuern Zeit, der sich am meisten Cato nähert; aber hierbei ist zu erwähnen, daß er seinen Muth und seine Talente seiner Frau verdankt."

So entstand der Gedanke einer Föderativ-Republik in Barbaroux und Madame Roland bei der ersten Zusammenkunft. Sie dachten daran wie an ein verzweifeltes Mittel zur Rettung der Freiheit, und später wurde ihnen der Vorwurf gemacht, diesen Plan wie eine Verschwörung gehegt zu haben. Dieser erste patriotische Seufzer zweier jugendlicher Gemü-

ther, die sich begegneten und sich verstanden, wurde ihnen als Verbrechen angerechnet.

VIII.

Die Girondisten, die nun von jeder Verpflichtung gegen den König und gegen die Minister frei waren, wirkten im Geheimen bei Madame Roland und öffentlich auf der Rednerbühne für den Umsturz der Monarchie. Sie schienen die Jacobiner um die Ehre zu beneiden, gegen den Thron die gefährlichsten Schläge auszuführen. Robespierre sprach noch im Namen der Constitution, blieb in den Grenzen des Gesetzes und eilte nicht dem Volke voran. Die Girondisten sprachen schon im Namen der Republik und deuteten auf den republikanischen Staatsstreich hin, der jeden Tag näher rückte. Die geheimen Zusammenkünfte bei Madame Roland wurden immer häufiger und besuchter. Neue Mitglieder kamen hinzu. Im Allgemeinen waren zugegen: Roland, Brissot, Vergniaud, Guadet, Gensonné, Condorcet, Péthion, Lanthenas, der sie in der Stunde der Gefahr verrieth; Valazé, Pache, der seine Freunde verfolgte und viele dem Untergange zuführte; Grangeneuve, Louvet, der unter leichtsinnigem Betragen und unter Fröhlichkeit großen Muth verbarg; Chamfort, Freund der Großen, mit Scharfsinn begabt, der leicht zum Hasse gereizt wurde und der den Muth verlor, dem Volke Dienste zu leisten, ehe er es wirklich gethan; Carra, ein populairer Journalist, für die Republik begeistert und bis zum Wahnsinn für die Freiheit eingenommen; Chenier, der Dichter der Revolution, der dazu bestimmt war, sie zu überleben, und der bis zu seinem Tode während der Tyrannei des Kaiserreiches ihr mit Verehrung anhing; Dusaulx, der Nestor dieser jungen Männer, die er durch sein Wort mäßigte, und der ungeachtet seiner grauen Haare jugendliche Begeisterung für die Philosophie empfand; Mercier, der Alles, selbst Kerker und Tod von der scherzhaften Seite ansah.

IX.

Unter allen diesen Männern, welche die Begeisterung für die Revolution um sie herum vereinigte, war Buzot

derjenige, den sie den übrigen vorzog. Buzot, der mehr an diese junge Frau als an seine Partei gefesselt war, war für sie ein Freund, die andern nur Werkzeuge oder Mitschuldige; mit schnellem Scharfblicke hatte sie Barbaroux beurtheilt. Dieses Urtheil, welches sie nicht ganz ohne Bitterkeit fällte, war gleichsam Ausdruck der Reue, die sie darüber empfand, daß sie das Aeußere dieses jungen Mannes anfänglich im Geheimen für ihn eingenommen hatte. Sie klagt sich an, daß sie ihn so schön finde, und scheint ihr Herz davor schützen zu wollen, sich nicht von den Augen hinreißen zu lassen. „Barbaroux ist leichtsinnig,“ sagt sie, die Schmeicheleien sittenloser Frauen schaden seinen ernsteren Gefühlen. Wenn ich diese schönen jungen Leute, wie Barbaroux und Hérault de Séchelles gar zu glücklich darüber sehe, daß sie solchen Eindruck machen, so kann ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß sie sich selbst zu sehr lieben, um ihr Vaterland genug zu lieben.“

Bei einem tiefern Blicke in das Herz dieser tugendhaften Frau, den sie selbst aus Besorgniß, auf Gefühle zu treffen, die ihren Pflichten entgegenständen, nicht zu thun wagte, dringt sich die Ueberzeugung auf, daß sie einen Augenblick für Barbaroux unwillkürliche Zuneigung, für Buzot allein aber nur ernstere Zärtlichkeit empfunden habe. Weder die Pflicht noch die Freiheit ist im Stande ganz und gar das Gemüth einer schönen und leidenschaftlichen Frau, wie sie war, zu erfüllen. Die Pflicht erstarrt das Herz, die Politik täuscht es, die Tugend zügelt es, die Liebe erfüllt es. Madame Roland liebte Buzot. Buzot verehrte sie wie ein höheres Wesen, dem er seine schönsten Eingebungen verdankte. Vielleicht gestanden sie sich niemals in Worten ein Gefühl, das von dem Augenblicke an, wo es schuldig geworden wäre, für sie seine Heiligkeit verloren hätte. Aber was sie sich selbst verbargen, offenbarten sie sich, als der Tod nahte. Während der letzten Tage und Stunden, die beide zubrachten, ließen Seufzer, Blicke und Worte das Geheimniß offenbar werden, das sie während ihres Lebens bewahrt hatten; aber das Geheimniß, welches so verrathen ward, blieb ihrem Gefühle noch wie früher verborgen. Die Nachwelt hat das Recht, einen Blick auf dasselbe zu werfen, aber sie hat nicht das Recht, es anzuklagen

Roland, ein achtbarer aber mürrischer Greis, war voll Ansprüche, zu welchen die Schwäche Anlaß gibt, ohne deshalb erkenntlich und zuvorkommend gegen seine Frau zu sein. Sie blieb ihm treu, mehr aus Achtung gegen sich selbst als aus Neigung zu ihm. Sie stimmten beide darin überein, daß sie die Freiheit mit Begeisterung liebten. Aber der Fanatismus Roland's war kalt, wie der Stolz, der seiner Frau feurig, wie die Liebe. Alle Tage opferte sie sich für den Ruhm ihres Mannes auf, der es kaum bemerkte. In ihrem Herzen läßt sich lesen, daß sie dieses Joch mit Stolz trug, daß es aber schwer auf ihr lastete. Sie schildert Buzot folgendermaßen: „Gefühlvoll, feurig, melancholisch, leidenschaftlicher Betrachter der Natur, scheint er dazu geschaffen, das Glück zu genießen und zu schaffen. Dieser Mann würde die Welt bei Erfüllung verborgener Tugenden des gewöhnlichen Lebens vergessen. Er ist hoher Begeisterung und dauernder Gefühle fähig und der große Haufe, der das, was er nicht erreichen kann, gern herunterzieht, beschuldigt ihn der Träumerei. Seine Gesichtszüge sind sanft, seine Gestalt vortheilhaft, und er läßt in seinem Anzug die Sorgfalt, die Reinlichkeit, den Anstand obwalten, die Achtung vor sich selbst und vor Andern anzeigen. Während die Hefe der Nation den Schmeichlern und Verderbern des Volks die Leitung der Angelegenheiten überträgt, während die Mörder fluchen, trinken, sich mit Lumpen bekleiden, um mit dem Pöbel ganz Eins zu werden, bekennt sich Buzot zur Moral des Sokrates und behält das feine Betragen Scipio's bei. Deshalb macht man auch sein Haus dem Erdboden gleich, und er selbst wird verbannt wie Aristides. Ich wundere mich nur, daß sie nicht dekretirt haben, sein Name solle vergessen werden."

Der Mann, von dem sie so am letzten Tage im Kerker sprach, der verbannt umherirrte und sich in den Höhlen von Saint-Emilion verbarg, fiel wie vom Blitze getroffen hin und blieb mehre Tage wie wahnsinnig, als er ihren Tod erfuhr.

Danton, der vorher nicht auf besondere Weise bekannt, die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu ziehen anfing, suchte mit Madame Roland nähern Umgang zu erlangen. Man fragte sich, worin der wachsende Einfluß dieses Man-

nes seine Erklärung finde? wo er herkäme? was er wäre? wo er hinwolle? Man ging bis auf seinen Ursprung zurück, bis auf seine erste Erscheinung unter dem Volke, bis auf seine ersten Verbindungen mit den berühmten Leuten seiner Zeit. Man suchte eine geheime Ursache zu seiner außerordentlichen Popularität. Diese lag vorzüglich in seinem Wesen.

X.

Danton war nicht blos einer von den Abenteurern der Demagogie, die wie Masaniello und wie Hébert aus den aufgeregten Massen auftauchen. Er ging aus den mittleren Ständen, aus dem Innern der Nation selbst hervor Seine Familie trug einen alten Namen, stand in dem Rufe der Rechtlichkeit und Unbescholtenheit, war in Arcis sur Aube ansässig und hatte in der Umgegend dieser Stadt einen Landbesitz. Sie gehörte unter die anspruchlosen und geachteten Familien, deren hauptsächlichste Beschäftigung zwar der Landbau ist, die aber ihren Söhnen die vollständigste moralische und wissenschaftliche Erziehung angedeihen lassen, welche sie auf höhere Stellungen in der Gesellschaft vorbereitet. Danton's Vater war frühzeitig gestorben. Seine Mutter hatte sich wieder mit einem Fabrikanten zu Arcis sur Aube verheirathet, der eine kleine Spinnerei besaß. Noch jetzt steht neben dem Flusse außerhalb der Stadt, in einer angenehmen Lage, das halb städtische, halb ländliche Haus mit seinem Garten an den Ufern der Aube, wo Danton seine erste Jugend verbrachte.

Sein Stiefvater, Ricordin, sorgte für seine Erziehung, wie wenn er sein eigner Sohn gewesen wäre. Das Kind hatte einen offnen Sinn und war umgänglich; man war ihm trotz seiner Häßlichkeit und seines unstäten Wesens zugethan, denn seine Häßlichkeit wurde durch den verständigen Ausdruck seiner Züge weniger sichtbar und seine Wildheit wurde von der geringsten Liebkosung seiner Mutter besänftigt. Er machte seine Studien zu Troyes, der Hauptstadt der Champagne. Er lehnte sich gegen die Disciplin auf, war träge zum Arbeiten, aber doch bei seinen Lehrern und Mitschülern beliebt, und seine schnelle Fassungskraft ließ ihn

in einem Augenblicke die Fleißigsten einholen. Seine natürlichen Anlagen machten ihm die Ueberlegung unnöthig. Er lernte nichts; er errieth Alles. Seine Mitschüler nannten ihn Catilina. Er nahm diesen Namen an und spielte mit ihnen zuweilen Empörung und Aufruhr, die er durch seine Anreden anregte und stillte, als ob er schon in der Schule die Rolle, die er im Leben später darstellte, hätte einlernen wollen.)

XI.

Seine Aeltern, die schon bei Jahren waren, übergaben ihm nach seiner Erziehung das ihm zukommende geringe Vermögen seines Vaters. Er vollendete das Studium der Rechtswissenschaften zu Paris und kaufte die Stelle eines Advokaten bei dem Parlamente. Er praktizirte wenig und ohne besonderes Aufsehen zu machen. Sein geistiges Wesen und sein Rednertalent standen nur mit den großen Angelegenheiten des Volks und des Thrones im Verhältniß. Die constituirende Versammlung begann diese in Anregung zu bringen. Danton, aufmerksam und leidenschaftlich, brannte vor Ungeduld, sich dabei betheiligt zu sehen. Er suchte sich den berühmten Männern, deren Worte Frankreich erschütterten, zu nähern. Er schloß sich an Mirabeau an. Er trat mit Camille Desmoulins, mit Robespierre, Marat, Brune, dem nachherigen Marschall, Fabre d'Eglantine, dem Herzog von Orleans, Laclos, Lacroix und allen berühmten oder unbedeutendern Leuten, die damals Paris aufregten, in Verbindung. Den Tag brachte er auf den Galerien der Versammlung, auf den Spaziergängen, in den Kafé's zu, die Nacht in den Clubs. Einige glücklich angebrachte Worte, einige kurze Anreden, die den aus einer dunkeln Gewitterwolke hervorzuckenden Blitzen glichen, und vorzüglich seine äußere Erscheinung, sein Haar das einer Mähne ähnlich war, seine riesenhaften Geberden, seine gewaltige Stimme lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn. Aber außer den nur physischen Eigenschaften bemerkten höherbegabte Männer an ihm einen gesunden Sinn und eine von der Natur ihm verliehene Kenntniß des menschlichen Herzens. Sie ahneten, daß aus dem Agitator ein Staatsmann werden würde. Danton gab

sich auch wirklich mit Geschichte ab, studirte die alten Redner, übte sich in der wahren Beredsamkeit, in der, welche aufklärt, indem sie leidenschaftlich mit fortreißt, und sann darauf, eine weit größere Rolle zu übernehmen, als seine jetzige war. Er verlangte von der herrschenden Bewegung nur, sie solle ihn hoch genug erheben, damit er sie dann beherrschen könne.

Er verheirathete sich mit der Tochter eines Kaffeehausbesitzers auf dem Quai de l'Ecole, Namens Charpentier. Seine sanfte, junge Frau bekam solchen Einfluß auf ihn, daß sie ihn nach und nach eines häuslichen geregeltern Lebens fähig machte. Sie besänftigte das Ungestüm aller seiner Leidenschaften außer einer einzigen, dem Ehrgeize, eine große Rolle zu spielen. Danton hatte sich in eine kleine Wohnung im Hofe du Commerce neben der seines Schwiegervaters zurückgezogen und lebte ruhig seinen Studien; es kamen nur wenig Freunde zu ihm, die sein Talent bewunderten und ihr Glück mit dem seinigen in Verbindung brachten. Die eifrigsten waren Camille Desmoulins, Péthion und Brune. Von diesen kleinen Zusammenkünften aus wurde das Zeichen zu großen Empörungen gegeben. Geheime Geldanerbietungen von Seiten des Hofes führten hier das Haupt der revolutionairen Jugend in Versuchung. Er wies sie nicht zurück und brauchte dieses Geld, um die öffentliche Meinung in Aufregung zu bringen, aber auch um diese Aufregung zu zügeln.

Er hatte mit seiner ersten Frau zwei Söhne, die bei seinem Tode noch unerwachsen waren und auf die sein geringes Erbtheil zu Arcis sur Aube überging. Beide Söhne Dantons leben noch in Zurückgezogenheit auf ihrem Familiensitze, wo sie Landbau treiben. Wie Cromwell's Sohn haben sie um so mehr vorgezogen, ihr Leben in der Verborgenheit zuzubringen, als der Name ihres Vaters nur zu berüchtigt gewesen war und einen zu lauten Widerhall in der Welt gefunden hatte. Sie sind beide unverheirathet geblieben, um ihren Stamm aussterben zu lassen.

Danton, dessen ehrgeiziger Sinn ihm ahnen ließ, daß die Girondisten bald wieder höher steigen würden, suchte sich mit dieser Partei zu verbinden, und ihr seinen Muth und seinen Einfluß mitzutheilen. Madame Roland schmeichelte

ihm, aber mit Furcht und Widerwillen, wie eine Frau einem Löwen schmeicheln würde.

XII.

Während die Girondisten zu Paris das Volk gegen den König aufbrachten, zog der Beginn der Feindseligkeiten in Belgien Unfälle nach sich, die dem Verrathe des Hofes Schuld gegeben wurden. Die Ursache dieser Unfälle waren dreierlei Art: die Unentschlossenheit der Generale, welche ihren Truppen nicht die Begeisterung mitzutheilen wußten, welche die Massen mit fortreißt und den Gegner in Furcht setzt; die Desorganisation der Armeen, welche durch die Emigration ihrer frühern Offiziere beraubt worden waren und zu den neuen noch kein Zutrauen gefaßt hatten; endlich der Mangel an Kriegszucht und die Auflehnung gegen dieselbe, welche die Clubs und die Jacobiner in den verschiedenen Heeresabtheilungen unterhielten. Wenn eine Armee selbst Alles bespricht und beurtheilt, so ist dies so viel, als ob eine Hand denken wollte.

La Fayette, anstatt, dem Plane Dumouriez' gemäß, gleich zu Anfang auf Namur loszugehen, verlor die beste Zeit damit, seine Truppen in Givet und im Lager von Ransenne zusammenzuziehen und zu organisiren. Statt den andern Generalen, die mit ihm ausgerückt waren, durch Besetzung Namurs das Beispiel des Sieges und das Zeichen dazu zu geben, untersuchte er mit zehn tausend Mann das Land, während er seine übrigen Streitkräfte in Frankreich in ihren Quartieren ließ, und zog sich bei der ersten Nachricht von den, Biron's und Theobald Dillon's Abtheilungen betroffenen Unfällen wieder zurück. Diese Unfälle gereichten den französischen Truppen zur Schande, aber sie betrafen nur einen Theil derselben und waren vorübergehend. Es war das Staunen einer des Krieges entwöhnten Armee, die davor erschrak mit ganz Europa in die Schranken zu treten, die aber, wie ein Soldat, der seinen ersten Feldzug macht, bald mit dem Kriege vertraut wurde.

Der Herzog von Lauzun stand unter La Fayette; er hieß der General Biron. Er war ein Hofmann, der mit aufrichtiger Gesinnung zum Volke übergegangen war. Jung,

schön, von ritterlichem Wesen, einer stets gleichen, fröhlichen Stimmung fähig, die selbst im Angesichte des Todes unerschrocken scherzen läßt, hatte er die aristokratische Ehre mit in die Reihen der Republikaner gebracht. Bei den Soldaten beliebt, von den Frauen angebetet, im Lager und an den Höfen heimisch, stammte er aus der Schule glänzender Laster, für die der Marschall Richelieu in Frankreich das Vorbild gewesen war. Es hieß, die Königin selbst habe ihn geliebt, ohne ihn fesseln zu können. Er war Freund des Herzogs von Orleans und Gefährte seiner Ausschweifungen, hatte aber niemals an irgend einem Anschlage mit ihm Theil genommen. Jede Treulosigkeit war ihm verhaßt, jedes gemeine Gefühl empörte ihn. Er sah die Revolution wie eine edle Idee an; er wollte ihr Soldat, aber niemals ihr Mitschuldiger sein. Er verrieth den König nie, er bewahrte stets Achtung und Mitgefühl für die Königin. Leidenschaftlich für die Freiheit eingenommen, vertheidigte er sie im Kriege, statt sie in den Parteien zu begünstigen. Er wandelte seine aufopfernde Anhänglichkeit an die Könige in aufopfernde Anhänglichkeit an das Vaterland um. Das Edle und das Tragische der Revolution trugen dazu bei, daß sein Charakter noch männlicher und kräftiger hervortrat, und ließen ihn mit dem Bewußtsein eines Helden kämpfen und sterben.

Er lagerte mit zehntausend Mann bei Quiévrain und rückte gegen den östreichischen General Beaulieu vor, der mit nicht sehr bedeutenden Streitkräften die Höhen bei Mons besetzt hielt. Zwei Regimenter Dragoner, die Biron's Vorhut bildeten, wurden von plötzlichem Schrecken ergriffen, als sie Beaulieu's Truppen erblickten. Die Soldaten schrieen, sie seien verrathen. Ihre Offiziere versuchen umsonst, ihren Muth wieder anzufachen; sie wenden um und theilen Furcht und Unordnung den übrigen Truppen mit. Die ganze Armee löst sich auf und folgt unwillkürlich dem Strome, der sie zur Flucht mit fortreißt. Biron und seine Adjutanten stürzen sich unter die Truppen, um sie zum Stehen zu bringen, und sie wieder zu sammeln. Sie werden umgerissen und es fallen Schüsse gegen sie. Das Lager von Quiévrain, die Kriegskasse, selbst Biron's Gepäck wird von den Flüchtlingen geplündert.

Während das erste Ausrücken der französischen Armee zu Quiévrain diese Niederlage ohne Kampf zur Folge hatte, fielen bei den Truppen zu Lille schändliche Mordthaten vor. Der General Dillon hatte mit drei tausend Mann Lille verlassen, um nach Tournay zu marschiren. Nicht weit von dieser Stadt zeigt sich in der Ebene der Feind ungefähr neunhundert Mann stark. So wie die französische Kavalerie ihn erblickt, ruft sie, es sei Verrath im Werke, reitet das Fußvolk nieder und flieht, ohne verfolgt zu sein, nach Lille zurück, indem sie die Artillerie, die Wagen und selbst das Gepäck im Stiche läßt. Dillon, selbst von der fliehenden Cavalerie bis nach Lille mit fortgerissen, wird dort von seinen eignen Soldaten ermordet. Der Oberst des Geniecorps Berthois fällt an seiner Seite, von ihren Bajonetten durchbohrt. Die Leichname beider werden auf dem Exerzierplatze aufgehangen und dann von den Aufrührern dem Pöbel überliefert, der sie verstümmelt in den Straßen umherschleppt. So begannen mit Schande und Verbrechen die Kriege der Revolution, die zwanzig Jahre lang so viel Heldenmuth und so viel kriegerische Tugend hervorbringen sollten. Die Anarchie war in die Feldlager eingedrungen; die Ehre herrschte nicht mehr, der Patriotismus noch nicht in denselben. Ordnung und Ehre sind nothwendige Grundbedingungen eines Heeres. Die Anarchie läßt noch eine Nation bestehen; ohne Kriegszucht gibt es kein Heer mehr.

XIII.

Bei diesen Nachrichten gerieth Paris in die größte Bestürzung, die Versammlung war in Verwirrung. Die Girondisten waren voll Besorgniß, die Jacobiner stießen Verwünschungen gegen die Verräther aus. Die fremden Höfe und die Emigrirten zweifelten nicht mehr daran, nach einigen Märschen über eine Revolution, die sich schon vor ihrem Schatten fürchtete, zu triumphiren. La Fayette, der keinen Verlust erlitten hatte, zog sich vorsichtig nach Givet zurück. Rochambeau sandte seine Entlassung als Kommandant der Nordarmee ein. Marschall Luckner wurde dazu ernannt, seine Stelle einzunehmen. La Fayette war unzufrieden und behielt den Befehl über die Armee des Centrums bei.

Luckner war über siebenzig Jahre alt, aber er besaß noch das Feuer und die Thätigkeit eines bewährten Soldaten; es fehlte ihm nur Genie, um ein großer General zu sein. Sein Ruf war mit Zuvorkommenheit so vergrößert worden, daß er jeden andern in den Schatten stellte. Es ist ein großer Vortheil für einen General, nicht aus dem Lande zu sein, in welchem er dient. Niemand ist auf ihn eifersüchtig; seine Ueberlegenheit wird ihm verziehen; wenn er sie nicht besitzt, so wird sie ihm zugeschrieben, um Nebenbuhlern dadurch zu schaden. In einer solchen Lage befand sich der alte Luckner. Er war ein Deutscher, ein Schüler Friedrichs des Großen; er hatte zu der Zeit, wo Friedrich den Krieg umgestaltete und die Taktik schuf, sich als Commandant der Vorhut während des siebenjährigen Kriegs ausgezeichnet. Der Herzog von Choiseul hatte Preußen einen General aus dieser großen Schule entziehen wollen, um den französischen Generalen die neuere Kriegskunst zu lehren. Durch Versprechungen von Vermögen und Ehre hatte er Luckner so weit gebracht, sein Vaterland zu verlassen. Die Nationalversammlung hatte aus Achtung vor dem Andenken des philosophischen Königs Luckner die Pension von sechszigtausend Francs fortbeziehen lassen, welche er vor der Revolution gehabt hatte. Luckner, der gegen Constitutionen gleichgültig war, hielt sich aus Dankbarkeit für revolutionair. Er war fast der einzige unter allen höhern Offizieren, der nicht emigrirt war. Von einem aus jungen Offizieren der Partei La Fayettes, Carl Lameth, du Jarri, Matthias von Montmorency bestehenden glänzenden Generalstabe umgeben, glaubte er die Meinungen zu haben, die ihm zugeschrieben wurden. Der König behandelte ihn freundlich, die Versammlung schmeichelte ihm, die Armee achtete ihn. Die Nation sah in ihm einen geheimnißvollen Vertreter des alten Krieges, der dem unerfahrenen Patriotismus der Revolution den Weg zum Siege zeigte, und der unter rauhem Aeußern und unbeholfener Sprache große Talente verbarg. Von allen Seiten wurden ihm, wie dem unbekannten Gott, Huldigungen zu Theil. Er verdiente weder diese Verehrung, noch später die Beleidigungen, die er ertragen mußte. Er war ein tapferer, etwas roher Soldat, der ebensowenig an den Höfen, wie in den Clubs heimisch war. Er war eine

Zeit lang für die Jacobiner ein Gegenstand der Verehrung, dann ein Spielzeug, und zuletzt schickten sie ihn auf das Schaffot, ohne daß er weder seine Popularität, noch sein Verbrechen begreifen konnte.

XIV.

Berthier, später Napoleons rechte Hand, war damals Chef von Luckners Generalstabe. Der alte General hatte von selbst den kühnen Plan Dumouriez' begriffen. Er war mit zweiundzwanzigtausend Mann zu Courtray und zu Menin auf das östreichische Gebiet vorgerückt. Biron und Valence, die unter ihm befehligten, beschworen ihn, hier zu bleiben. Dumouriez bat ihn in Briefen ebenfalls darum. Als Dumouriez nach Lille kam, erfuhr er, daß Luckner plötzlich, nachdem er die Vorstädte von Courtray abgebrannt, eine rückgängige Bewegung nach Valenciennes gemacht hatte und so auf allen Grenzen das Zeichen zu unentschlossenem Handeln und zum Rückzuge gegeben hatte.

Die belgische Bevölkerung verlor bei diesen Unfällen oder bei diesem furchtsamen Auftreten Frankreichs ihre Begeisterung für die Freiheit und ihre Hoffnung auf glücklichen Erfolg und beugte sich unter das östreichische Joch. Auf allen Grenzen Frankreichs herrschte Besorgniß und wurden Truppen zusammengezogen. Der General Montesquiou versammelte mit Mühe die Armee des Südens. Der König von Sardinien stellte bedeutende Streitkräfte am Var auf. La Fayette's Vorhut, die bei Gliswel, eine Stunde von Maubeuge stand, wurde von dem Herzoge von Sachsen-Teschen, der zwölftausend Mann unter seinen Befehlen hatte, geschlagen. Der Einfall des Herzogs von Braunschweig in die Champagne wurde vorbereitet. Die Emigration entzog dem Heere seine Offiziere; die Soldaten desertirten. Die Klubs verdächtigten die Kommandanten der festen Plätze.

Die Girondisten trieben zur Empörung, die Jacobiner verbreiteten Anarchie in der Armee, die Freiwilligen meldeten sich nicht, das Ministerium war ohne Geltung, der östreichische Comité der Tuilerien unterhielt mit den fremden Mächten Verbindungen, nicht um die Nation zu verrathen, sondern um des Königs und seiner Familie Leben sicher zu

stellen. Eine feindselige Versammlung, aufrührerische Clubs, eine Nationalgarde, die in Furcht gesetzt und ihres Führers beraubt war, ein aufwieglerischer Journalismus, geheime Verschwörungen, eine den Parteien anhängende Municipalität, ein Maire, der Empörung begünstigte, ein mistrauisches und ausgehungertes Volk, Robespierre und Brissot, Vergniaud und Danton, Girondisten und Jacobiner einander gegenüberstehend im Streite um die nämliche Beute, um die Monarchie, und sich an Demagogie überbietend, um sich die Gunst des Volkes gegenseitig zu entreißen, das war der innere und äußere Zustand Frankreichs, als der Krieg von allen Seiten das Land bedrohte. Die Girondisten und Jacobiner, die einen Augenblick sich vereinigten, ließen ihre Erbitterung ruhen, als ob sie mit einander wetteiferten, die schwache Constitution, die sie trennte, umzustoßen. Die Bourgeoisie, die von den Feuillants, der Nationalgarde und La Fayette vertreten wurde, blieb allein der Constitution zugethan. Die Girondisten beriefen sich von der Rednerbühne herunter an das Volk wider den König, wie sie es später ohne Erfolg wider die Jacobiner zu Gunsten des Königs thaten. Um die Stadt zu beherrschen, regten Brissot, Roland, Péthion die Vorstädte, diese Hauptstädte des Elends und der Empörung, auf. Jedesmal, wenn ein Volk, das lange in Sklaverei und Unwissenheit hingelebt hat, bis in seine Tiefe aufgewühlt wird, gehen Ungeheuer und Helden, außerordentliche Tugenden und außerordentliche Laster hervor. Dies sollte auch der Fall sein, als die Girondisten im Bunde mit den Demagogen das Volk erregten.

Sechzehntes Buch.

I.

Die Regierungsgewalt ging nach Maßgabe, wie sie von der Versammlung dem Könige entrissen ward, in die Hände der Gemeine von Paris über. Die Municipalität, die erste Bildungsstufe der Nationen, ist auch der letzte Zufluchtsort der obersten Gewalt, wenn die Nationen ihren Zersetzungen entgegengehen. Ehe die Gewalt der untersten Schicht des Volkes zufällt, bleibt sie noch einen Augenblick bei den Behörden der Stadt. Das Rathhaus war die Tuilerien des Volkes geworden. Nach La Fayette und Bailly herrschte daselbst Péthion; Péthion war der König von Paris. Der Pöbel, der oft mit natürlichem Sinne das Wesentliche der Verhältnisse richtig erfaßt, nannte ihn den König Péthion. Seine Popularität war ihm in Folge seiner häuslichen Tugenden, die das Volk fast immer mit den zu einem öffentlichen Wirken gehörigen vermischt und dann in Folge seiner demokratischen Reden in der constituirenden Versammlung zu Theil geworden. Das Gleichgewicht, welches er mit großer Geschicklichkeit bei den Jacobinern zwischen den Girondisten und Robespierre bestehen ließ, hatte ihm Achtung und Bedeutung verschafft. Er war zu gleicher Zeit der Freund Roland's, Robespierre's, Danton's, Brissot's und

stand im Verdachte, mit Frau von Genlis und der Partei des Herzogs von Orleans ziemlich vertraut zu sein; nichtsdestoweniger schützte er sich immer durch das Kundgeben seiner Treue gegen Gesetz und Ordnung und eines constitutionellen Aberglaubens. Er erfüllte so, wie es schien, alle Bedingungen, um auf Achtung von Seiten aller redlichen Männer und auf Schonung von Seiten der Parteien Anspruch machen zu können; die Hauptsache hierbei war aber seine Mittelmäßigkeit. Es läßt sich nicht anders sagen, als daß die Mittelmäßigkeit fast immer das Hauptmerkmal solcher Männer ist, welche dem Volke ein Gegenstand der Verehrung und gleichsam ein Götzenbild werden: entweder weil die selbst mittelmäßige Menge nur für das Geschmack hat, was ihr gleicht; oder weil die Zeitgenossen nicht im Stande sind, großen Charakteren und großen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; oder weil die Vorsehung, welche die Gaben und Fähigkeiten mit Maß austheilt, nicht gestattet, daß ein einziger Mann in einem freien Volke die drei unwiderstehlichen Kräfte: Tugend, Genie und Popularität in seiner Person vereinige; oder vielmehr, weil das Wesen der dauernden Gunst der Menge von der Art ist, daß das, was dafür gegeben werden muß, von größerm Werthe ist, als diese Gunst selbst, und weil es nöthig ist, zu tief zu steigen, um sie zu erlangen, und zu schwach sich zu zeigen, um sie zu bewahren. Péthion war nur unter der Bedingung König des Volks, daß er dessen Ausgelassenheit nachsichtig ertrug. Seine Amtsverrichtungen als Maire von Paris, in einer solchen unruhigen Zeit, stellten ihn beständig zwischen den König, die Versammlung und die Aufrührer. Er trotzte dem Könige, schmeichelte der Versammlung, mäßigte das Verbrechen. Unverletzlich, wie die Hauptstadt, welche er als erste Magistratsperson der Gemeine in sich darstellte, zeigte sich seine unsichtbare Dictatur nur in seiner Unverletzlichkeit; er machte sie mit ehrerbietiger Kühnheit dem Könige, mit Nachgiebigkeit der Versammlung gegenüber geltend, er legte sie den Empörern gegenüber nieder. Zu den Vorwürfen, die er als erster Beamter der Stadtbehörde den Aufrührern machen mußte, fügte er stets eine Entschuldigung des Verbrechens, einen freundlichen Blick für die Schuldigen, ein ermuthigendes Wort für die irre-

geleiteten Bürger hinzu. Das Volk liebte ihn, wie die Anarchie die Schwachheit liebt; es wußte, daß es aus ihm Alles machen konnte. Als Maire trat er mit dem Gesetze in der Hand auf, als Mensch sprach er Worte der Nachsicht und trug in seinem Herzen beistimmende Gesinnungen: er war der Maire, wie ihn die Zeit der Staatsstreiche der Vorstädte nöthig hatte. Er ließ sie vorbereiten, ohne sie zu sehen, und machte sie nach ihrer Ausführung gesetzlich.

II.

Seine aus früher Jugend sich herschreibende Verbindung mit Brissot hatte ihn Madame Roland näher geführt. Roland, Clavière, Servan gehorchten ihm, als sie Minister waren, mehr als dem Könige selbst; er war bei allen ihren Zusammenkünften zugegen; er regierte unter ihrem Namen; ihr Sturz brachte ihn selbst nicht zum Fallen, entriß ihm aber die ausübende Gewalt. Die Girondisten hatten nicht nöthig, Péthion zur Rache anzutreiben. Da er nicht mehr gesetzlich mit den Ministern gegen den König wirken konnte, so blieb ihm nur übrig, mit den Parteien Anschläge gegen die Tuilerien auszuführen. Die Nationalgarde, die Jacobiner, die Cordeliers, die Vorstädte, die Stadt waren alle in seiner Hand. Er konnte der Gironde die Empörung als Hülfe geben, um das Ministerium wieder zu erobern; er gab sie ihr mit allen Wechselfällen, mit allen Verbrechen, die sie vielleicht in sich einschloß. Unter diese zufälligen Ereignisse mußte auch die Ermordung des Königs und seiner Familie gerechnet werden. Auf dieses Ereigniß wurde im voraus von denen, welche die Zusammenrottung der Massen und ihren Einzug in die Tuilerien hervorriefen, Rücksicht genommen. Girondisten, Orleanisten, Republikaner, Anarchisten, keine dieser Parteien sann vielleicht auf ein solches Verbrechen, alle sahen es wie eine Begebenheit an, die sich möglicher Weise ereignen und dann nur zu ihrem Besten dienen könnte. Péthion, der es ohne Zweifel nicht beabsichtigte, ließ es wenigstens darauf ankommen. Wenn seine Absicht auch nicht schuldig war, so galt doch eine solche Verwegenheit einem Morde gleich. Wie weit war es denn von der Spitze von zwanzigtausend Piken bis zu dem

Herzen Ludwig's XVI.? Péthion übergab nicht den König, die Königin und ihre Kinder dem Tode, aber er setzte ihr Leben auf's Spiel.

Die constitutionelle Garde des Königs war von den Girondisten mit Beleidigungen verabschiedet worden. Der Herzog von Brissac, der sie befehligte, wurde einer angeblichen Verschwörung wegen vor den hohen Nationalgerichtshof zu Orleans geschickt; das einzige, was bei ihm der Theilnahme an einer Verschwörung glich, war seine Ehre. Er hatte geschworen, als treuer Soldat bei der Vertheidigung seines Gebieters und Freundes zu sterben. Er hätte fliehen können und der König rieth es ihm, allein er wollte nicht: „Wenn ich fliehe, sagte er, als der König ihn wiederholt darum bat, so wird man glauben, daß ich schuldig sei, und es würde heißen, daß Sie um mein Verbrechen wissen. Meine Flucht würde Gelegenheit geben, Sie selbst anzuklagen. Ich sterbe lieber.“ Er ging nach Orleans, wurde aber nicht gerichtet, sondern am 6. September in Versailles ermordet. Sein Kopf, mit weißen Haaren umgeben, wurde auf einen der wie Piken aussehenden Stäbe des eisernen Schloßgitters gesteckt. Hierin lag eine schreckliche Verspottung des ritterlichen und treuen Dieners, der noch nach dem Tode das Thor zur Wohnung seiner Könige bewachte.

III.

Die Aufstände während der ersten Zeit der Revolution waren aus freier Bewegung des Volks hervorgegangen. Auf der einen Seite befand sich der König, der Hof und der Adel, auf der andern die Nation. Diese beiden Parteien stießen auf einander blos von den Ideen und von den einander gegenüberstehenden Interessen dazu getrieben. Ein Wort, eine Geberde, ein zufälliges Ereigniß, eine sich sammelnde Truppenabtheilung, ein Tag Theurung, ein Redner, der eindringlich im Garten des Palais Royal sprach, reichte hin, um die Massen zum Aufstande zu bringen oder sie nach Versailles ziehn zu lassen. Der Geist des Aufruhrs verschmolz sich mit dem Geiste der Revolution. Jedermann gehörte zu einer Partei, Jedermann war Soldat, Jeder-

mann war Führer. Die Allen gemeinsame Leidenschaft gab das Zeichen zum Ausbruch. Der Zufall führte an.

Seit aber die Revolution zu Stande gekommen und seit die gegenseitig beschworne Constitution den Parteien eine gesetzliche Ordnung auferlegte, verhielt sich dies anders. Die Aufstände des Volks geschahen nicht mehr von selbst, sondern nach vorher angelegten Plänen. Die organisirten Parteien hatten unter den Bürgern ihren Anhang, ihre Clubs, ihre Versammlungen, ihre Armee, ihre Losung. Die Anarchie selbst war disciplinirt. Die Unordnung war nur äußerlich. Sie wurde auf verborgne Weise belebt und geleitet. Wie eine Armee unter Führern steht, die sie an ihrer Einsicht und an ihrer Kühnheit erkennt, so hatten die Quartiere und Sectionen von Paris ihre Führer, denen sie gehorchten. Hinter den Männern, die eine großartige, nationale Popularität besaßen, wie Mirabeau, La Fayette, Bailly, waren andere von untergeordneter Popularität zum Vorschein gekommen, die aber doch in der Stadt und in den Vorstädten ein gewisses Ansehn besaßen. Das Volk gab viel auf den Namen des Einen, vertraute auf den Arm eines Andern, war für das Gesicht eines Dritten eingenommen. Wenn diese Männer erschienen, wenn sie sprachen, wenn sie vorwärts gingen, so folgte ihnen die Menge, ohne zu wissen, wohin sie der Strom ziehen würde. Es reichte hin, daß die Führer eine Versammlung ansagten, einen plötzlichen Schrecken verbreiteten, mit einem Male zum Zorne reizten, irgend ein Ziel angaben, und die blinden Massen standen am bezeichneten Orte zum Handeln bereit.

IV.

Am häufigsten wurde der Platz der Bastille, der mons Aventinus des Volkes, das nationale Lager, wo die umherliegenden Steine ihm noch seine Knechtschaft und sein kräftiges Handeln ins Gedächtniß riefen, gewählt. Von allen Männern, welche die Agitatoren der Vorstädte beherrschten, war Danton der furchtbarste. Camille Desmoulins, so verwegen er auch war, wenn es galt Etwas auszusinnen, besaß weniger Kühnheit, wenn die Stunde herannahte, es auszuführen. Die Natur, welche ihm das

unruhige Wesen der Führer und der Aufwiegler der Massen gegeben, hatte ihm das dazu passende Aeußere und die Stimme versagt. Das Volk versteht nichts von geistigen Fähigkeiten. Eine ansehnliche Gestalt und eine vollklingende Stimme sind für die Günstlinge der Menge zwei unerläßliche Erfordernisse. Camille Desmoulins war klein, mager und besaß nur eine schwache Stimme. Im Vergleich mit Danton kreischte er nur. Danton allein vermochte mit donnernder Stimme zur Menge zu sprechen.

Péthion besaß im höchsten Grade die Achtung der Anarchisten; aber seine Stellung, die ihm gesetzliches Handeln auferlegte, befreite ihn davon, öffentlich die Unordnung zu unterstützen. Für ihn genügte es, wenn er sie wünschte. Ohne ihn konnte nichts ausgeführt werden. Er betheiligte sich bei Allem nur durch stillschweigende Uebereinstimmung. Nach ihnen kam Santerre, Commandant des Bataillons der Vorstadt Saint-Antoine. Santerre, Sohn eines flämischen Brauers, war selbst Brauer in der Vorstadt und einer von den Menschen, die das Volk begreift, weil sie selbst zum Volke gehören, und vor denen es Achtung hat, weil sie reich sind; er gehörte unter die Bewohner, welche gleichsam als die Aristokraten des Stadtheils, in dem sie ansässig sind, angesehen werden und denen der Besitz großer Reichthümer ihrer Leutseligkeit und Vertraulichkeit wegen vergeben wird. Er war unter den Arbeitern bekannt, von denen er viele in seiner Brauerei beschäftigte, unter der Masse des Volks, die Sonntags seine Bier- und Weinschenken besuchte. Santerre stand außerdem auf verschwenderische Weise den Unglücklichen mit Hülfe aller Art, mit Vertheilung von Lebensmitteln bei. Während einer Theurung hatte er für dreimalhunderttausend Francs Brot vertheilt. Er erkaufte seine Popularität durch seine Wohlthätigkeit. Außerdem hatte er sie auch durch seinen bei der Erstürmung der Bastille bewiesenen Muth erlangt. Er brauchte sie, indem er bei allen Volksbewegungen gegenwärtig war. Er glich den Brauern Belgiens, die das Volk von Gent berauschten, um es zum Aufstand zu bringen.

Der Fleischer Legendre verhielt sich zu Danton, wie Danton zu Mirabeau; er stand nur eine Stufe niedriger, als er unter den Männern des Aufruhrs. Legendre war

zuerst zehn Jahre lang Matrose gewesen und hatte die rohen und wilden Sitten beider Professionen angenommen. Unerschrockenheit auf dem Angesichte, mit blutigen Armen, mit Worten, die zum Morde aufriefen, und doch nicht ohne Herzensgüte, so war er seit 89 bei jedem Aufstande betheiligt gewesen, und die Fluth dieser Bewegungen hatte ihn soweit erhoben, daß er ein gewisses Ansehn erlangt hatte. Unter Danton hatte er den Club der Cordeliers gestiftet, diesen Club der Handstreiche, wie die Jacobiner der Club der radicalen Lehren waren. Er regte ihn durch seine Beredsamkeit auf. Ungebildet und wild, verglich er sich selbst mit dem Bauer der Donau. Immer gleich bereit zum Schlagen, wie zum Sprechen, wirkte seine Geberde schon gewaltig, ehe noch das Wort über seine Lippen gekommen war. Er war die Streitaxt Dantons.

Die vorzüglichsten Anstifter des Aufstandes vom 20. Juni waren folgende: Huguenin, einer von den Menschen, die in unruhigen Zeiten sich von einem Geschäft zum andern wenden, ohne irgendwo einen Halt finden zu können, ein Advokat, der von seinen Kollegen ausgestoßen worden war, dann Soldat, Commis an den Barrièren, der überall untauglich war, der nach der Gewalt trachtete, um sein Glück zu machen, und der im Verdachte stand, an Plünderungen Theil genommen zu haben; Alexandre, Commandant des Bataillons der Gobelins, ein Held der Vorstadt und Freund Legendre's; Marat, das lebendige Bild einer Verschwörung, ein wirklicher Märtyrer der Demagogie, der sich nur nach Lärm sehnte, der den Haß gegen die Gesellschaft bis zum Wahnsinn trieb und sich dessen rühmte, der freiwillig die Rolle eines Narren des Volkes spielte, wie früher andre die eines Hofnarren bei den Königen; Dubois-Crancé, ein unterrichteter und tapferer Soldat; Brune, der unerschrocken jeder Verschwörung seinen Arm zum Dienste bot; Momoro, ein Drucker, der von der Philosophie berauscht war; Dubuisson, ein unbedeutender Schriftsteller, den das Auspfeifen seiner Stücke zum Ränkeschmieden getrieben hatte; Fabre d'Eglantine, der komische Dichtungen machte und den sein Ehrgeiz eine andere Rednerbühne suchen ließ; Chabot, ein Kapuziner, den das Kloster in bittre Stimmung versetzt und der darnach trachtete, sich an dem Aberglauben zu

rächen, der ihn darin eingeschlossen hatte; Larevnie, Priester und Soldat; Gonchon, Duquesnois, Freunde Robespierre's; Carra, girondistischer Journalist; ein Italiener, Namens Rotondo; Henriot, Sillery, Louvet, Laclos, endlich Barbaroux, Roland's und Brissot's Emissar.

V.

Alle diese Männer vereinigten sich insgeheim in der Nacht, in einem einsam stehenden Hause zu Charenton, um über den Vorwand, den Plan und die Zeit des Aufstandes sich zu berathen. Die Leidenschaften waren verschieden, die Ungeduld war bei Allen die nämliche. Die Einen wollten Schrecken einjagen, die Andern einen Schlag ausführen, Alle wollten handeln. Wenn einmal das Volk losgelassen wäre, so würde es stehen bleiben, wo es dem Schicksale gefiele. In einer Versammlung, wo Danton den Vorsitz führte, gab es keine Bedenklichkeiten. Die Reden waren unnöthig, wo nur ein einziger Gedanke in Allen rege war. Man verstand sich durch Blicke. Ein Händedruck, ein Blick, eine bedeutungsvolle Bewegung sind die ganze Beredsamkeit der Männer des Handelns. In wenig Worten bezeichnete Danton den Zweck, Santerre die Mittel, Marat die schreckliche Energie, Camille Desmoulins die gemeine Lustigkeit des im Werke stehenden Aufstandes; Alle aber zeigten den Entschluß, das Volk dazu anzutreiben; der revolutionaire Plan von Paris ward auf dem Tische ausgebreitet. Danton's Finger bezeichnete darauf die Quellen, die Zuflüsse, den Lauf, den Vereinigungspunkt der Zusammenrottungen.

Der Bastillenplatz, eine weite Fläche, auf welche die zahlreichen Straßen der Vorstadt Saint-Antoine zulaufen, der mit dem Quartier des Arsenals und durch eine Brücke mit der von zweimalhunderttausend Arbeitern bewohnten Vorstadt Saint Marceau in Verbindung steht, und neben dem der vor der ehemaligen Festung sich ausbreitende Boulevard einen breiten und freien Zugang in den Mittelpunkt der Stadt und die Tuilerien bildet, wurde zum Sammelplatz und Abgangspunkt der Haufen ausersehen. Diese Haufen sollten in drei Abtheilungen geschieden werden. Eine

der Versammlung und dem Könige zu überbringende Petition gegen das Veto in Bezug auf den Beschluß gegen die Priester und den Beschluß des Lagers der zwanzigtausend Mann sollte der anerkannte Zweck dieser Bewegung sein; die Wiederberufung der patriotischen Minister Roland, Servan, Clavière sollte die Loosung; der Schreck, den das Volk in ganz Paris und in den Tuilerien verbreitete, das Ergebniß dieses Tages sein. Paris erwartete diesen Besuch der Vorstädte. Am Tage vorher hatte in den Champs Elysées ein Mittagsessen von fünfhundert Personen stattgefunden.

Das Haupt der Föderirten zu Marseille, die Agitatoren der Quartiere im Mittelpunkte der Stadt hatten hier mit den Girondisten gemeinschaftliche Sache gemacht. Der Schauspieler Dugazon hatte drohende Verse gegen das Schloß gesungen. Der König hatte von seinem Fenster in den Tuilerien aus das Beifallklatschen und die unheimlichen Gesänge gehört, die bis zu seinem Palast drangen. In Bezug auf die Ordnung des Zuges, auf die sonderbaren Bilder und Zeichen, die seltsamen Waffen, die abschreckenden Anzüge, die blutigen Fahnen, welche bei dem Marsche dieser Armee der Vorstädte in den Straßen der Stadt sich zeigen sollten, schrieben die Verschwornen nichts vor. Unordnung und Schrecken waren bei der Veranstaltung des Ganzen berücksichtigt worden. Sie verließen sich hierbei auf die überspannte Einbildungskraft der Menge, auf diesen Wetteifer an Gemeinheit, der von selbst entsteht, wenn Menschen auf solche Weise zusammengerafft worden sind. Danton wußte dies und er rechnete darauf.

VI.

Obgleich die Gegenwart zweier Mitglieder der Municipalität, Panis und Sergent, zu verstehen gab, daß Péthion diesen Plan stillschweigend billigte, so übernahmen es doch die Führer, schon in der Nacht einzelne Haufen für den Aufruhr anzuwerben. Die Leute, welche sie zuerst zusammenbringen konnten, sollten von dem Quartier Saint-Marceau und des Jardin des Plantes an das Ufer, wo das Quartier des Arsenals stand, auf einer Fähre, welche damals allein die Verbindung zwischen beiden Vorstädten unterhielt,

übergesetzt werden. Lareynie sollte die Vorstadt Saint-Jacques und den Markt auf dem Platze Maubert, den die Frauen des Volkes alle Tage besuchen, um Einkäufe für ihre Wirthschaft zu machen, aufwiegeln. Verkaufen und kaufen, darin besteht das Leben der niedern Volksklassen. Geld und Hunger sind die beiden Triebfedern seiner Leidenschaften, und auf den Plätzen, wo beides sich zusammendrängt, sind sie hauptsächlich aufgeregt. An keinem andern Orte zieht der Aufruhr so schnell große Massen mit sich fort.

Der Färber Malard, der Schuhmacher Isambert, der Gerber Gibon, reiche und angesehne Handwerker, sollten aus den schmuzigen und dunkeln Straßen der Vorstadt Saint-Marceau die arme und zaghafte Bevölkerung derselben, die sich selten in den großen Quartieren sehen läßt, herausbringen. Alexandre, der Kriegstribun dieses Marktes zu Paris, der daselbst ein Bataillon commandirte, sollte an der Spitze dieses Bataillons sich vor Tagesanbruch auf dem Platze einfinden, um die Haufen um sich herum zu versammeln und ihnen dann die Richtung nach den Quais und nach den Tuilerien hin zu geben. Varlet, Gonchon, Ronsin, Siret, die Offiziere Santerre's, die seit den ersten Aufständen von 89 an die Taktik solcher Bewegungen gewöhnt waren, sollten das Nämliche in der Vorstadt Saint-Antoine ausführen. Die Straßen dieses Quartiers, voll Werkstätten, Fabriken, Wein- und Bierschenken, wahre Kasernen des Elends, der Arbeit und des Aufruhrs, die sich von der Bastille bis nach La Roquette und Charenton hinziehen, enthielten allein schon eine Armee, die einen Einfall in Paris hätte unternehmen können.

VII.

Seit vier Jahren kannte diese Armee ihre Führer. Um die verschiednen Quartiere aufzuwiegeln, sollten diese folgendermaßen verfahren. Sie stellen sich an den bedeutendsten Plätzen auf, an denen sich die Straßen kreuzen, wenn die Arbeiter aus den Werkstätten kommen, sie holen einen Stuhl und einen Tisch aus der bekanntesten Schenke; auf diesen Rednerbühnen stehend, rufen sie einige Vorübergehende bei Namen und stellen sie um sich herum; diese

rufen andre herbei, die Straße wird gefüllt und der Haufen von allen den Männern, den Weibern, den Kindern vergrößert, die dahin laufen, wo es Lärm gibt. Der Redner spricht eifrig zu der Menge. Wein oder Bier werden umsonst herumgereicht. Das Aufhören der Arbeit, der Mangel an baarem Gelde, der theure Preis des Brodes, die Umtriebe der Aristokraten, um Paris auszuhungern, die verrätherischen Absichten des Königs, die Ausschweifungen der Königin, die Nothwendigkeit, daß die Nation den Anschlägen eines östreichischen Hofes zuvorkommen müsse, sind die Gegenstände dieser Anreden. Wenn sich dann eine fieberhafte Erregung der Menge bemächtigt, ertönt der Ruf: Vorwärts! und die Haufen brechen in allen Straßen zu gleicher Zeit auf. Einige Stunden später kommen Massen Arbeiter aus den Quartieren Popincourt, Quinze-Vingts, la Grève, Marché Saint-Jean durch die Straße der Vorstadt Saint-Antoine gezogen und bedecken den Bastillenplatz. Dort hält das ungestüme Drängen dieser auf Aufruhr sinnenden Haufen den Menschenstrom in seinem Laufe auf. Bald folgen die Haufen der ihnen gegebnen Richtung; sie theilen sich von selbst, ohne daß es ihnen bestimmt angegeben zu werden braucht, und gehen auf verschiednen Wegen vorwärts. Die Einen ziehen auf dem Boulevard fort, die Andern die Quais entlang bis zum Pont-Neuf, wo sie auf die vom Platze Maubert herkommende Menge treffen und dann, indem sich ihnen immer mehr anschließen, alle zusammen in das Palais Royal und in den Garten der Tuilerien ein.

Das war das Manöver, welches in der Nacht des 19. Juni den Aufwieglern der verschiednen Quartiere auszuführen aufgetragen wurde. Hierauf trennten sich die Verschwornen, nachdem sie ein Losungswort gegeben, das zu unbestimmten Hoffnungen Anlaß gab und, ohne das größte Verbrechen zu begehen, doch die Aufrührer zu den größten Ausschweifungen ermächtigte: Mit dem Schlosse ein Ende machen.

VIII.

Das war die Zusammenkunft zu Charenton, das waren die Männer, die, ohne sich bemerkbar zu machen, eine

Million Bürger in Bewegung setzen wollten. Streuten Laclos und Sillery, die für den Herzog von Orleans, ihren Gebieter, in den Vorstädten einen Thron holen wollten, dort Geld aus und verleiteten sie die Bewohner? Dies ist gesagt und geglaubt, aber niemals bewiesen worden. Ihre Gegenwart bei der Versammlung kann als ein Anzeichen gelten. Es ist der Geschichte erlaubt Verdacht zu schöpfen, wenn auch die That nicht augenscheinlich vorliegt; aber sie darf nicht anklagen, ohne Beweise zu haben. Wenn der König am folgenden Tage ermordet wurde, ging die Krone auf den Herzog von Orleans über. Ludwig XVI. konnte ermordet werden, selbst wenn ihn nur die Hand eines Betrunknen traf. Dies geschah nicht. Darin liegt die einzige Rechtfertigung der orleanistischen Partei. Einige dieser Männer waren verderbt, wie Marat und Hébert; andre, wie Barbaroux, Sillery, Laclos, Carra waren ungeduldige Parteimänner; andre endlich, wie Santerre, waren nur fanatisch für die Freiheit eingenommne Bürger. Die Verschwornen, welche unter einander den Plan beriethen, regten die Stadt auf und disciplinirten sie. Verderbte Leidenschaften Einzelner ließen die große und tugendhafte Begeisterung des Volks für den Triumph der Demokratie in hoher Flamme auflodern. So zünden oft bei einem Brande die schmuzigsten Stoffe die Feuersbrunst an. Der Brennstoff ist unrein, die Flamme ist rein. Die Flamme der Revolution war die Freiheit; die Parteimänner konnten zwar ihrem Glanze schaden, konnten sie aber nicht beflecken.

Während die Verschwornen in Charenton die Rollen unter einander vertheilten und ihre Streitkräfte musterten, war der König in den Tuilerien für seine Gemahlin und seine Kinder in der größten Besorgniß. „Wer weiß,“ sagte er mit traurigem Lächeln zu Hrn. von Malesherbes, „ob ich morgen die Sonne werde untergehen sehn.“

Péthion konnte mit einem Worte Alles unterdrücken und zu nichte machen, wenn er die Municipalität und die Nationalgarde zum Widerstande aufforderte. Das Directorium des Departements, an dessen Spitze der unglückliche Herzog von La Rochefaucauld stand, der später hingemordet wurde, verlangte nachdrücklich von Péthion, er solle seine Pflicht thun. Péthion suchte aufzuschieben, lächelte, stand für Alles

ein, rechtfertigte die im Werke stehenden Versammlungen und die von der Menge zu überreichenden Petitionen als gesetzmäßige Handlungen. Vergniaud wies auf der Rednerbühne die Besorgniß der Constitutionellen wie eine gegen die Unschuld des Volkes gerichtete Verleumdung zurück. Condorcet spottete darüber, daß die Minister Unruhe merken ließen und von der Versammlung Verstärkung verlangten. „Ist es nicht lächerlich zu sehen, wie die ausübende Gewalt von den Gesetzgebern Mittel zum Handeln verlangt! Sie kann sich selbst helfen; das ist ihr Handwerk.“ So kam noch zu den Anschlägen gegen den unglücklichen König der Spott hinzu. Die Gesetzgeber machten die von ihnen selbst entwaffnete Gewalt lächerlich und ließen den Parteimännern ihren Beifall zu Theil werden.

IX.

Unter solchen Anzeichen begann der 20. Juni. Eine zweite Zusammenkunft, noch geheimer und weniger zahlreich berufen als die erste, hatte in der Nacht vom 19. auf den 20. die Männer, welche handeln sollten, bei Santerre vereinigt. Jeder hatte sich auf seinen Posten begeben, die Leute auf die er sich am meisten verlassen konnte, geweckt und sie in kleine Abtheilungen vertheilt, um die Arbeiter in Empfang zu nehmen und zusammenzurotten, sobald sie aus ihren Wohnungen kämen. Santerre sagte dafür gut, daß die Nationalgarde unthätig bleiben würde. „Seid unbesorgt,“ sagte er zu den Verschwornen, „Péthion ist da.“

Péthion hatte wirklich Tags vorher den Bataillonen der Nationalgarde befohlen, sich bewaffnet einzufinden, aber nicht um sich dem Zuge der Volkshaufen zu widersetzen, sondern um der Empörung als Gefolge zu dienen. Diese zweideutige Maßregel rettete zu gleicher Zeit Péthion's Verantwortlichkeit dem Directorium des Departements gegenüber, und sein Ansehn bei dem Volke. Zu den Einen sagte er: ich überwache; den Andern: ich ziehe mit euch.

Mit Tagesanbruch war die Nationalgarde auf allen großen Plätzen versammelt, wo sie die Waffen zusammenstellte. Santerre hielt eine Anrede an sein Bataillon auf dem Bastillenplatze. Um ihn herum wogte eine von Stunde

zu Stunde wachsende, unübersehbare Volksmasse, die ungeduldig das Zeichen erwartete, sich in die Stadt zu ergießen. Uniformen und zerlumpte Kleider ließen sich bunt durch einander erblicken. Abtheilungen von Invaliden, Gendarmen, Nationalgardisten, Freiwillige empfingen hier Santerre's Befehle und wiederholten sie der Menge. Eine gewisse Kriegszucht stellte sich von selbst her. Der zugleich volksthümliche und kriegerische Anblick dieses Lagers gab dem Ganzen mehr den Anschein, als ob es sich um einen Kriegszug und nicht um Aufruhr handle. Die Volksmassen erkannten ihre Führer an, richteten sich nach dem, was sie befahlen, folgten ihren Fahnen, gehorchten ihrer Stimme und zügelten selbst ihre Ungeduld, um die Verstärkungen abzuwarten und auch den einzelnen Haufen den Schein und die Gelegenheit zu lassen, mit ihnen gemeinsam zu handeln. Santerre war zu Pferde von einem aus Männern der Vorstadt zusammengesetzten Generalstabe umgeben, theilte Befehle aus, reichte den Aufrührern die Hand, empfahl dem Volke Stillschweigen und Würde und machte langsam die Haufen zum Abmarsche fertig.

X.

Um elf Uhr setzte sich das Volk in Bewegung, um nach den Tuilerien zu ziehen. Ungefähr zwanzigtausend Menschen begannen am Bastillenplatze ihren Marsch Sie waren in drei Abtheilungen geschieden: die erste bestand aus den Bataillonen der Vorstädte, war mit Flinten und Säbeln bewaffnet und wurde von Santerre angeführt; die zweite aus Männern des Volkes, die ohne Waffen waren oder Piken und Stöcke trugen, und marschirte unter dem Befehle des Demagogen Saint-Huruge; die dritte war eine ohne die geringste Ordnung unter einander herumlaufende Horde von zerlumpten Männern, Weibern und Kindern und folgte einer schönen, jungen Frau, die als Mann gekleidet, einen Säbel in der Hand, eine Flinte auf der Schulter, auf einer von Arbeitern mit bloßen Aermen gezognen Kanone saß. Diese Frau war Théroigne von Méricourt.

Santerre war bekannt; er war der König der Vor-

städte. Saint-Huruge war seit 89 der große Agitator des Palais Royal.

Marquis von Saint-Huruge, zu Mâcon geboren, stammte aus einer edeln und reichen Familie; er war einer von den ungestümen Menschen, welche die Massen in sich zu personifiziren scheinen. Seine Gestalt war groß, sein Gesicht kriegerisch und seine Stimme übertäubte selbst das tobende Schreien der Menge. Er besaß die Aufregung der Massen, ihre Wuthausbrüche, ihre Reue, auch zuweilen ihre Feigheit. Er war nicht grausam, aber sein Kopf war nicht gesund. Er war zu aristokratisch gesinnt, um den Neid zu kennen, zu reich, um unrechtmäßigen Erwerb zu suchen, zu leichtsinnig, um für Principien fanatisch eingenommen zu sein; die Revolution zog ihn mit sich fort, wie der Strom Schwindel entstehen läßt, und dazu zwingt, ihm mit dem Blicke zu folgen. In seinem Betragen lag etwas Irrsinniges; er liebte das Treiben der Revolution, weil es an Wahnsinn streifte. Als er noch jung war, hatte er seinen Namen schon durch Spielsucht, durch Umgang mit verrufnen Weibern, durch Ausschweifungen entehrt. Er war im Palais Royal und an den Orten, wo Zügellosigkeit herrschte, berüchtigt. Seine Familie hatte ihn in die Bastille einschließen lassen. Am 14. Juli war er befreit worden. Er hatte geschworen sich zu rächen und er hielt seinen Schwur. Freiwilliger und unermüdlicher Helfershelfer aller Parteien hatte er, ohne Anspruch auf Lohn zu machen, dem Herzog von Orleans, Mirabeau, Danton, Camille Desmoulins, den Girondisten, Robespierre seine Dienste angeboten, immer schlug er sich zu der Partei, die im Sinne hatte, am weitesten zu gehen, immer war er bei dem Aufstande betheiligt, der am meisten umstürzen zu sollen schien. Schon vor Tagesanbruch war er auf, besuchte alle Clubs, strich in der Nacht herum, lief überall hin, wo es Lärm gab, um ihn zu vergrößern, und wo eine Zusammenrottung stattfand, um die Leute mit sich fortzuziehn. Er machte die allgemein herrschende leidenschaftliche Aufregung zu der seinigen, ehe er sie verstand; seine Stimme, seine Geberden, seine verstörten Züge trugen dazu bei, diese Leidenschaftlichkeit da, wo er hinkam, nur immer wachsen zu lassen. Sein Geschrei rief fieberhafte Unruhe hervor, er entflammte die

Massen, wenn sie noch unentschieden waren, er riß sie unaufhaltsam mit sich fort: es war, als ob er in seiner Person allein den Aufruhr darstellte.

XI.

Nach Saint-Huruge kam Théroigne von Méricourt, welche die dritte Abtheilung der Armee der Vorstädte bei fehligte. Théroigne oder Lambertine von Méricourt war bedem Volke unter dem Namen die schöne Lüttich erin bekannt. Die französische Revolution hatte sie nach Paris gezogen, wie der Wirbel mit sich fortreißt, was in seinen Bereich kommt. Sie war eine verworfne Jeanne d'Arc der öffentlichen Plätze. Gekränkte Liebe hatte sie einem ungeregelten Leben zugeführt. Die Scham über ihre eigene Verworfenheit erzeugte bei ihr den Durst nach Rache. Wenn sie die Aristokraten bekämpfte, glaubte sie ihre Ehre wiederzuerlangen; mit Blut wusch sie die Schande ab, die auf ihr haftete.

Sie stammte aus Méricourt, einem Dorfe in der Nähe von Lüttich, aus einer wohlhabenden Familie, die Landbesitz hatte, und hatte die Erziehung der höhern Stände erhalten. Als sie siebzehn Jahr alt war, hatte ihre Schönheit die Aufmerksamkeit eines jungen Edelmanns auf sich gezogen, dessen Schloß nicht weit von dem Hause ihrer Eltern gelegen war. Sie war von ihm verführt und dann verlassen worden und hatte sich aus ihrer Heimat nach England geflüchtet. Nachdem sie einige Monate in London zugebracht hatte, begab sie sich nach Frankreich. Sie war an Mirabeau empfohlen und machte durch seine Vermittlung Bekanntschaft mit Siéyès, Joseph Chénier, Danton, Ronsin, Brissot, Camille Desmoulins. Romme, ein mystischer Republikaner, begeisterte sie für die Lehren der deutschen Illuminaten. Jugend, Liebe, Rache, das Leben im Mittelpunkte einer Revolution hatten sie in leidenschaftliche Aufregung versetzt. Leidenschaften, Ideen, Vergnügungen ließen sie ihr Leben wie in einem beständigen Rausche verbringen. Anfänglich den großen Neuerern von 89 zugethan, warf sie sich reichen Wollüstlingen, die ihre Reize theuer bezahlten, in die Arme. Sie war Buhlerin der Reichen gewesen und gab sich freiwillig dem Volke preis. Wie die großen Buh-

lerinnen Egyptens und Roms verschwendete sie das Gold, das sie dem Laster entzog, für die Freiheit.

Vom ersten Augenblick an, wo unruhige Auftritte stattfanden, war sie auf den Straßen thätig. Sie brauchte ihre Schönheit dazu, ein lockendes Zeichen für die Menge zu sein. Als Amazone in ein blutfarbnes Gewand gekleidet, einen wehenden Federbusch auf dem Hute, einen Säbel an der Seite, zwei Pistolen im Gürtel, so eilte sie dem Aufruhre zu. In den ersten Reihen stehend, hatte sie das Gitter des Invalidenhauses erbrochen, um die Kanonen herauszuholen. Sie war unter den Ersten gewesen, die stürmend den Thurm der Bastille erstiegen hatten. Die Sieger hatten ihr dabei einen Ehrensäbel zuerkannt. In den Oktobertagen hatte sie die Pariser Weiber nach Versailles geführt. Sie war zu Pferde neben dem schrecklichen Jourdan, welcher der Mann mit dem langen Barte genannt wurde, hergezogen und hatte den König nach Paris zurückgeführt; ohne zu erbleichen war sie hinter den Köpfen der Gardes du Corps, die als Siegeszeichen auf Piken getragen wurden, hergeritten. Ihre Sprache war, obgleich sie fremden Accent an sich trug, Ausdruck aufrührerischer Beredsamkeit. In den stürmischen Verhandlungen der Clubs ließ sie ihre Stimme ertönen, und machte oben von der Galerie aus der Versammlung Vorwürfe. Zuweilen sprach sie auch bei den Cordeliers. Camille Desmoulins spricht von der Begeisterung, welche eine ihrer aus dem Stegreif gehaltnen Anreden entstehen ließ. „Ihre Bilder, sagt er, waren Pindar und der Bibel entnommen, es war der Patriotismus einer Judith.“ Sie schlug vor, den Palast der Vertreter der Nation auf den Bastillenplatz zu bauen. „Laßt uns, sagte sie eines Tages, unsere Armbänder, unser Gold, unsere Juwelen hingeben, um den Grund dieses Gebäudes zu legen und es verschönern zu können. Ich will mit dem Beispiele vorangehen“ und sie legte ihren Schmuck auf der Galerie ab. Ihr Einfluß bei den Aufständen war so groß, daß eine ihrer Geberden die Opfer verurtheilte oder frei sprach. Die Royalisten fürchteten sich davor, ihr zu begegnen.

Zu dieser Zeit ließ sie der Zufall, der oft der Rache des Geschicks zu dienen scheint, dem jungen belgischen Edel=

mann begegnen, der sie verführt hatte. Ihr Blick verrieth ihm, was er Alles zu befürchten hatte. Er wollte diese Gefahr abwenden und bat Théroigne, ihm zu vergeben „Vergebung verlangst du von mir, sagte sie zu ihm, und womit würdest du sie denn bezahlen? Meine Unschuld, meine Ehre ist verloren, meine Familie in Verruf gekommen, meine Geschwister werden von ihren Verwandten mit Spöttereien verfolgt, mein Vater hat mich verflucht, mein Vaterland verbannt, ich gehöre der ehrlosen Klasse der Buhlerinnen an, Blut klebt an meinen Händen und wird sie noch öfter beflecken, mein Andenken wird bei den Menschen Abscheu erregen, mein Name wird die Unsterblichkeit des Fluches erlangen, statt der Unsterblichkeit der Tugend, an der du mich zu zweifeln gelehrt hast! Das ist es also, was du dir willst vergeben lassen. Nun denn, sage mir, kennst du Etwas auf der ganzen Erde, was mir für dies Alles Ersatz geben könnte?" Der Schuldige schwieg. Théroigne besaß nicht den Edelmuth, ihm zu verzeihen. Er kam in den Septembertagen um. Je mehr die Revolution zu blutigen Ereignissen Anlaß gab, desto eifriger nahm sie daran Theil.

Sie konnte nur in der fieberhaften Aufregung leben, welche der Gang der Begebenheiten erzeugte. Indessen wurde bei dem Sturze der Girondisten in ihr das Gefühl der Hochachtung wieder rege, das sie zu Anfang in Bezug auf Brissot gehabt hatte. Auch sie wollte die Revolution in ihrem Laufe aufhalten. Aber es gab Weiber, die unter ihr standen. Diese Weiber, welche die Furien der Guillotine hießen, rissen am 31. Mai der schönen Lüttichern die Kleider ab und peitschten sie öffentlich auf der Terrasse des Tuileriengartens. Diese Strafe, welche schmählicher war, als der Tod, wirkte so auf sie ein, daß sie den Verstand verlor. Sie wurde in einem Irrenhause in eine Zelle eingeschlossen und lebte dort noch zwanzig Jahre. Diese zwanzig Jahre waren gleichsam ein beständiger Wuthanfall. Die unklaren Vorstellungen, deren sie noch fähig war, ließen sie unzüchtige und blutdürstige Aeußerungen ausstoßen; nie wollte sie, in Folge der ihr angethanen Beschimpfung wieder Kleider anziehen. Nackt, mit wild herabhängenden, weißen Haaren schleppte sie sich auf dem steinernen Fußboden ihrer

Zelle herum und klammerte sich mit ihren abgemagerten Armen an die Eisenstäbe ihres Fensters an. Von dort aus hielt sie Anreden an das Volk, das sie vor sich zu haben glaubte, und forderte Suleau's Blut.)

XII.

Hinter Théroigne von Méricourt marschirten weniger bekannte Demagogen von Paris, die aber schon in dem Stadtbezirke, in dem sie wohnten, berühmt waren, wie Rossignol, ein Goldarbeiter; Brierre, ein Weinhändler; Gonor, ein Bastillenstürmer; Jourdan, der Kopfabhacker; der berüchtigte polnische Jacobiner Lazouski, der später vom Volke auf dem Carrouselplatze begraben wurde; endlich Henriot, später General und Vertrauter des Convents. Als die Reihen weiter in Paris vordrangen, stießen auf ihrem Wege immer neue Haufen dazu, die aus den auf die Boulevards oder die Quais auslaufenden Straßen hervorkamen. Jedesmal, wenn ein solcher Haufe sich mit den andern vereinigte, ertönte ein tausendstimmiges Freudengeschrei; Militairmusik spielte dazu die Melodie des schändlichen Ça ira, dieser Marseillaise der Mörder. Die Aufrührer sangen das Lied und schwenkten ihre Waffen, indem sie mit drohenden Bewegungen nach den Fenstern hindeuteten, wo nach ihrer Meinung Aristokraten wohnten.

Diese Waffen glichen in keiner Weise den blinkenden Waffen einer regelmäßigen Armee, die zu gleicher Zeit Schreck und Bewunderung entstehen lassen; es waren die sonderbaren, seltsamen Waffen, wie sie das Volk im ersten Augenblicke ergreift, wenn es sich zur Vertheidigung erhebt, oder sich seiner Wuth überläßt. Piken, stumpfe Lanzen, Bratspieße, Messer mit langen Griffen, Zimmeräxte, Maurerhämmer, Schuhmacherkneife, Bügeleisen, Sägen, Feuerböcke, Schaufeln, Zangen, das gewöhnlichste Hausgeräth des Armen, das alte auf den Quais ausgestellte Eisenzeug; aus Allem hatte das Volk sich Waffen gemacht. Diese verschiedenartigen, rostigen, schmuzigen Waffen, von denen jede den Gegner auf eine andere Art zu treffen geeignet war, schienen das Schreckliche des Todes, mit dem sie drohten, noch dadurch zu vermehren, daß sie anzeigten, wie er durch

sie auf tausendfach grausame und ungewohnte Weise gegeben werden konnte. Ein Gemisch der Geschlechter, des Alters, des Standes, der Kleidung, Lumpen neben Uniformen, Greise neben jungen Leuten, Kinder selbst, die von ihren Müttern getragen, oder an der Hand geführt wurden, oder die sich an die Kleider ihrer Väter festhielten; öffentliche Dirnen in schmuzigen seidenen Kleidern, mit frechen Gesichtern und schmähende Worte ausstoßend; Hunderte von Frauen aus dem Volke, die um den Haufen zu vergrößern und um Mitleiden zu erregen, aus den dumpfen Wohnungen der Vorstädte zusammengeholt worden waren und die, mit zerlumpten Kleidern aus Trödelbuden bekleidet, mit magern vor Elend eingefallenen Gesichtern, mit hohlen Augen, ein wahres Bild des Hungers einherzogen; das Volk endlich, das in Unordnung und Verwirrung hin- und herwogte, ganz wie es unvermuthet aus seinen Häusern, seinen Werkstätten, seinen engen Dachkammern, aus verrufenen Orten, aus seinen Höhlen hervorgerufen worden war — das war der Anblick, den diese Menge darbot und der, wie die Verschworenen beabsichtigten, Schrecken einflößen sollte.

Hier und da flatterten Fahnen mitten im Zuge. Auf der einen stand geschrieben: Die Bestätigung oder der Tod! Auf einer andern: Wiederberufung der patriotischen Minister! Auf einer dritten: Zittere, Tyrann, deine Stunde ist gekommen! Ein Mann mit bloßen Armen trug einen Galgen, an dem das Bild einer gekrönten Frau hing, mit der Inschrift: Nehmt euch vor der Laterne in Acht! Etwas weiter trugen einige scheußliche Weiber eine kleine Guillotine; auf einer Tafel stand, wozu sie gebraucht werden solle: Nationaljustiz gegen die Tyrannen; Tod dem Veto und seiner Frau. Mitten unter dieser anscheinenden Unordnung ließ sich bemerken, wie insgeheim eine gewisse Ordnung aufrecht erhalten wurde. Einige Männer in Jacken oder zerlumpten Kleidern, aber mit feiner Wäsche versehen und mit weißen Händen, trugen Hüte auf dem Kopfe, auf denen mit weißer Kreide Erkennungszeichen mit großen Buchstaben geschrieben standen. Der Zug richtete seinen Marsch ein, wie sie es angaben, und folgte ihnen.

Der größte Theil der Haufen strömte durch die Straße Saint-Antoine und durch die im Mittelpunkte von Paris befindlichen Seitenstraßen bis zu der Straße Saint-Honoré. Er zog die Bevölkerung dieser Bezirke mit sich fort. Je größer dieser Zug ward, desto wilder wurden seine Aeußerungen. Ein Haufen Fleischergesellen schloß sich an sie an; jeder dieser kräftigen Leute trug auf der Spitze einer Pike das durchstochene noch blutige Herz eines Kalbes mit der Umschrift: Aristokratenherz. Nicht weit davon erhoben zerlumpte Hadernsammler eine Lanze, von der Stücke zerrissener Kleider herabflatterten, mit den daran befestigten Worten: Zittert, Tyrannen, die Sansculottes sind da. Die Beleidigung, welche die Aristokraten gegen den ärmern Theil der Bevölkerung gerichtet hatten, war von diesem aufgenommen worden und wurde so zu einer Waffe des Volks gegen die Reichen.

Drei Stunden lang durchzog diese Armee die Straße Saint-Honoré; bald herrschte ein schauerliches Schweigen, das nur von dem Geräusch unterbrochen wurde, welches die Tritte so vieler Tausende auf dem Straßenpflaster verursachten, und das wie ein schreckliches Zeichen des verhaltenen Zornes der Massen erschien, bald ließen sich einzelne Stimmen, beleidigende Ausrufe, schändliche Spottreden unter lautem Gelächter der Menge hören; bald erhob sich dumpfer, verwirrter Lärm aus dieser, wie die Wellen eines Meeres sich fortdrängenden Menschenmasse, der bis zu den Dächern erschallte, und nur die letzten Sylben des anhaltenden Geschreis: Es lebe die Nation! Es leben die Sansculottes! Nieder mit dem Veto! konnten vernommen werden; das Getümmel drang bis in den Saal der Reitbahn, wo die gesetzgebende Versammlung in diesem Augenblicke ihre Sitzung abhielt. Die Spitze des Zuges hielt an den Thüren an; die Haufen drangen in den Hof der Feuillants, den Hof der Reitbahn und in alle Gänge, die zum Saale führten, ein. Diese Höfe und Gänge standen auf dem freien Platze, der sich jetzt vom Garten der Tuilerien bis zur Straße Saint-Honoré erstreckt. Es war zwölf Uhr.

XIII.

Roederer, Procureur-Syndic des Directoriums des Departements, was 1792 der Stellung des Präfecten von Paris entsprach, war in diesem Augenblicke an den Schranken der Versammlung gegenwärtig. Roederer, Anhänger der Constitution, Schüler Mirabeau's und Talleyrands, war muthiger Gegner der Anarchie. Er fand, daß die Constitution ihm möglich machte, seine Treue gegen das Volk mit seiner aufrichtigen Ergebenheit an den König in Einklang zu bringen; er wollte diese Constitution mit allen Waffen des Gesetzes, welche die Empörung noch nicht aus seiner Hand gerissen, zu vertheidigen suchen. „Bewaffnete Haufen drohen, den Saal der Volksvertreter, die Wohnung des Königs zu verletzen, — sagte Roederer; — die Berichte dieser Nacht sind beunruhigend; der Minister des Innern verlangt von uns, ohne Verzug Truppen zur Vertheidigung des Schlosses zu entsenden. Das Gesetz verbietet bewaffnete Zusammenrottungen. Und doch schreiten die Haufen vorwärts. Sie verlangen hereingelassen zu werden; aber wenn Sie selbst das Beispiel geben, und ihnen den Eintritt zu Ihnen gestatten, was wird dann aus der Kraft des Gesetzes in unsern Händen? Wenn Sie es aufheben, würde Ihre Nachsicht alle öffentliche Gewalt vernichten, die sich in den Händen der Magistratspersonen befindet. Wir verlangen, damit beauftragt zu werden, alle unsere Pflichten zu erfüllen; möge uns die Verantwortlichkeit gelassen werden, und möge nichts unsere Verpflichtung, für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zu sterben, verringern!" Diese eines Kanzlers L'Hôpital oder eines Mathias Molé würdigen Worte werden von der Versammlung mit Kälte aufgenommen, von den Galerien verhöhnt und verspottet. Vergniaud weist sie mit heuchlerischer Freundlichkeit zurück.

„Allerdings, sagt der Redner, den ein Jahr später bewaffnete Haufen der Rednerbühne entreißen sollten, allerdings hätten wir vielleicht besser daran gethan, keine bewaffneten Männer zuzulassen; denn wenn heute das Bürgerthum die guten Bürger hierherführt, kann morgen die

Aristokratie ihre Janitscharen herbringen. Aber der Irrthum, den wir uns bis jetzt haben zu Schulden kommen lassen, rechtfertigt den Irrthum des Volks. Die Versammlungen, welche bis jetzt stattgefunden haben, scheinen durch das Stillschweigen des Gesetzes gebilligt worden zu sein. Es ist wahr, daß der Magistrat die Mittel verlangt, um sie zu unterdrücken. Was sollen Sie unter solchen Umständen thun? Ich glaube, daß es eine zu weit getriebene Strenge wäre, wenn man in Bezug auf einen Fehler unerbittlich sein wollte, dessen Princip in Ihren Beschlüssen sich vorfindet: es hieße die Bürger beleidigen, welche in diesem Augenblicke verlangen, Ihnen ihre Huldigungen darzubringen, wenn man ihnen schlechte Absichten beilegte. Man sagt, daß diese Bürger eine Adresse auf das Schloß bringen wollen; ich glaube nicht, daß sie verlangen, mit ihren Waffen bei dem Könige eingeführt zu werden; ich glaube, daß sie sich nach den Gesetzen richten und ohne Waffen, nur als Ueberbringer einer Bittschrift hingehen werden. Ich trage darauf an, daß die Bürger, die sich vereinigt haben, um vor uns vorbeizuziehen, auf der Stelle eingelassen werden."

Ueber diese hinterlistigen oder feigen Worte empört, traten Dumolard und Ramond entschieden dagegen auf, daß die Versammlung sich so schwach zeigen, oder ihre Billigung zu erkennen geben solle. „Die schönste Huldigung, welche Sie dem Volke von Paris darbringen können, — ruft Ramond aus —, ist, daß Sie es seinen eigenen Gesetzen gehorchen lassen. Ich verlange, daß die Bürger die Waffen niederlegen, ehe sie vor uns gelassen werden. — Wie können Sie von Ungehorsam gegen das Gesetz sprechen, erwidert Guadet, da Sie selbst so oft dagegen gehandelt haben? Sie würden eine schreiende Ungerechtigkeit begehen, Sie würden jenem römischen Kaiser gleichen, der, um Schuldige zu finden, die Gesetze so dunkel ausdrücken ließ, daß Niemand sie verstehen konnte."

Bei diesen Worten tritt die Deputation der Aufrührer in den Saal ein und wird von der Versammlung theils mit Beifallsbezeigungen, theils mit Aeußerungen des Unwillens empfangen.

XIV.

Huguenin, der Sprecher der Deputation, liest die zu Charenton abgefaßte Petition vor. Er erklärt, daß die Bewohner der Stadt sich erhoben haben, daß sie der gegenwärtigen Lage der Dinge gewachsen sind, daß sie in Bereitschaft stehen, sich derjenigen Mittel zu bedienen, welche die Majestät des Volkes zu rächen im Stande sind. Er beklagt indessen, in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, seine Hände in das Blut Derer zu tauchen, die Verschwörungen anstiften. „Aber die Stunde ist herangenaht, — sagt er, indem er sich den Anschein gibt, als ergebe er sich darein, den Kampf bestehen zu müssen, — Blut wird fließen; die Männer des 14. Juli schlafen nicht, wenn es auch so geschienen hat; ihr Erwachen ist fürchterlich; sprecht und wir werden handeln; das Volk ist da, um seine Feinde zu richten; sie mögen zwischen uns und Coblenz wählen! Sie mögen fortgehen, sie mögen das Land der Freiheit verlassen! Ihr kennt die Tyrannen; der König ist nicht mit euch einverstanden, wir wollen davon keinen andern Beweis, als die Entlassung der patriotischen Minister und die Unthätigkeit der Armee. Ist denn der Kopf des Volks nicht so viel werth, wie der der Könige? Soll denn das Blut der Patrioten ungeahndet fließen, um den Stolz und den Ehrgeiz des treulosen Schlosses der Tuilerien zu befriedigen? Wenn der König nicht handelt, so setzt ihn ab: ein einziger Mann kann nicht dem Willen von fünfundzwanzig Millionen in den Weg treten. Wenn wir ihn aus Rücksichten in seiner Stellung lassen, so geschieht dies nur unter der Bedingung, daß er sie auf constitutionelle Weise ausfülle! Wenn er nicht dabei bleibt, so ist er nichts mehr!.... Und der hohe Gerichtshof zu Orleans? Was macht er? — fährt Huguenin fort; — wo sind die Köpfe der Schuldigen, die er treffen sollte? Sollen wir gezwungen werden, selbst das Schwert zu ergreifen?....“

Diese unheimlichen Worte versetzen die Constitutionellen in Bestürzung und bringen die Girondisten zum Lächeln. Der Präsident antwortet indeß mit Festigkeit, die bei seinen Collegen keine Unterstützung findet. Sie ent-

scheiden, daß das Volk der Vorstädte zugelassen werden und bewaffnet im Saale bei ihnen vorbeiziehen solle.

XV.

Sobald dieser Beschluß gefaßt worden ist, gehen die Thüren, welche von der Menge umlagert werden, auf und gestatten den dreißigtausend Anhängern der Petition den Eintritt. Während dieses langen Vorübergehens spielt die Musik die Carmagnole und das Ça ira, diese Sturmmärsche des Aufruhrs. Die Weiber, welche Säbel führen, schwenken sie nach den Galerien zu, die mit den Händen klatschen; sie tanzen vor einer steinernen Tafel, auf welcher die Rechte des Menschen geschrieben stehen, wie die Israeliten vor der Bundeslade. Die nämlichen Fahnen, die nämlichen abschreckenden Inschriften, die auf der Straße getragen worden sind, entweihen das Haus der Gesetze. Die zerlumpten Hosen, die Guillotine, der Galgen mit dem daran hängenden Bilde der Königin ziehen ungehindert an der Versammlung vorüber, einige von den Deputirten lassen Beifallsbezeigungen hören, andere wenden sich ab, oder bedecken ihr Gesicht mit den Händen; einige, die muthiger sind, stürzen sich auf den zu, der das blutige Herz trägt, und bringen ihn theils durch Bitten, theils durch Drohungen dahin, sich mit diesem Zeichen des Mordes zu entfernen. Ein Theil des Volks betrachtet mit Ehrerbietung das Haus, das er entweiht, ein anderer ruft im Vorbeiziehen die Vertreter der Nation an, und scheint sich über ihre Erniedrigung zu freuen. Das Geklirr der sonderbaren Waffen, welche die Menge trägt, das Geräusch, das die mit Eisen beschlagenen Schuhe auf dem steinernen Fußboden hervorbringen, das Gekreisch der Weiber, das Geschrei der Kinder, der sich immer wiederholende Ruf: Es lebe die Nation! die patriotischen Gesänge, der Klang der Musik betäuben die Ohren. Der Anblick der Lumpen sticht gegen den Marmor, die Bildsäulen, die Verzierungen des Saales ab. Die Ausdünstung des vorüberziehenden schmuzigen Haufens verdirbt die Luft und erschwert das Athemholen. Es schlug drei Uhr, als endlich die letzten Nachzügler den Saal verließen. Der Präsident beeilte sich, in Erwartung baldiger Ausbrüche der

Ausgelassenheit des Volkes die Sitzung einstweilen aufzuheben.

XVI.

In den Höfen der Tuilerien und in dem Garten waren bedeutende Streitkräfte aufgestellt, um die Vorstädter nicht in die Wohnung des Königs eindringen zu lassen. Drei Linienregimenter, zwei Escadrons Gendarmen, mehrere Bataillone der Nationalgarde und einige Kanonen sollten zur Vertheidigung derselben dienen. Diese Truppen konnten jedoch nur dem Anscheine nach als wirkliche Streitkräfte gelten, denn sie waren unentschlossen und von aufrührerischer Gesinnung. Das beständige Rufen: Es lebe die Nation! das Zuwinken der Empörer, der Anblick der Weiber, die durch das eiserne Gitter hindurch ihre Arme nach den Soldaten ausstreckten, die Gegenwart der Municipalbeamten, die durch ihr Verhalten eine verächtliche Neutralität gegen den König anzeigten — Alles machte bei den Truppen den Entschluß, Widerstand zu leisten, wankend; sie sahen auf beiden Seiten die Uniformen der Nationalgarden. Sie wußten nicht mehr, ob es ihre Pflicht sei, sich zum Volke, dessen Gesinnungen sie theilten, zu halten oder zum Schlosse, in welchem, wie es hieß, nur auf Verrath gesonnen wurde. Umsonst theilte ihnen Röderer, das unerschrockene Organ der Constitution, umsonst die höheren Offiziere der Nationalgarde, wie unter andern Acloque und Romainvilliers, das Gesetz mit, welches ihnen ausdrücklich auferlegte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Versammlung ging ihnen mit dem Beispiele voran, mit den Aufrührern gemeinschaftliche Sache zu machen; der Maire Péthion entzog sich seiner Verantwortlichkeit; der König trat nicht handelnd auf und verließ sich auf seine Unverletzlichkeit; die Truppen waren sich selbst überlassen und es konnte nicht fehlen, daß sie den Drohungen und dem Aufruhre Raum geben.

Ungefähr zweihundert Edelleute, der alte Marschall de Mouchy an ihrer Spitze, waren bei der ersten Nachricht, daß dem Könige Gefahr drohe, herbeigeeilt. Es waren eher freiwillig sich darbietende Opfer der alten französischen Ehre, als nützliche Vertheidiger der Monarchie. Aus Besorgniß,

den Argwohn der Nationalgarde zu erregen, hielten sich diese Edelleute, die eher zum Tode, als zum Kampfe bereit waren, in den Gemächern des Königs verborgen. Sie hatten keine Uniform und trugen ihre Waffen unter ihren Kleidern verborgen. Daher kam ihr Name: Ritter des Dolches, unter dem sie dem Hasse des Volks preisgegeben wurden. Sie waren insgeheim aus den Provinzen gekommen, um ihrem unglücklichen Gebieter im Augenblicke der höchsten Bedrängniß beizustehn. Sie kannten sich gegenseitig nicht, und waren nur mit einer Karte versehen, die ihnen Eintritt in den Palast verschaffte, wohin sie zur Zeit der Gefahr eilten. Zehntausend hätten es sein müssen und es waren nur zweihundert: sie waren die Reserve der Treue. Sie erfüllten ihre Pflicht, ohne ihre geringe Zahl in Anschlag zu bringen; sie reinigten den französischen Adel von dem Flecken, welchen die Fehler und die Entweichung der Emigrirten auf ihn gebracht hatten.

XVII.

Der Zug hatte sich, nachdem er die Versammlung verlassen, in gedrängten Reihen nach dem Carrouselplatz begeben. Santerre und Alexandre an der Spitze ihrer Bataillone führten ihn an. Eine dichte Masse Aufrührer folgte durch die Straße Saint Honoré. Die andern vereinzelten und von der Hauptmasse getrennten Haufen füllten die Höfe der Reitbahn und der Feuillants an und suchten sich durch einen der Ausgänge zu drängen, der von diesen Höfen aus in den Garten führte. Ein Bataillon der Nationalgarde hielt dieses Gitter besetzt. Die Schwachheit oder die Nachgiebigkeit eines Municipalbeamten gestattet ihnen hier den Einlaß; das Bataillon zieht sich bis nahe an das Schloß zurück. Die Menge geht quer durch den Garten; indem sie bei dem Bataillon vorüberzieht, begrüßt sie es mit dem Rufe: Es lebe die Nation! und fordert sie auf die Bajonnette von den Flinten abzunehmen. Die Bajonnette werden abgesteckt; die Haufen gehen durch die nach dem Pont Royal zu gelegne Thüre wieder hinaus und drängen sich nach den Einlaßpforten, welche den Carrouselplatz nach der Seite der Seine schlossen. Die an diesen Einlaßpforten befindliche

Wache gibt ebenfalls nach, läßt eine Anzahl Aufrührer ein und schließt wieder zu. Diese Männer, durch den Marsch erhitzt, durch die Gesänge, den Beifall der Versammlung, durch die Trunkenheit aufgeregt, verbreiten sich mit lärmendem Geschrei in den Höfen des Schlosses. Sie laufen an die Hauptthore, belagern die Posten, die sie vertheidigen, rufen ihren außen stehenden Gefährten zu und rütteln an dem Königsthore. Der Munizipalbeamte Panis befiehlt, es aufzumachen.

Der Carrouselplatz steht den Massen offen; sie scheinen einen Augenblick bei dem Anblicke der gegen sie gerichteten Kanonen und der in Schlachtordnung aufgestellten Escadrons Gendarmen betroffen zu zaudern. Saint Prix, der Kommandant der Artilleristen, wird durch das Volk von seinen Geschützen getrennt und läßt dem unter ihm kommandirenden Offiziere den Befehl zukommen, sich mit den Kanonen bis an das Thor des Schlosses zurückzuziehen. Dieser weigert sich, Gehorsam zu leisten. „Das Carrousel ist genommen, sagt er mit lauter Stimme. Das Schloß muß auch genommen werden. Hierher, Kanoniere, dort ist der Feind!“ Er zeigt nach den Fenstern des Königs hin, läßt die Geschütze umwenden und gegen das Schloß richten. Die Truppen, durch das Beispiel der Artillerie verführt, bleiben zwar in Linie stehen, streuen aber vor den Augen des Volkes, zum Zeichen, daß sie gemeinschaftliche Sache mit ihm machen, das Zündkraut ihrer Flinten auf die Erde und lassen den Aufrührern den Weg frei.

Der Kommandant der Nationalgarde, der dies mit ansieht, ruft vom Hofe aus seinen Grenadieren, die er an den Fenstern des Saales der Garden erblickt, zu, die Waffen zu ergreifen, um die Treppe zu vertheidigen. Die Grenadiere, anstatt zu gehorchen, gehen auf der andern Seite, nach dem Garten zu, aus dem Palaste. Santerre, Théroigne und Saint-Huruge stürzen sich auf das Thor des Palastes zu. Die verwegensten und stämmigsten Männer aus ihrer Umgebung drängen sich in den vom Carrousel nach dem Garten zuführenden Bogengang; sie stoßen ungestüm die Artilleristen zurück, bemächtigen sich einer Kanone, machen sie von der Laffette los und tragen sie auf ihren Schultern in den oben

neben der großen Treppe befindlichen Saal der Garden. Diese erstaunliche That macht die Menge immer verwegener, sie dringt in den Saal ein und verbreitet sich wie ein Strom in allen Gängen des Schlosses. Alle Thüren wanken; die Menge stemmt sich dagegen und drückt sie mit den Schultern ein oder sprengt sie mit Aexten auf. Mit großem Geschrei verlangt sie den König zu sehn; nur noch durch eine einzige Thüre wird er von ihr getrennt; die Thüre gibt nach und der Augenblick läßt sich ersehen, wo sie von den Brechstangen und den Pikenstößen der Stürmenden aufgesprengt werden wird.

XVIII.

Der König, der sich auf Péthions Versprechungen und die in der Nähe des Palastes aufgestellten Streitkräfte verließ, hatte ohne Besorgniß den Zug herannahen sehen.

Der plötzlich gegen sein Schloß gerichtete stürmende Angriff hatte ihn aus seiner Ruhe aufgeschreckt. Er hatte sich mit der Königin, der Prinzessin Elisabeth und seinen Kindern in die inneren nach dem Garten zu gelegenen Gemächer der Tuilerien zurückgezogen und hörte dort das dumpfe Geräusch der näher kommenden Massen an, ohne sich vorzustellen, daß sie sich so bald gegen ihn richten würden. Das Rufen der bestürzten Diener, die nach allen Seiten hin fliehen, das Krachen der Thüren, die zersplittert auf den Fußboden hinfallen, das Toben des immer näher kommenden Volks versetzen mit einem Male die königliche Familie in den größten Schrecken. Sie war in dem Schlafzimmer des Königs vereinigt. Der König vertraut mit einem Winke die Königin, seine Schwester, seine Kinder den Offizieren und den Frauen, die sie umgeben, an und eilt allein dem Lärm nach in den Rathssaal. Dort findet er den treuen Marschall Mouchy, der seinem Gebieter die letzten Tage seines langen Lebens anbietet, d'Hervilly, Kommandanten des Bataillons der constitutionellen Garde zu Pferde, die wenige Tage vorher verabschiedet worden war; den edeln Acloque, Kommandanten des Bataillons der Vorstadt Saint-Marceau, der anfänglich gemäßigter Republikaner gewesen war, den aber Ludwig's XVI. Tugenden

dahin gebracht hatten, sein Freund zu werden, und der vor Verlangen glühte, für ihn zu sterben; Lecrosnier, Bridaut, Gossé, drei wackere Grenadiere des Bataillons der Vorstadt Saint-Martin, die allein nicht dem Strome gefolgt und auf ihrem Posten im Innern des Palastes zurückgeblieben sind, die den König suchen, um ihn mit ihren Bajonnetten zu schützen, Männer aus dem Volke, dem Hofe fremd, die allein ihrem Gefühle der Pflicht und ihrer Anhänglichkeit folgen, und in dem Könige nur den Menschen vertheidigen.

In dem Augenblick, in welchem der König in diesen Saal eintrat, erzitterten die Thüren des daneben befindlichen Saales der Adligen unter den Stößen der Stürmenden. Der König eilt darauf zu und bietet sich der Gefahr dar. Die Fächer der Thüren fallen zersplittert zu seinen Füßen nieder; Lanzenspitzen, eisenbeschlagene Stöcke, Piken dringen durch die Oeffnungen. Wuthgeschrei, Flüche, Verwünschungen begleiten die Schläge der Aexte. Der König befiehlt mit fester Stimme zwei ergebenen Kammerdienern, Hue und Marchais, die an seiner Seite stehen, die Thüren zu öffnen. „Was kann ich unter meinem Volke zu befürchten haben?“ sagte er, indem er muthig auf die Stürmenden zuschreitet.

Diese Worte, das Vortreten, die heitere Miene des Königs, die seit Jahrhunderten herstammende Ehrerbietung vor seiner geheiligten Person thun dem Ungestüm der Andringenden Einhalt. Sie scheinen zu überlegen, ob sie die Schwelle überschreiten sollen, zu der sie den Zugang erbrochen haben. Der Marschall v. Mouchy, Acloque, die drei Grenadiere, die beiden Diener benutzen diesen Augenblick, um den König einige Schritte rückwärts thun zu lassen und um sich zwischen ihn und das Volk zu stellen. Aber die außen nachdringende Menge wächst immer mehr und stößt die zunächst stehenden vorwärts. Der erste, der hereintritt, ist ein Mann in zerlumpter Kleidung mit bloßen Armen, stieren Augen, mit schäumendem Munde. „Wo ist Veto?“ ruft er, indem er einen langen, mit einer eisernen Spitze versehenen Stock gegen die Brust des Königs kehrt. Einer der Grenadiere schlägt mit seinem Bajonnette den Stock nieder und drängt den Arm des Wüthenden zurück. Der Räuber fällt vor die Füße des Bürgers; diese kräftige That

macht Eindruck auf seine Gefährten. Sie treten den Gefallnen unter ihre Füße. Die Piken, die Beile, die Messer senken sich und werden zurückgezogen. Die Majestät der Person des Königs gewinnt einen Augenblick die Oberhand. Die Menge bleibt in einiger Entfernung vom Könige stehen, und zeigt eher rohe Neugierde, als Wuth.

XIX.

Unterdessen stellen sich einigen Offizieren der Nationalgarde, welche die dem Könige drohende Gefahr herbeieilen läßt, mit den wackern Grenadieren auf und es gelingt ihnen, dem Könige etwas mehr Raum zu verschaffen. Ludwig XVI., der nur darauf denkt, das Volk von den Gemächern, in welchen er die Königin zurückgelassen hat, entfernt zu halten, läßt hinter sich die Thüre des Rathssaales schließen. Er sucht hierauf die Menge mit sich in den Saal des Oeil de Boeuf zu ziehen, indem er als Vorwand angibt, daß dieser größer sei, und darum einer größern Anzahl von Bürgern ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen möglich mache. Es gelingt ihm; er sieht sich von den lärmenden Haufen umgeben und ist froh darüber, sich nur allein den drohenden Waffen aller Art, die Tausende von Armen um ihn herum in der Luft hin- und herschwenken, ausgesetzt zu sehen. Aber wie er sich umwendet, erblickt er seine Schwester, die Prinzessin Elisabeth, welche die Arme nach ihm ausstreckt und auf ihn zueilen will.

Sie hatte sich von den Frauen losgerissen, welche die Königin und die Kinder in dem Schlafgemache zurückhielten. Sie liebte ihren Bruder auf das Zärtlichste und wollte in seinen Armen sterben. Jung, von ausnehmender Schönheit, wurde sie am Hofe wegen ihres frommen Lebenswandels und ihrer leidenschaftlichen Anhänglichkeit an den König fast wie eine Heilige angesehen; sie hatte auf alle andere Liebe verzichtet, um sie einzig ihrer Familie zuzuwenden. Mit aufgelöstem Haar, mit in Thränen schwimmenden Augen, streckt sie ihre Arme nach dem König aus und bietet ein Bild erhabener Verzweiflung dar. „Da ist die Königin,“ schreien einige Weiber aus den Vorstädten. Dieser Name, in einem solchen Augenblicke ausgesprochen, galt so

viel wie ein Todesurtheil. Voll Wuth stürzten einige aus dem Haufen mit gehobenen Armen auf die Schwester des Königs zu; sie wollen sie treffen, da benehmen ihnen die Offiziere ihren Irrthum. Der verehrte Name der Prinzessin Elisabeth läßt sie die Waffen senken. „Ach! was thun Sie, ruft die Prinzessin schmerzlich aus, lassen Sie sie bei dem Glauben, daß ich die Königin bin! Ich hätte sie vielleicht gerettet, wenn ich an ihrer Stelle gestorben wäre!“ Bei diesen Worten trennt das Gedränge die Prinzessin gewaltsam von ihrem Bruder und zieht sie in eine Fensterbrüstung, wo die Menge, die sie dort eingeschlossen hält, sie wenigstens mit Achtung betrachtet.

XX.

Der König war bis zu der tiefen Fensterbrüstung in der Mitte des Saals gekommen. Acloque, Vannot, d'Hervilly, ungefähr zwanzig Freiwillige und Nationalgardisten deckten ihn mit ihrem Leibe. Einige Offiziere ziehen den Degen. „Stecken Sie Ihre Degen wieder ein,“ sagt ihnen der König ruhig, „diese Menge ist eher irre geleitet als schuldig.“ Er steigt auf einen neben dem Fenster befindlichen Sitz; die Grenadiere stellen sich an seine Seite, andere vor ihn. Sie wehren die Stöcke, die Sensen, die Piken, die über die Köpfe der Menge herausstarren, ab, oder sie schlagen sie weg. Schreckliches verwirrtes Geschrei erhebt sich aus der aufgeregten Menge. „Nieder mit dem Veto! Das Lager bei Paris! Gebt uns die patriotischen Minister wieder! Wo ist die Oestreicherin?“ Jeden Augenblick drängten sich einzelne wie wüthend aus dem Haufen heraus und stießen ganz in der Nähe Beleidigungen und Todesdrohungen gegen den König aus. Da sie nicht durch die ihnen entgegenstarrenden Bajonnette bis zu ihm herandringen konnten, so schwenkten sie vor seinen Augen ihre abscheulichen Fahnen mit ihren schrecklichen Inschriften, die zerrissenen Hosen, die Guillotine, das blutige Herz, den Galgen herum. Einer von ihnen nahm immer wieder von neuem einen Anlauf, um mit einer Pike in der Hand bis zu dem König heranzudringen. Es war der nämliche Blutmensch, der zwei

Jahre früher mit seinen Händen Berthier's und Foulon's abgeschlagne Köpfe in einem Eimer gewaschen, sie dann an den Haaren auf den Quai de la Ferraille gebracht und dem Volke zugeworfen hatte, um sie als Sammelzeichen des Blutdursts zu brauchen und zu neuem Morden zu reizen.

Ein junger Mann mit blonden Haaren in anständiger Kleidung stürmte unaufhörlich auf die Grenadiere los und zerstach sich an ihren Bajonnetten, die er um Platz zu bekommen, bei Seite schob, die Finger. „Ich fordre Sie,“ schrie er mit heftigen Geberden dem Könige zu, „im Namen der Hunderttausend, die mich umgeben auf, den Beschluß gegen die Priester zu bestätigen! Dies oder der Tod.“

Andere Männer aus dem Volke, die zwar auch mit bloßen Säbeln, mit Degen, mit Pistolen oder Piken bewaffnet waren, machten keine drohende Bewegung und steuerten den Angriffsversuchen, die dem Könige hätten gefährlich werden können. Auf den meisten Gesichtern ließ sich sogar Ausdruck von Ehrerbietung und Schmerz bemerken. Bei dieser Heerschau der Revolution zeigte sich das Volk furchtbar, aber es stellte sich nicht Mördern gleich. Eine gewisse Ordnung begann auf den Treppen und in den Sälen zu herrschen. Von den Nachfolgenden gedrängt, strömten die Haufen, nachdem sie den König betrachtet und ihn Drohungen hatten hören lassen, in die übrigen Gemächer und durchzogen im Triumphe den *Palast des Despotismus*.

Der Fleischer Legendre trieb, um sich Platz zu machen, Weiber und Kinder vor sich her, die schon oft bei dem Klange seiner Stimme gezittert hatten. Er gibt ein Zeichen, daß er sprechen will. Es entsteht allgemeines Stillschweigen. Die Nationalgardisten machen etwas mehr Platz, damit er zum König sprechen kann. „Mein Herr“, sagt er zu ihm mit donnernder Stimme; der König macht bei diesem Worte, welches so viel bedeutet, als ob ihm die Krone genommen worden wäre, eine Bewegung, die anzeigt, daß er sich in seiner Würde beleidigt fühlt. „Ja, mein Herr“, sagt Legendre von neuem, indem er noch mehr Nachdruck darauf legt, „hören Sie uns an; Sie sind dazu da, um uns anzuhören! Sie sind ein treuloser Mann! Sie haben uns immer hintergangen! Sie hintergehen uns immer noch! Aber nehmen

Sie sich in Acht, das Maß ist voll. Das Volk ist es überdrüssig, Ihr Spielzeug und Ihr Opfer zu sein.“ Nachdem Legendre diese drohenden Worte ausgesprochen, verlas er eine Petition, die in gebieterischen Ausdrücken abgefaßt war und in der er im Namen des Volkes die Wiederberufung der girondistischen Minister und die unmittelbare Bestätigung der Beschlüsse verlangte. Der König antwortete mit Würde und Unerschrockenheit: „Ich werde thun, was mir die Constitution zu thun gebietet.“

XXI.

Kaum machten die, welche im Saale standen, sich bereit, ihn zu verlassen, so wurden sie von Andern ersetzt, die sich hinter ihnen herdrängten. Bei jedem neuen Einzuge solcher Haufen nahmen die Kräfte des Königs und seiner wenigen Vertheidiger immer mehr ab, da sie stets wieder von neuem gegen die Menge anzukämpfen hatten. Die Thüren reichten nicht mehr zu, um die Tausende einzulassen, welche ungeduldige Neugier herbeitrieb, um diese gleichsam am Pranger stehende Monarchie mit anzusehn. Sie drangen durch das Dach und durch die Fenster, durch die nach den Terrassen gehenden Galerien ein. Unzählige Zuschauer im Garten belustigten sich damit, sie klettern zu sehn. Das Händeklatschen, das Bravorufen, das Gelächter der außenstehenden Menge ermuthigte die, welche auf solche Weise ins Schloß drangen. Schreckliche Gespräche wurden laut zwischen den Aufrührern oben im Schlosse und den ungeduldig im Garten Stehenden geführt. „Ist er getroffen worden? Ist er todt? Werft uns die Köpfe herunter,“ schrien eine Menge Stimmen. Mitglieder der Versammlung, girondistische Journalisten, Männer von politischer Bedeutung, Garat, Gorsas, Marat mischten sich unter die Menge, und machten Späße über dieses Märtyrerthum der Schmach, das der König zu ertragen hatte. Einmal verbreitete sich das Gerücht, er wäre ermordet.

Nicht ein einziger Ausruf des Schreckens ließ sich in der versammelten Menge hören. Jeder sah nach dem Balcon hinauf, ob vielleicht der Leichnam gezeigt werden würde. Indessen schien mitten unter diesem wüthenden Treiben bei

der Menge der Wunsch, sich wieder zu versöhnen, wach zu werden. Ein Mann aus dem Volke reichte Ludwig XVI. auf der Spitze einer Pike eine rothe Mütze hin. „Er soll sie aufsetzen; er soll sie aufsetzen!" schrie die Menge; „sie ist das Zeichen des Patriotismus; wenn er sie annimmt, wollen wir an seine Aufrichtigkeit glauben." Der König winkte einem Grenadiere, ihm die rothe Mütze zu geben, und setzte sie lächelnd auf. Es lebe der König! wurde gerufen, das Volk hatte sein Oberhaupt mit dem Zeichen der Freiheit gekrönt; die Mütze der Demagogie ersetzte das Diadem von Rheims. Das Volk war Sieger, es fühlte sich beruhigt!

Aber aufs neue verlangten Sprecher aus dem Volke, die auf die Schultern ihrer Gefährten stiegen, bald mit Bitten, bald mit Drohungen vom Könige die Wiederberufung Roland's und die Bestätigung der Beschlüsse. Ludwig XVI., der unerschütterlich bei seinem constitutionellen Widerstande blieb, gab beständig ausweichende Antworten oder verweigerte es, den Forderungen der Aufrührer Gehör zu schenken: „Ich bin der Bewahrer der ausübenden Gewalt und werde sie nicht gewaltsamem Andringen preisgeben," antwortete er; „es ist keine passende Zeit zur Berathung, wenn man sich nicht frei berathen kann." — „Ew. Majestät, fürchten Sie sich nicht," sagte zu ihm ein Grenadier der Nationalgarde. — „Mein Freund," erwiderte der König, indem er seine Hand nahm und seiner Brust näher brachte, „lege deine Hand hierher und fühle, ob mein Herz stärker schlägt, wie gewöhnlich." Dieses Betragen, diese Vertrauen und Unerschrockenheit ausdrückenden Worte, die von der Menge gesehen und vernommen wurden, ließen den Sinn der Aufrührer sich ändern.

Ein zerlumpter Mann kam mit einer Flasche in der Hand an den König heran und sagte zu ihm: „Wenn Sie das Volk lieben, so trinken Sie auf seine Gesundheit." Die Personen, welche den König umgaben, beschworen ihn, aus Besorgniß in der Flasche möchte Gift sein, nicht daraus zu trinken. Ludwig XVI. streckte den Arm aus, nahm die Flasche, setzte sie an seine Lippen und trank auf das Wohl der Nation. Diese Vertraulichkeit mit einem Bettler, der in diesem Augenblicke die ganze Masse vertrat, ließ den

König zuletzt populär werden. Aufs neue ertönte der Ruf: Es lebe der König! von allen Seiten, und selbst außerhalb des Saales auf den Treppen; dieser Ruf versetzte die auf der Terrasse des Gartens stehenden Haufen in Bestürzung; sie erwarteten ein Schlachtopfer, und bemerkten mit einem Male, daß die Henker von Rührung ergriffen worden waren.

XXII.

Während der unglückliche Fürst sich so allein gegen ein ganzes Volk wehrte, erlitt die Königin in dem daranstoßenden Saale die nämlichen Beleidigungen, und mußte sich den nämlichen Launen fügen. Weit verhaßter als der König, war sie auch mehr Gefahren ausgesetzt. Die aufgeregten Nationen haben ein Bedürfniß, ihren Haß, wie ihre Liebe zu personifiziren. Marie Antoinette stellte in den Augen des Volks alle Verderbniß der Höfe, allen Stolz des Despotismus, alle Schändlichkeit des Verrathes dar. Ihre Schönheit, ihr jugendlicher Hang zu Vergnügungen, ihre zärtlichen Neigungen, die von der Verleumdung in Ausschweifungen verwandelt wurden, ihre Abstammung aus dem Hause Oestreich, ihr Stolz, der mehr in ihrem Wesen selbst, als in dieser Abstammung seinen Grund fand, ihre vertraute Verbindung mit dem Grafen von Artois, ihre im Verein mit den Emigranten ersonnenen Anschläge, ihr angebliches Einverständniß mit der Coalition, die schändlichen Schmähschriften, die seit vier Jahren gegen sie verbreitet wurden, machten sie zu einem Sühnopfer der öffentlichen Meinung. Die Frauen verachteten sie als eine schuldige Gattin, die Patrioten verabscheuten sie als eine Anstifterin von Verschwörungen, die Politiker fürchteten sie als eine Beratherin des Königs. Der Name: die Oestreicherin, welcher ihr vom Volke gegeben worden war, vereinigte Alles in sich, was ihr Schuld gegeben wurde.

Marie Antoinette kannte den Haß des Volkes gegen ihre Person. Sie wußte, daß, wenn sie an der Seite des Königs erschiene, die Mordlust der Aufrührer angefacht werden würde. Deshalb war sie auch allein mit ihren

Kindern in dem Schlafgemache zurückgeblieben. Der König hoffte, sie würde dort vergessen werden; allein die Frauen, die mit den andern Haufen herbeigezogen waren, suchten vor Allem die Königin und riefen sie schreiend mit Namen, die für eine Frau, eine Mutter, eine Königin auf das Höchste kränkend waren.

Kaum war der König durch die Massen im Saale des Oeil de Boeuf eingeschlossen, so wurden auch die Thüren des Schlafgemachs, wie früher die andern, mit Geschrei belagert und gegen dieselben gestoßen. Aber die hier tobende Menge bestand größtentheils aus Weibern. Ihre Arme waren schwächer und richteten nichts gegen das eichene Getäfel und die schweren Angeln der Thüren aus. Sie riefen die Männer zu Hülfe, welche die Kanonen bis hinauf in den Saal der Garden getragen hatten. Diese eilten herbei. Die Königin steht, ihre beiden Kinder fest an sich drückend, ängstlich horchend da, während das tobende Geschrei vor der Thüre immer ärger wird. Sie hatte nur Hrn. v. Lajard, den Kriegsminister, bei sich, der ihr zwar ergeben war, aber allein keinen Schutz gegen den Haufen bieten konnte, dann noch einige Damen ihres Hauses und die Prinzessin von Lamballe, eine Freundin, welche die guten und die schlechten Tage mit ihr theilte. Die Prinzessin von Lamballe, die Schwiegertochter des Herzogs von Penthièvre und die Schwägerin des Herzogs von Orleans, hatte im Herzen der Königin die Stelle der Gräfin Polignac eingenommen, welche Marie Antoinette lange Zeit mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit geliebt hatte. Die Freundschaft Marie Antoinette's streifte an Verehrung. Das fast kalte Wesen des Königs, der wol Tugenden, aber keine von den angenehmen Eigenschaften eines Gatten besaß, entsprach ihren Gefühlen nicht; vom Volke gehaßt, des Thrones überdrüssig, ließ sie die Ueberfülle ihres Herzens, das nach Gefühl verlangte und doch desselben entbehrte, im vertrauten Umgange mit denen, die sie bevorzugte, ausströmen. Man machte aus solcher Gesinnung eine Beschuldigung gegen sie. Bei der Königin wurde Alles verleumdet, selbst ihre Freundschaft.

Die Prinzessin von Lamballe war mit achtzehn Jahren Witwe geworden; nicht ein Flecken haftete auf ihrem Wandel; ihres Ranges und ihres Vermögens wegen über jede

kleinliche Rücksicht erhaben, liebte sie die Königin nur als Freundin. Je mehr das Misgeschick über Marie Antoinette hereinbrach, desto größern Eifer zeigte sie, ihren Theil davon zu tragen. Als erste Dame des Hofstaates bewohnte sie in den Tuilerien Zimmer, welche neben denen der Königin gelegen waren, und konnte stets Zeuge ihrer Thränen sein und ihre Gefahren theilen. Zuweilen mußte sie nach dem Schlosse von Vernon reisen, um den alten Herzog von Penthièvre zu pflegen. Die Königin, welche die stürmischen Zeiten ahnete, die kommen sollten, hatte ihr einige Tage vor dem 20. Juni einen rührenden Brief geschrieben, in welchem sie die Prinzessin bat, nicht wieder zurückzukehren. Dieser Brief, der nach Ermordung der Prinzessin von Lamballe in ihren Haaren gefunden wurde und der bis jetzt unbekannt geblieben ist, gibt Zeugniß für die Zärtlichkeit der einen und für die Ergebenheit der andern.

„Kommen Sie nicht von Vernon zurück, meine liebe Lamballe, ehe Sie nicht ganz wiederhergestellt sind. Dem guten Herzog von Penthièvre würde es vielen Kummer verursachen, und es ist unser Aller Schuldigkeit, sein hohes Alter und seine Tugenden zu schonen. Ich habe Ihnen so oft gesagt, daß Sie sich in Acht nehmen, und daß Sie, wenn Sie mich lieben, an sich selbst denken sollen. In der Zeit, in welcher wir leben, hat man alle seine Kräfte nöthig. Ach! kommen Sie nicht wieder ..... kommen Sie so spät wie möglich wieder. Es würde Ihrem Herzen zu weh thun; Sie, die Sie mich so zärtlich lieben, würden zu viel über mein Unglück weinen müssen. Diese Tiger, die im ganzen Lande herumziehn, würden wol eine grausame Freude empfinden, wenn sie wüßten, was wir Alles leiden. Leben Sie wohl, meine liebe Lamballe, ich denke nur an Sie, und Sie wissen, ob ich je meine Gesinnung ändern kann."

Die Prinzessin hatte sich dagegen beeilt, sobald wie möglich zurückzukehren. Sie schmiegte sich an die Königin an, als ob sie mit ihr zugleich von demselben Streiche getroffen werden wollte. Neben ihr befanden sich andere muthige Frauen: die Prinzessin von Tarente-Latrémouille, die Damen von Tourzel, von Makau, von Laroche-Aymon.

Herr von Lajard, der vor dem Könige und vor sich selbst für so viele theure oder geheiligte Personen verant-

wortlich war, zeigte die Kaltblütigkeit eines Soldaten; er sammelte in der Eile auf geheimen Gängen, die vom Schlafgemache aus mit dem Innern des Palastes in Verbindung standen, einige Offiziere und einige Nationalgardisten, die sich bei dem Lärm verirrt hatten. Er ließ die Kinder sich neben die Königin stellen, damit ihre Gegenwart und ihre Anmuth die Menge rühren und ihre Mutter schützen sollte. Er machte selbst die Thüren auf. Er stellte die Königin und ihre Frauen in eine Fensterbrüstung. Vor sie ward der schwere Tisch, der bei der Sitzung gebraucht wurde, gezogen, um den Pöbel zu hindern seine Waffen gegen die königliche Familie zu kehren. Einige Nationalgardisten stellten sich auf beiden Seiten und etwas vor dem Tische auf. Die Königin stand da und hielt ihre vierzehnjährige Tochter bei der Hand.

Die Sorge und die Angst, in welcher die königliche Familie seit längerer Zeit lebte, hatten den Zügen dieses Kindes, das, früh ausgebildet, eine edle Schönheit zeigte, einen ernsten und traurigen Ausdruck mitgetheilt. Seine blauen Augen, seine hohe Stirne, seine Adlernase, seine langen blonden Locken erinnerten jetzt, wo die Monarchie zu Ende ging, an die jungen Mädchen Galliens, die be den ersten Dynastien eine Zierde des Thrones gewesen waren. Sie schmiegte sich an ihre Mutter an, als ob ihre Unschuld diese schützen sollte. In den ersten stürmischen Zeiten der Revolution geboren, in Paris während der blutigen Auftritte des 6. Oktobers wie eine Gefangene behandelt, hatte sie das Volk bis jetzt nur während seines lärmenden und wüthenden Treibens kennen gelernt. Der siebenjährige Dauphin saß vor der Königin auf dem Tische. Sein kindliches Gesicht, welches die ganze Schönheit der Bourbonen an sich trug, drückte mehr Staunen, als Schreck aus. Er wandte sich unaufhörlich nach seiner Mutter hin und blickte nach ihren in Thränen schwimmenden Augen, als ob er fragen wollte, ob er Zutrauen zu fassen oder sich zu fürchten habe. So fanden die Haufen, welche aus dem Saale des Oeil de Boeuf hervordrangen die Königin und zogen im Triumphe an ihr vorüber. Die Haltung und das ganze Betragen der Aufrührer ließ jedoch schon bemerken, wie die Festigkeit des Königs und die Beweise des

Vertrauens, die er ihnen gegeben, dazu beigetragen hatten, sie zu beruhigen.

Die wildesten Männer werden der Schwachheit, der Schönheit, der Kindheit gegenüber sanfter. Es konnte nicht fehlen, daß der Anblick einer schönen, gedemüthigten Königin, eines unschuldigen jungen Mädchens, eines Kindes, das den Feinden seines Vaters zulächelte, trotz alles Hasses, mildere Gefühle entstehen ließ. Die Vorstädter zogen stumm, als ob sie sich ihres rohen Betragens schämten, vor dieser Gruppe, welche gedemüthigte Größe vorstellte, vorüber. Einige nur von ihnen, die Feigsten, zeigten bei'm Vorübergehen die lächerlichen oder schrecklichen Sammelzeichen der Empörung. Unwillig zogen ihre Gefährten diese Zeichen mit der Hand nieder und drängten die, welche sie trugen, schnell weiter. Einige blickten den Dauphin freundlich oder mitleidig an, andere lächelten ihm zu, andere sprachen mit ihm auf vertrauliche Weise. Theils schreckliche, theils ehrerbietige Worte wurden von der Menge an das Kind gerichtet. „Wenn Du die Nation liebst," sagte ein Freiwilliger zur Königin, „so setze Deinem Sohn die rothe Mütze auf." Die Königin nahm die rothe Mütze aus seinen Händen und setzte sie selbst dem Dauphin auf. Das Kind erstaunte und sah es wie ein Spiel an. Die Männer klatschten Beifall zu; aber die Weiber, ohne Barmherzigkeit gegen eine Frau, hörten nicht auf, Schmähungen auszustoßen. Schmuzige Reden, die den niedrigen Tummelplätzen des Pöbels entnommen waren, erklangen zum ersten Male in dem Palaste und vor den Ohren dieser Kinder. Ihre Unwissenheit bewahrte sie davor, die schändliche Bedeutung derselben zu begreifen. Die Königin erröthete darüber im ganzen Gesichte, aber ihr beleidigtes Schamgefühl that ihrem unerschrocknen Stolze keinen Eintrag. Man sah, daß sie des Volkes, der Kinder und nicht ihretwegen sich schämte. Ein junges wohlgekleidetes Mädchen von angenehmem Aeußern drang ungestüm vor und stieß schlimmere Schmähungen wie die Andern gegen die Oestreicherin aus. Die Königin, welche davon betroffen wurde, daß die sanften Gesichtszüge dieses Mädchens so im Gegensatz mit ihrem wüthenden Betragen standen, sagte freundlich zu ihr: „Warum hassen Sie mich? Habe ich Sie jemals ohne

mein Vorwissen beleidigt, oder Ihnen etwas Böses zugefügt?" — „Mir selbst, nein," antwortete das Mädchen; „aber Sie machen die Nation unglücklich." — „Armes Kind!" erwiderte die Königin, „dies ist Ihnen vorgeredet worden, und Sie haben sich täuschen lassen. Was soll ich dabei haben, wenn ich das Volk unglücklich mache? Ich bin die Frau des Königs, die Mutter des Dauphin; ich bin Französin allen meinen Gefühlen als Frau und als Mutter nach. Niemals werde ich mein Vaterland wiedersehn! Ich kann nur in Frankreich glücklich oder unglücklich sein. Ich war glücklich, als Sie mich liebten."

Dieser sanfte Vorwurf machte auf das junge Mädchen einen solchen Eindruck, daß sie in Thränen ausbrach. Sie bat die Königin um Verzeihung. „Ich habe Sie nicht gekannt," sagte sie zu ihr, „aber jetzt sehe ich, wie gut Sie sind." In diesem Augenblick drängte sich Santerre durch die Menge. Santerre war von veränderlicher Sinnesart, und obgleich roh, doch nicht ohne Gefühl; sein Betragen war heftig und ungestüm, aber er war leicht zu rühren. Die Vorstädter erschraken, als sie ihn sprechen hörten, und wichen vor ihm zurück. Gebieterisch gab er ihnen mit der Hand das Zeichen, den Saal zu verlassen, und schob selbst Männer und Weiber bei den Schultern zu der dem Saale des Oeil de Boeuf gegenüberstehenden Thüre hinaus. Die Menge fing an sich nach den entgegengesetzten Ausgängen des Palastes hinzuziehn. Im Saale, wo die Königin war, herrschte eine erstickende Hitze. Die Stirn des Dauphin, der noch die rothe Mütze aufhatte, war mit Schweißtropfen bedeckt. „Nehmen Sie doch dem Kinde die rothe Mütze ab," rief Santerre; „Sie sehen ja, daß es vor Hitze umkommt." Die Königin warf Santerre einen Blick zu, wie ihn nur eine Mutter thun kann. Santerre kam näher zu ihr heran, stützte sich mit der Hand auf den Tisch, beugte sich etwas zu ihr hinüber und sagte halblaut: „Sie haben sehr ungeschickte Freunde. Ich kenne welche, die Ihnen bessre Dienste leisten würden." Die Königin schlug die Augen nieder und schwieg. Diese Aeußerung gab den ersten Anlaß zu den geheimen Verbindungen, die sie mit den Agitatoren der Vorstädte anknüpfte. Nachdem diese Männer die Monarchie zum Wanken gebracht hatten, hörten

sie gern die Bitten der Königin an. Es schmeichelte ihrem Stolze, diese Frau, die sie erniedrigt hatten, wieder zu erheben. Mirabeau, Barnave, Danton hatten den Einfluß ihrer Popularität verkauft oder zum Verkauf angeboten. Santerre bot nur sein Mitleiden an.

XXIII.

Die Versammlung hatte bei der Nachricht, daß die Haufen in das Schloß gedrungen, die Sitzung wieder eröffnet. Eine Deputation von vier und zwanzig Mitgliedern wurde zum Schutze des Königs abgesendet. Diese Abgeordneten kamen zu spät und irrten in den Höfen, den Vorsälen, den Treppen des Palastes, die dichtgedrängt voll Menschen standen, herum. Obgleich ihnen der Gedanke widerstrebte, daß gegen die Person des Königs das größte Verbrechen verübt werde, so war es ihnen insgeheim doch gelegen, daß der Hof sich von einer Gefahr lange Zeit bedroht sehen mußte. Sie konnten nicht durch die Menge dringen und ihre Worte verhallten in dem Lärmen, der um sie herum herrschte. Vergniaud selbst, der auf einer der obern Stufen der großen Treppe stand, rief umsonst zur Ordnung, zur Gesetzmäßigkeit, zu constitutionellem Verfahren auf. Die Beredsamkeit, die so gewaltig die Massen in Aufregung bringen kann, ist ohnmächtig, wenn es gilt, sie aufzuhalten. Von Zeit zu Zeit kehrten royalistische Abgeordnete in den Saal zurück, stiegen mit ihrem in Unordnung gebrachten Anzug auf die Rednerbühne und warfen der Versammlung ihre Gleichgültigkeit vor. Unter ihnen machten sich vorzüglich Vaublanc, Ramond, Becquet, Girardin bemerkbar. Mathieu Dumas, La Fayette's Freund, rief aus, indem er nach den Fenstern des Schlosses zeigte: „Ich komme von dort her; der König ist in Gefahr! Ich habe ihn eben gesehn; meine Collegen Isnard und Vergniaud strengen sich umsonst an, das Volk zurückzuhalten. Ja, ich habe den Vertreter der Nation gesehn, wie er beleidigt, bedroht, beschimpft wurde! Ich habe die rothe Mütze auf seinem Haupte gesehen! Ihr seid vor der Nachwelt verantwortlich!“

Mit ironischem Gelächter und mit Gezisch ward ihm

hierauf geantwortet. „Sollte man nicht meinen, die Mütze des Patrioten wäre für das Haupt des Königs ein beschimpfendes Zeichen!“ sagte der Girondist Lasource; „sollte man nicht glauben, wir fürchteten für das Leben des Königs? Wir wollen dem Volk nicht die Beleidigung anthun, ihm Gesinnungen beizulegen, die es nicht hegt. Das Volk bedroht weder die Person Ludwig's XVI. noch die des Kronprinzen. Es begeht keine Ausschweifung, keine Gewaltthat. Nehmt Maßregeln, die zu ruhiger Versöhnung führen.“ Dies war ganz wie Péthion gesprochen, wenn dieser Etwas auf hinterlistige Weise beschönigen wollte. Die Versammlung beruhigte sich bei diesen Worten wieder.

XXIV.

Indessen konnte Péthion selbst sich nicht länger mehr stellen, als ob er von dem Zuge von vierzigtausend Menschen, die sich seit dem Morgen in Paris versammelt hatten, von ihrem Erscheinen in der Nationalversammlung und ihrem Eindringen in die Tuilerien nichts wüßte. Sein langes Ausbleiben erinnerte an La Fayette's Schlaf am 6. Oktober; nur war der eine Mitschuldiger, der andere nicht. Die Nacht kam heran, und in der Dunkelheit konnten Unordnungen und Gewaltthaten stattfinden, welche nicht in der Absicht der Girondisten lagen. Péthion erschien in den Höfen und wurde mit dem Geschrei: Es lebe Péthion! empfangen. Er wurde über den Köpfen der Menge bis oben auf die letzten Stufen der Treppe getragen. Er drang in den Saal, in welchem Ludwig XVI. seit drei Stunden allen möglichen Beschimpfungen ausgesetzt war. „So eben erfahre ich, in welcher Lage sich Ew. Maj. befinden,“ sagte Péthion zum König. — „Das ist erstaunlich,“ erwiderte der König mit verhaltnem Unwillen, „denn es dauert schon ziemlich lange.“

Péthion stieg auf einen Stuhl und redete die Menge an, die aber, ohne sich zu regen, stehen blieb. Endlich ließ er sich von vier Grenadieren noch höher heben und sagte: „Bürger und Bürgerinnen, ihr habt mit Würde und Mäßigung von eurem Petitionsrechte Gebrauch gemacht; ihr werdet diesen Tag beschließen, wie ihr ihn begonnen

habt. Bis jetzt ist euer Betragen dem Gesetze gemäß gewesen; im Namen des Gesetzes fordere ich euch auf, jetzt meinem Beispiele zu folgen und euch wegzubegeben."

Die Menge gehorchte Pétion und verlor sich langsam in den langen Gängen vor den königlichen Gemächern. Kaum war im Saale etwas mehr Platz geworden, so halfen die Grenadiere dem Könige aus der Fensterbrüstung heraus, in der er eingeschlossen gewesen war; er eilte zu seiner Schwester, die ihm in die Arme fiel, ging mit ihr zu einer geheimen Thür hinaus und eilte zur Königin. Marie Antoinette, die bis jetzt ihr Stolz vor Thränen bewahrt hatte, unterlag der übermäßigen Aufregung und dem Gefühle ihrer Zärtlichkeit, als sie den König wiedersah. Sie stürzte sich zu seinen Füßen nieder, sie umfaßte mit heftiger Bewegung seine Knie; sie schrie mehr, als sie weinte. Die Prinzessin Elisabeth, die Kinder, alle schmiegten sich an einander und ließen sich vom Könige, der ebenfalls Thränen vergoß, in die Arme schließen. Es war ihnen, als wenn sie sich nach einem Schiffbruche wiederfänden, und in freudiger Umarmung richteten sie ein stummes Dankgebet für ihre Rettung an den Himmel. Die treuen Nationalgardisten, die dem Könige ergebnen Generale, der Marschall von Mouchy, Hr. v. Aubier, Acloque bezeigten dem Könige ihre Freude darüber, daß er so viel Muth und Geistesgegenwart gezeigt habe. Sie sprachen von den Gefahren, denen sie entgangen waren, von den schrecklichen Aeußerungen, den Geberden, den Blicken, den Waffen, dem Anzuge der Menge, sie erinnerten sich daran, wie sie plötzlich Zeichen von Reue gegeben habe. Der König, der während dieser Zeit sich zufällig einem Spiegel genähert hatte, bemerkte mit einem Male, daß er noch die rothe Mütze auf dem Kopfe hatte. Hastig schleuderte er sie mit Ekel von sich weg; hierauf warf er sich in einen Lehnstuhl und hielt sein Taschentuch vor die Augen. „Ach! rief er der Königin zu, warum mußte ich Sie Ihrem Vaterlande entreißen, um Sie an dem Schimpfe eines solchen Tages mit Theil nehmen zu lassen!"

XXV.

Es war acht Uhr geworden. Fünf Stunden lang hatte sich die königliche Familie in einer solchen schrecklichen Lage

befunden. Die Nationalgardisten der benachbarten Quartiere, welche sich ohne besondre Aufforderung versammelten, kamen einzeln an, um die Constitution zu beschützen. Man hörte noch von den Gemächern des Königs aus das unheimliche Lärmen und Schreien der Volkshaufen, die langsam durch die Höfe und durch den Garten sich entfernten. Die constitutionellen Deputirten eilten aufgebracht herbei und stießen Verwünschungen gegen Péthion und die Girondisten aus. Eine Deputation der Versammlung ging im Schlosse umher, um die Spuren von Gewaltthätigkeit und Unordnung, welche der Zug der Vorstädter zurückgelassen hatte, in Augenschein zu nehmen. Die Königin zeigte mit der Hand auf die zersprungnen Schlösser, die abgerißnen Angeln, die Waffenstücke, die Lanzenspitzen, das zersplitterte Holzgetäfel, die mit Kartätschen geladne Kanone, die auf der Schwelle der Zimmer herumlagen. Der in Unordnung gebrachte Anzug des Königs, seiner Schwester, der Kinder; die rothen Mützen, die ihnen mit Gewalt angehefteten Kokarden; das fliegende Haar der Königin, ihre Bläſſe, ihre zuckenden Lippen, ihre von Thränen genäßten Wangen waren bedeutsamere Spuren des Vorgefallnen, als diese vom Volke auf dem Schlachtfelde des Aufruhrs zurückgelaſſnen Dinge. Bei diesem Anblicke blieb kein Auge ohne Thränen, und selbst die am meisten gegen den Hof eingenommnen Deputirten konnten ihren Unwillen darüber nicht verbergen. Die Königin bemerkte es. „Sie weinen, mein Herr!" sagte sie zu Merlin. — „Ja, antwortete der stoische Deputirte, ich weine über das Unglück der Frau, der Gattin, der Mutter; aber meine Rührung geht nicht weiter; ich hasse die Könige und die Königinnen." Diese Worte, die zu ihrer Zeit erhaben sein konnten, waren hart in einem Augenblicke, wo vor Merlin ein gedemüthigter König, unschuldige Kinder, eine beleidigte Frau standen. Sie mußten das Herz der Königin grausamer treffen, als die Axtschläge des Volks die Thüren ihres Palastes. Die Stimme eines einzelnen Bürgers zeigte ihr an, was die Unerbittlichkeit der Revolution zu bedeuten habe. War es denn nöthig, bei solchem Misgeschick in demselben Augenblick Mitleiden und Haß zu zeigen? Sind denn nicht auch für die strengsten Ueberzeugungen Anstand und Zurückhaltung gültig, die verbieten, sie zu einer Zeit

hervortreten zu lassen, wo sie die Herzen, denen schon blutige Wunden geschlagen worden sind, nur noch mehr zerreißen können? Gibt es nicht im Wesen des Menschen etwas Heiligeres und Dauernderes als das, worin der Haß der Ueberzeugungen seinen Grund findet, nämlich mitleidiges Betrachten der Wechselfälle des Schicksals, Achtung vor gefallner Größe, Mitgefühl mit dem Schmerze?

Das waren die Vorfälle am 20. Juni. Das Volk zeigte an diesem Tage bei aller Unordnung eine gewisse Zucht und bei allem Ungestüm Zurückhaltung, der König eine heldenmüthige Unerschrockenheit bei Ergebung; einige Girondisten ließen eine berechnende schlechte Gesinnung sehen, welche den Ehrgeiz unter der Maske des Patriotismus verbirgt, und welche, um die Gewalt an sich zu bringen, sie den Schmähungen des Volkes preisgibt und nachher sie nur noch stückweise vorfindet.

XXVI.

In den Departements wurde Alles vorbereitet, um dem Beschlusse der Versammlung gemäß zwanzigtausend Mann nach Paris zu schicken. Die Marseiller, welche auf Madame Roland's Zureden von Barbaroux herbeigerufen worden waren, näherten sich der Hauptstadt. Es waren feurige Gemüther des Südens, welche nach Paris kamen, um die nach Ansicht der Girondisten nicht mehr hell genug lodernde Glut des revolutionairen Herdes wieder aufs neue anzufachen. Die zwölf- oder funfzehnhundert Mann, aus denen dieses Corps gebildet war, bestanden aus verbannten Genuesern, Liguriern, Corsikanern, Piemontesern, welche an allen Küsten des mittelländischen Meeres zusammengeholt worden waren; die meisten waren des Krieges gewohnte Matrosen oder Soldaten, einige auch des Verbrechens gewohnte Bösewichte. Sie wurden von jungen Leuten aus Marseille, den Freunden Barbaroux' und Isnard's befehligt. Aufgeregt von dem heißen Klima des Landes, fanatisirt von den Rednern der provençalischen Clubs, zogen sie unter Beifallsbezeigungen der Bevölkerung vorwärts; sie wurden überall mit Begeisterung empfangen und gefeiert, und ohne Auf-

hören wurden ihnen zu Ehren überall, wo sie nur ihr Weg hinführte, patriotische Gastmähler veranstaltet. Sie marschirten unter dem Vorwande heran, bei dem nächsten Bundesfeste am 14. Juli sich mit den übrigen Föderirten zu verbrüdern. Der geheime Grund aber war, die Nationalgarde von Paris einzuschüchtern, die Energie der Vorstädte wieder zu stärken und die Vorhut des Lagers der zwanzigtausend Mann zu bilden, zu dessen Zusammenziehung die Girondisten hatten von der Versammlung den Beschluß fassen lassen, damit sie die Feuillants, die Jacobiner, den König und die Versammlung selbst mit einer aus den Departements gekommnen und ganz aus ergebnen Leuten bestehenden Armee beherrschen könnten.

Bei ihrer Ankunft wogte das Volk hin und her, wie ein bewegtes Meer. Nationalgardisten, Föderirte, populäre Gesellschaften, Kinder, Weiber, der ganze Theil der Bevölkerung, der sich unter dem Lärmen und Toben auf der Straße am wohlsten fühlt und jedem öffentlichen Schauspiele nachjagt, eilten den Marseillern entgegen. Ihre gebräunten, kriegerischen Gesichter, ihre blitzenden Augen, ihre staubigen Uniformen, ihre phrygische Kopfbedeckung, ihre sonderbaren Waffen, die Kanonen, die hinter ihnen herkamen, die grünen Zweige, mit denen sie ihre rothen Mützen beschatteten, der fremdartige Klang ihrer Sprache, ihre von Flüchen und von wilden Geberden begleiteten Reden — Alles dieses machte einen tiefen Eindruck auf die Einbildungskraft der Menge. Die revolutionaire Idee schien Mensch geworden zu sein und in der Gestalt dieses Haufens zum Sturm auf die letzten Trümmer des Königthums vorzurücken. Triumphbogen waren ihnen in den Städten und Dörfern erbaut worden, durch welche sie kamen. Beim Marschiren sangen sie einen furchtbaren Gesang. Die Strophen dieser Hymne, die mit dem regelmäßigen Klang ihrer Tritte und mit dem Wirbeln der Trommeln abwechselten, glichen Vaterlands- und Kriegsgesängen, die bei einem Zuge zum Kampfe in gleichen Zwischenräumen dem Geklirre der Waffen und den Todeswerkzeugen antworten. Der Gesang, der sich in Frankreichs Seele unauslöschlich eingegraben, war folgender:

1. *)

Ihr Männer, auf, im Vaterlande,
Es kam des Ruhmes Tag herbei!
Die blutbespritzte Fahne wandte
Hoch wider euch die Tyrannei!
Hört ihr der rohen Söldner Horden
Das Feld durchziehen mit Gebrüll?
Sogar in euren Armen will
Der Feind euch Weib und Kinder morden.
Zum Kampf wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marsch, marsch, das falsche Blut saug' euer Boden ein!

2.

Was fordert die Verrätherbande,
Was Kön'ge und ihr Sklavenheer?
Für wen bringt man der Zügel Schande
Und Ketten, längst geschmiedet, her?
Für euch, o Schmach! für euch Franzosen;
Fühlt ihr euch nicht in Wuth gejagt?
Ihr seid's, die man zu träumen wagt,
In's alte Sklavenjoch zu stoßen.
Zum Kampf, wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reih'n!
Marsch, marsch, das falsche Blut saug' euer Boden ein!

3.

Was! fremde Kriegerscharen wollen
Uns meistern an dem eignen Herd?
Was! unsre stolzen Krieger sollen
Hinstürzen durch der Knechte Schwert?
Gott! unsre Nacken sollten spannen
Solch' feile Hände in das Joch,
Herr'n unsers Schicksals werden noch
Die feigen Söldner der Tyrannen?
Zum Kampf, u. s. w.

---

*) Der Marseiller Marsch. Original und Uebertragung. Stuttgart 1830.

4.

Despoten bebt! Verräther zittert,
Ihr, aller Reihen Schmach und Hohn!
Das Vaterland habt ihr erschüttert,
Den Vatermord ereilt der Lohn.
Soldat ist Alles, euch zu schlagen,
Ob unsre Helden untergehn —
Frankreich läßt neue auferstehn,
Die Waffen gegen euch zu tragen!
Zum Kampf u. s. w.

5.

Als edle Krieger, Brüder, schwinget
Zur Gnade auch das tapfre Schwert!
Die euer Feind zum Streiten zwinget
Die Armen, sind des Mitleids werth!
Doch nicht der blutige Despote,
Von Bouillé nicht der Mitgenoß,
Kein Tiger, der empfindungslos
Der Mutter Brust zu spalten drohte!
Zum Kampf u. s. w.

6.

Stärk', Vaterlandeslieb' und leite,
Den Rächerarm, der dir sich weiht;
O Freiheit, süße Freiheit! streite
Mit uns, wir führen deinen Streit!
Zu unsern Fahnen, mächt'ge, kehre
Der Sieg sich, auf dein Machtgebot,
Daß schau' der Feind, mäht ihn der Tod,
Dein Siegsgepräng' und unsre Ehre.
Zum Kampf u. s. w.

XXVIII.

Diese Worte wurden nach einer Melodie gesungen, die bald in tiefen, bald in hohen Tönen sich ergehend, den verhaltnen unheimlichen Zorn der Nation und dann Siegesfreude auszudrücken schien. Es lag etwas Feierliches dar-

in, wie der Tod, aber auch etwas Heiteres, wie die unsterbliche Zuversicht des Patriotismus. Man hätte es einen Widerhall aus den Thermopylen nennen mögen. Es war gesungener Heroismus.

Man hörte darin den gemessnen Schritt der Tausende, die den Grenzen zueilten, um sie zu vertheidigen, die klagende Stimme der Frauen, das Geschrei der Kinder, das Wiehern der Pferde, das Knistern der Flammen, die Paläste und Hütten verzehrten; dann die dumpfen Schläge der Rache, die mit dem Beile traf und wieder traf, und die Feinde des Volkes und die Entweiher des Bodens hinopferte. Wer diese Klänge vernahm, der fühlte sich mitten auf das Schlachtfeld versetzt, dem war es, als ob die mit noch warmem Blute bespritzte Fahne vor ihm herwehe. Sie machten sein ganzes Wesen erbeben, aber nicht etwa mit bangem Zagen, nur mit unerschrocknem Muthe erfüllten sie sein Herz. Sie rissen ihn mit sich fort, sie steigerten seine Kraft, sie ließen ihn Tod und Wunden vergessen. Sie waren das Feuerwasser der Revolution; sie wirkten auf die Sinne und das Gemüth des Volkes ein, wie das Schlachtengetümmel auf den Krieger einen betäubenden Eindruck macht und in seiner Seele nur allein das Verlangen nach Kampf und Sieg bestehen läßt.

Alle Völker hören zu gewissen Zeiten ihr gemeinsames Denken und Fühlen in solchen Klängen ausgesprochen, die Niemand aufgeschrieben hat und die doch Jedermann singt. Alle Sinne werden dem Patriotismus geweiht und tragen dazu bei, den Muth zu erhöhen. Der Fuß schreitet vorwärts, die Geberde belebt, die Stimme dringt berauschend in das Ohr, das Ohr läßt das Herz stärker schlagen. Der ganze Mensch wird zu einem Werkzeuge der Begeisterung. Die Kunst wird heilig, der Tanz heroisch, die Musik kriegerisch, die Poesie volksthümlich. Die Hymne, die in einem solchen Augenblicke von Allen im Vereine gesungen wird, vergeht nie wieder. Sie wird nicht bei Gelegenheiten entweiht, die ihrer nicht würdig sind. Wie die geheiligten Fahnen, die in den Hallen der Tempel aufgehängt sind und die nur zu gewissen Zeiten herabgeholt werden, so wird auch der Nationalgesang wie eine Waffe für Zeiten der Gefahr und der Bedrängniß aufbewahrt. Die Hymne, die damals

gesungen ward, war unter Umständen hervorgerufen worden, die ihr ein eigenthümliches, zu gleicher Zeit feierlicheres und unheimlicheres Gepräge gaben; Ruhm und Verbrechen, Sieg und Tod scheinen in ihren Klängen sich zu verbinden. Sie wurde der Gesang des Patriotismus; aber sie war auch der Ruf der Wuth. Sie führte die Krieger an die Grenze, aber sie begleitete auch die Opfer auf das Blutgerüste. Das nämliche Eisen vertheidigt in der Hand des Kriegers das Vaterland und gibt durch die Hand des Henkers den Schlachtopfern den Tod.

XXIX.

So hallt die Marseillaise noch immer wider als Ruhmesgesang oder Todesgeschrei; glorreich oder düster gibt sie dem Vaterlande Zuversicht oder macht seine Bürger erbleichen. Sie entstand auf folgende Weise.

Es lag damals zu Strasburg in Garnison ein junger Artillerieoffizier — Rouget de Lisle war sein Name. Er war aus Lons-le-Saunier am Jura gebürtig, einem Lande der Träumerei und der Kraft, wie alle Gebirgsländer. Er liebte den Krieg als Soldat, die Revolution als Denker; er suchte sich die Langeweile des Garnisonlebens durch Poesie und Musik zu vertreiben. In beiden war er nicht ohne Talent und dies hatte ihm Zutritt in das Haus Dietrich's, eines Elsasser Patrioten, des Maire von Strasburg, verschafft. Die Frau und die jungen Töchter Dietrich's theilten die Schwärmerei des Patriotismus der Revolution, der sich vorzüglich an den Grenzen in einem hohen Grade bemerkbar machte, wie die Zuckungen eines lebenden Körpers, dem Gefahr droht, sich hauptsächlich an den äußersten Enden der Glieder zeigen. Der junge Offizier war ihnen werth, sie gaben seinem Herzen, seiner Poesie, seiner Musik Inspirationen. Sie führten zuerst seine kaum gebornen Entwürfe aus, sie wußten um die ersten Regungen seines Genius.

Im Winter 1792 herrschte in Strasburg große Noth. Dietrich war ohne Vermögen, sein Haushalt höchst einfach, aber stets ward Rouge de Lisle gastfreundlich an seinem Tische aufgenommen. Der junge Offizier nahm Morgens und Abends seinen Platz an demselben ein, wie ein

Sohn vom Hause oder wie ein Bruder. Eines Tages, als nur Commisbrot und etwas geräucherter Schinken auf die Tafel gekommen war, sah Dietrich de Lisle mit wehmüthiger Heiterkeit an und sagte: „Der Ueberfluß fehlt unserm Gastmahle; aber was thut es, wenn nur die Begeisterung bei unsern Bürgerfesten und der Muth im Herzen unsrer Soldaten nicht fehlt! Ich habe noch eine Flasche Wein in meinem Keller. Bringe sie herauf, sagte er zu einer seiner Töchter. Wir wollen sie auf die Freiheit und das Vaterland leeren! In Strasburg wird bald ein patriotisches Fest gefeiert werden; de Lisle muß sich bei dieser letzten Flasche begeistern und ein Lied dichten, das in die Herzen des Volks dieselbe Begeisterung einziehen läßt, die es hervorgebracht hat."

Die Mädchen lächelten beifällig, brachten den Wein und füllten die Gläser der beiden Männer, bis die Flasche leer war. Mitternacht war herangekommen. Die Nacht war kalt. De Lisle war in tiefes Nachdenken versunken; er fühlte sich aufgeregt; sein Kopf war erhitzt. Die Kälte berührte ihn unangenehm und schwankend betrat er sein einsames Zimmer; er suchte sich nach und nach in den patriotischen Regungen seiner Seele, oder nach den Klängen seines Claviers zu begeistern; bald componirte er die Melodie, ehe er die Worte gefunden, bald dichtete er die Worte vor der Melodie; die Töne und die Verse verbanden sich so in seinem schaffenden Geiste, daß er selbst kaum wußte, welche zuerst entstanden. Musik und Poesie, Empfindung und Ausdruck verschmolzen so in einander, daß es ihm nicht mehr möglich war, sie zu trennen. Er sang Alles und schrieb nichts auf.

XXX.

Ermattet von der erhabnen Schöpfung, schlief er an seinem Claviere ein und wachte erst bei Tages Anbruch wieder auf. Die nächtlichen Gesänge erklangen nur nach und nach wie die Gebilde eines Traumes in seinem Gedächtnisse wieder. Er schrieb sie auf, setzte die Noten dazu und eilte zu Dietrich. Er fand ihn in seinem Garten an einem Gemüsebeete mit der Hacke beschäftigt. Die Frau und die

Töchter des alten Patrioten waren noch nicht aufgestanden. Dietrich weckte sie und rief noch einige Freunde herzu, die so wie er die Musik leidenschaftlich liebten und im Stande waren de Lisle's Composition aufzuführen. Rouget sang; die älteste Tochter des Hauses begleitete ihn. Bei der ersten Strophe erbleichten die Gesichter; bei der zweiten flossen die Thränen; bei der letzten kannte ihre Begeisterung und ihr Entzücken keine Grenzen. Dietrich's Frau, seine Töchter, er selbst, der junge Offizier umarmten sich unter heißen Thränen. Die Hymne des Vaterlandes war gefunden; leider sollte sie auch die Hymne des Schreckens werden. Den unglücklichen Dietrich geleiteten wenige Monate später die nämlichen Klänge zum Schaffot, die in seinem Hause dem Herzen eines Freundes entströmt und zum ersten Male von den Lippen seiner Töchter wiederholt worden waren.

Die neue Hymne, welche einige Tage später in ganz Strasburg gesungen wurde, flog von Stadt zu Stadt und wurde zum Volksliede. In Marseille wurde sie bei Beginn und zu Ende der Sitzungen der Clubs gesungen; die Marseiller verbreiteten sie in Frankreich, indem sie dieselbe auf ihrem Wege sangen. Daher kam der Name Marseillaise. De Lisle's alte Mutter, eine fromme Royalistin, erschreckt über den Widerhall, den die Stimme ihres Sohnes gefunden, schrieb an ihn: „Was ist das für ein revolutionaires Lied, das eine Räuberbande singt, welche durch Frankreich zieht, und mit dem man Deinen Namen verbindet!“ De Lisle selbst, der als Royalist geächtet, sich auf Gebirgspfaden der Alpen flüchtete, hörte diesen Gesang mit Schaudern, wie eine Todesmahnung zu seinen Ohren dringen. „Wie heißt dieses Lied,“ fragte er seinen Führer — „Die Marseillaise,“ antwortete der Bauer. So erfuhr er, welchen Namen sein Werk trug. Er wurde von der Begeisterung verfolgt, die er selbst hatte entstehen lassen. Kaum entging er dem Tode. Die Waffe kehrt sich gegen die Hand, die sie geschmiedet. Die vom Irrsinn fortgerissene Revolution erkannte ihre eigne Stimme nicht mehr!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BIBLIOTHÈQUE CHOISIE

de la

LITTÉRATURE FRANÇAISE

Collection des meilleurs ouvrages anciens et modernes

Établir pour les hommes de goût une Bibliothèque vraiment choisie, et qui contienne les productions les plus remarquables de la littérature française ancienne et moderne, tel est le but que nous nous proposons d'atteindre en publiant cette collection.

Nous publierons tous les ouvrages que nous croirons dans le goût de notre pays; et quant à la propriété littéraire, nous offrons aux auteurs contemporains dont nous reproduisons les œuvres, une part dans les bénéfices de notre opération.

Ouvrages publiés:

SAND, Indiana. 1 vol. In-8. . . . . 20 Ngr.

MAISTRE (Comte Xavier de), Oeuvres complètes. In-8. 1 Thlr.

MOLIÈRE, Oeuvres choisies. 2 vols. In-8. . 1 Thlr. 15 Ngr.

THIERS, Histoire de la révolution française. Nouv. édition. 6 vols In-8. . . . . 6 Thlr.

BEAUMONT (Mme Leprince de), Le Magasin des enfants. Revu et augmenté par Mme Eugénie Foa. Nouvelle édition. In-8. 25 Ngr.

BLANC (Louis), Histoire de la révolution française. En 10 vols. Tome I. Origines et causes de la révolution. In-8. 1 Thlr.

DUMAS, La Dame de Monsoreau. 6 vols. In-8. . . . 3 Thlr.

———, Mémoires d'un médecin. T. I à V. In-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

FÉVAL, Le Fils du diable. 8 vols. In-8. . . . . . . 4 Thlr.

LAMARTINE (A. de), Histoire des Girondins. En 8 vols. Tomes I à IV. In-8. Prix du volume. . . . . 1 Thlr.

MONTHOLON (Général), Histoire de la captivité de Ste-Hélène. Avec le masque de l'Empereur d'après Antomarchi. In-8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Ce volume contient tout le récit historique jusqu'à la mort de l'Empereur, avec toutes les pièces et dictées publiées jusqu'à présent à Paris

Brockhaus & Avenarius.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BIBLIOTHÈQUE CHOISIE

de la

LITTÉRATURE FRANÇAISE

Collection des meilleurs ouvrages anciens et modernes

Établir pour les hommes de goût une Bibliothèque vraiment choisie, et qui contienne les productions les plus remarquables de la littérature française ancienne et moderne, tel est le but que nous nous proposons d'atteindre en publiant cette collection.

Nous publierons tous les ouvrages que nous croirons dans le goût de notre pays; et quant à la propriété littéraire, nous offrons aux auteurs contemporains dont nous reproduisons les œuvres, une part dans les bénéfices de notre opération.

Ouvrages publiés:

SAND, Indiana. 1 vol. In-8. . . . . 20 Ngr.

MAISTRE (Comte Xavier de), Oeuvres complètes. In-8. 1 Thlr.

MOLIÈRE, Oeuvres choisies. 2 vols. In-8. . 1 Thlr. 15 Ngr.

THIERS, Histoire de la révolution française. Nouv. édition. 6 vols. In-8. 6 Thlr.

BEAUMONT (Mme Leprince de), Le Magasin des enfants. Revu et augmenté par Mme Eugénie Foa. Nouvelle édition. In-8. 25 Ngr.

BLANC (Louis), Histoire de la révolution française. En 10 vols. Tome I. Origines et causes de la révolution. In-8. 1 Thlr.

DUMAS, La Dame de Monsoreau. 6 vols. In-8. . . . 3 Thlr.

———, Mémoires d'un médecin. T. I à V. In-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

FÉVAL, Le Fils du diable. 8 vols. In-8. . . . . . . 4 Thlr.

LAMARTINE (A. de), Histoire des Girondins. En 8 vols. Tomes I à IV. In-8. Prix du volume. . . . . 1 Thlr.

MONTHOLON (Général), Histoire de la captivité de Ste-Hélène. Avec le masque de l'Empereur d'après Antomarchi. In-8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Ce volume contient tout le récit historique jusqu'à la mort de l'Empereur, avec toutes les pièces et dictées publiées jusqu'à présent à Paris

Brockhaus & Avenarius.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lamartine, Alphonse <<de>>

Geschichte der Girondisten aus dem Französischen

Bd.: 2

Leipzig 1847

Gall.rev. 478 gb-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10619175-5